

# **Frugger**

**Erinnerungen meiner Kindheit**

von  
Peter Tenhaef

2003/04



## Inhalt

Vorwort an die geneigte Leserin	5
Geburt	8
Familie	10
Tante Frieda	16
Ahnen	17
Schwestern	24
Haushalt	33
Bauliches und Berufliches	42
Widersprüche in der Familie	45
Kindergarten	51
Im Sand	55
Nachbarn	66
Kirche	87
Feste	97
Kirmes	108
Ausflüge	117
Schule	122
Freunde	129
Abschied	145
Nachwort an die immer noch geneigte Leserin	151



## Vorwort an die geneigte Leserin

Ja, „geneigt“ – und die männlichen Leser mit eingeschlossen; „geneigt“ klingt zwar zugebenermaßen übertrieben altmodisch, aber es muss sein. (Zum Ausgleich ist, wie Du siehst, meine Orthographie einigermaßen modern.) Denn wie sollte ich ohne Geneigtheit, das Unterfangen, von meiner Kindheit zu erzählen, ungeschoren überstehen? Du wirst zugeben, dass es ein reichlich heikles Unterfangen ist, von sich selbst zu sprechen, und sei es von der fernen Kindheit – oder gerade von ihr? – Es ist nicht lange her, dass mir eine durchaus geschätzte Freundin – wenn auch in einem ganz anderen Zusammenhang – die Worte an den Kopf warf: „Du sonnst dich in deinem Narzismus!“ Und da gehe ich hin und schreibe in aller Ausführlichkeit über meine Kindertage. – Nun, wie heißt es bei Wilhelm Busch?:

„Ist der Ruf erst ruiniert,  
Lebt man desto ungeniert.“

Ja, ich muss sagen, dass ich diese Freiheit schon des Öfteren in meinem Leben genießen durfte und vielleicht immer mehr genieße. – Trotzdem werde ich nicht unterlassen, Dir, geneigte Leserin, zu beteuern, dass diese Aufzeichnungen nicht der erste Teil meiner Autobiographie sind; denn ich halte mein Leben an sich keineswegs für so bedeutend oder ereignisreich – eher könnte man das Gegenteil behaupten –, dass es eine Biographie respektive Autobiographie rechtfertigte. Dies ist nicht so bescheiden, wie es klingen mag; denn es geht mir hier nicht um weniger, sondern um mehr als um eine Autobiographie, nämlich um das Erinnern einer ganzen Welt, einer ganzheitlichen Welt – sprechen wir nicht gleich von einem verlorenen Paradies. Diese Welt war nicht nur die Welt *meiner* Kindheit, sondern ein Stück weit vielleicht die Welt von Kindheit überhaupt, wie auch immer – jedenfalls die Welt eines bestimmten dörflichen Milieus am unteren Niederrhein, einer damals aus gewissen historischen, auch sprachhistorischen Gründen noch sehr rückwärts gewandten Gegend. Meine Erinnerungen wollen zu dieser verlorenen Welt, in der ich aufgewachsen bin, ein Zugang oder Okular sein.

Auch deshalb muss ich mich Deiner Geneigtheit vergewissern, liebe Leserin, weil ich Dir aus dieser Welt so gar nichts objektiv Mitteilenswertes oder auch im eigentlichen Sinne Spannendes berichten kann. Nicht einmal ein roter Faden ist da auszumachen, wenn Du nicht meine eigene Entwicklung in dieser Welt dafür nehmen magst. Vielleicht ist es wirklich eine Zumutung, sich als eine Fremde durch dieses Sammelsurium von belanglosen Details hindurcharbeiten zu sollen; denn die arme Sprache, zumal in meiner Diktion, hat bei Leibe nicht

die Kraft, die reale Lebensfülle, die für mich selbst immer noch in meinen Erinnerungen anklingt, plastisch vor die Sinne zu führen. Da muss Deine geneigte Fantasie schon das ihre hinzutun, sich sozusagen als Objektiv mit meinem Okular zu einem Linsensystem zusammenschließen. Vielleicht dass unser gemeinsames Fernrohr auf diese Weise ein paar brauchbare Bilder in die Gegenwart zieht.

Fern – das wirst Du empfinden – ist diese Welt in der Tat, aber nicht nur für Dich, sondern auch für die Menschen, von denen ich erzähle, sofern sie noch am Leben sind. Darum hat sich mir beim Erzählen auch überall die Vergangenheitsform aufgedrängt, selbst da, wo es um Verhältnisse geht, die bis heute fortbestehen. Ungeachtet der Bedeutung, die die Welt meiner Kindheit immer für mich behalten hat, erscheint sie mir selber fern. Die Welt, von der ich spreche, ist mir und den andern Menschen, die darin eine Rolle spielen, heute viel tiefer versunken als damals jenen früheren Figuren ihre eigene Kindheit und sogar die ihr voraufgegangene Zeit versunken war. Denn ihre ganze Vergangenheit war nicht durch vielfache persönliche oder gesellschaftliche Veränderungen abgeschnitten von der Gegenwart, sondern wirkte fortwährend in sie hinein. Ja, ich hatte den Eindruck, dass die Alten gerade dann, wenn sie von „frugger“ sprachen, besonders lebendig und gegenwärtig waren. Eine mehr oder weniger irritierende Ausnahme machten darin nur die Flüchtlinge, zu denen auch die Familie meiner Mutter gehörte. Aber diese bestimmten selbstverständlich nicht die Atmosphäre im Dorf und auch nicht in unserer eigenen Familie. Und so wuchs ich in einem Raum von beinahe mythischer Zeitlosigkeit auf, zum einen schon weil ich eben ein Kind war, zum andern weil auch die Umstände waren wie Kinder; denn wenig sprach da von irgendwelcher tagespolitischen Aktualität, wenig von ungelebter Zukunft, das Vergangene aber durchzog das Leben als sei es Gegenwart und vergehe nicht und sei der Tiefenraum der Wirklichkeit.

Seit es üblich geworden ist, kreuz und quer nach Belieben durch die Welt zu fahren, scheinen Raum und Zeit von einander und wir von ihnen unabhängig zu sein. Wir wechseln den Ort und glauben doch, dieselben zu bleiben. Und die Zeit lassen wir an uns abgleiten, als ständen wir auf dem archimedischen Punkt, an dem wir die Welt aus den Angeln heben können. Der Preis dieses immer beliebteren Unabhängigkeitswahns ist die Dimensionslosigkeit, ihre Konsequenz die Verflachung im Momentanen. – In meiner Kindheit war es anders: wie eng war die Welt, wie dicht, wie reich! – Und dies ist der Fundus, aus dem jederzeit das Glück meiner Gegenwart gewachsen ist. Denn Glück ist vielleicht nichts anderes als das Gefühl eines tiefen Zusammenhangs.

Weiterhin, geneigte Leserin, will ich Dir beteuern, dass ich mich in meinen Erinnerungen bemühen will, nichts zu verfälschen und auch nichts dazu zu erfinden, was ich nicht erlebt

habe oder wovon ich als Kind nicht habe reden hören. Das wird Dir vielleicht stellenweise ungläubwürdig erscheinen, aber mir selbst sind die Figuren, Bilder und Reden, die Klänge, Gerüche und Stimmungen meiner Kindheit kaum verblasst, so weit sie auch weg sind. Sie reden mit mir, als gäbe es keinen Tod und vielleicht nicht einmal einen Anfang. Auch dringt das Okular meiner eigenen Erinnerung ziemlich weit in die Tiefe meiner Vergangenheit, wenigstens bis in mein drittes Lebensjahr, wenn nicht das zweite, wobei ich keineswegs Fotos vor Augen habe, sondern den Blick aus meinen eigenen, sozusagen einsamen Augen. Übrigens habe ich nicht den Eindruck, dass die Erinnerung entscheidend mit der Entwicklung der Sprachfähigkeit zu tun hat, da ich nicht besonders früh sprechen konnte. Meine frühesten Erinnerungen sind alle nur bildlich; Worte, Laute oder Gerüche erinnere ich nicht so weit zurück. – Es wäre aber allzu naiv, wenn ich selber glaubte oder die geneigte Leserin glauben machen wollte, mein Okular sei ohne Farbfehler, das, was ich erzähle, sei genau so, objektiv gewesen. Wir sind voller Projektionen, und wie sollte gerade ich frei davon sein? Ja, es muss wohl so sein, dass wir mit unsern Projektionen immerzu auf die Welt einreden, wie diese auf uns von Anfang an, und dass erst dadurch jener reiche, farbige Dialog zustande kommt, der das menschliche Leben ist. Darum will ich auch in der Chronologie nicht puristisch sein, sondern manches von dem, was ich erst später erlebt oder reflektiert habe, in die Erinnerungen hineinreden lassen. Denn die Wirklichkeit ist kein bloßer Faden, sondern eben ein Gewirke. – Aber bevor ich mich noch weiter Heideggerisch verstricke, gebe ich lieber das Vorworten auf und fange einfach an zu erzählen.

## Geburt

Ich weiß nicht, ob die Konstellation der Gestirne wirklich glücklich war. Nur so viel, dass ich im wachsenden Licht geboren wurde, aber noch im Winter, und am Abend, zugleich auch wohl am Vorabend des „deutschen Wirtschaftswunders“, und doch noch irgendwie in der Nachkriegszeit, besser gesagt: in einer Zeit *vor* der heutigen – und dass ich in Geldern geboren wurde, genau gesagt: in Geldern in Geldern, und mittendrin am Markt.

Wie zufällig kehrte ich an meinem fünfzigsten Geburtstag zur Stunde meiner Geburt gegen 19 Uhr an die Stelle zurück, an der ich geboren wurde. Dabei hatte ich nie eine starke Beziehung zu meiner Geburtsstadt, vielleicht weil sie mir, sobald ich etwas von ihr wusste, als ein Beispiel dafür erschien, wie die Dinge zerfallen auf der Bahn der Zeit und wie sich zuletzt das Vergessen darüber legt.

Es war lange her, sehr lange, dass die Vögte und Grafen von Geldern zu Herzögen aufstiegen, deren Herrschaft von der mittleren Maas bis ans Ijsselmeer, zeitweise bis nach Friesland reichte, und die bei den Kaiserkrönungen das Ehrenamt versahen, den neuen Kaiser einzukleiden, lange her die Verschwägerung mit dem schottischen und mit dem englischen Königshaus, lange her das Werben um Maria von Burgund, der reichsten und mächtigsten Erbin Europas – wie wäre die Geschichte verlaufen, wenn nicht Maximilian von Habsburg, sondern Adolf von Egmond, Herzog von Geldern, sie geheiratet hätte? Aber er fiel vor Tournay als der vorletzte seines Geschlechts. – lange her endlich, dass die geldrischen Landsknechte das Lied sangen: „Der Kaiser ist niemals gen Geldern gezogen“ – und damit ausgerechnet den verspotteten, in dessen Reich die Sonne nicht unterging (– und dessen Geburtstag übrigens auf den meinen folgt). Es hat nichts genützt, weder der jahrzehntelange Trotz, noch der Spott. Mag sein, dass Karl V., wie schon sein Vater Philipp der Schöne und sein Großvater Maximilian, sich die Blamage ersparen wollte, die schwer befestigte Stadt erfolglos zu belagern. Aber er brauchte nur die Zeit abwarten, und als der letzte Herzog von Geldern Karl von Egmond kinderlos starb, kassierte er nicht nur die Stadt, sondern das ganze Herzogtum. (Mir scheint, beide Karls wurden nach Karl dem Kühnen benannt, der eine als Urenkel, der andere als vornehme Geisel.) Und das war erst der Anfang des Zerfalls. Im Niederländischen Unabhängigkeitskrieg wurden die drei geldrischen Niederquartiere vom spanisch bleibenden Oberquartier abgerissen und wieder hundert Jahre später im Spanischen Erbfolgekrieg überließ der Kaiser das Oberquartier weitgehend dem neuen König in Preussen. Der ließ die immer noch starke Festung Geldern monatelang belagern und anschließend eine Gedenkmünze prägen, auf der ihm die Göttin Gelria den Lorbeerkranz übergab, darunter die

Aufschrift: „Vincit invicta“. So wird eigene Demütigung in fremden Ruhm umgemünzt. Und abermals hundert Jahre später, auf dem Wiener Kongress, wurde das kleine preußische Oberquartier nochmals zerschnitten, indem die westliche Hälfte bis einen Kanonenschuss von der Maas entfernt dem neuen Königreich der Niederlande zugeschlagen wurde. Der Rest hatte nur noch die Größe eines Landkreises; und selbst dieser fiel, nach weiteren hundertfünfzig Jahren, der Kreisreform zum Opfer. Flankiert wurde dieser Verfall zur absoluten Bedeutungslosigkeit von der Schleifung der Festungsanlagen nach dem Siebenjährigen Krieg und schließlich von der fast vollständigen Zerstörung der Stadt am Ende des Zweiten Weltkriegs. Übrig geblieben ist nicht viel mehr als die schöne alte Drachensage von der Stadtgründung, die ich als Kind in dem Gedicht „Dn Draak van Poont“ kennenlernte:

„...On woe sey no de Stadt gebaut,  
 Hebbe sey dn Draak kapott gehaut.“<sup>1</sup>

Als ich in Geldern geboren wurde, war die Stadt im Zustand fortgeschrittener Geschichts- und Gesichtslosigkeit angelangt. Überdies wurde ich in einem Krankenhaus geboren, das einige Jahre später abgerissen werden sollte. Die Fläche wurde zunächst in einen Parkplatz, dann in eine Einkaufspassage verwandelt, alles Dinge, denen ich von Grund auf abgeneigt war, – kurz: da war für mich kein Ort mehr, Wurzeln zu schlagen.

Nur einmal kehrte ich für mehrere Tage nach Geldern zurück. Ich war sieben Jahre alt und wurde mit Blinddarmverdacht in das St. Clemens-Hospital eingeliefert, in dem ich geboren worden war. Tatsächlich hatte ich nichts, bekam aber täglich eine Spritze, wovor ich fürchterliche Angst hatte. Ich wehrte mich und schrie, so dass eine Nonne mich gewaltsam festhalten musste, während die Ärztin mich spritzte. Diese Vorgänge riefen eine jahrzehntelange Antipathie gegen alles Medizinische hervor, besonders gegen das damit verbundene Metallische und Sterile. Als ich einige Jahre später anlässlich des Besuchs unseres Hausarztes Dr. Lemmen wieder eine Spritze bekommen sollte, ergriff ich zunächst die Flucht und tobte durch die Betten, was meiner Mutter sehr peinlich war, da ich doch schon ein großer Junge war. Schließlich riss ich mich, dem mütterlichen Druck gehorchend, zusammen. Doch änderte das nichts an meiner Phobie. Eine bloße Blutprobe blieb mir ein Greuel, und ich dachte öfter: ‚Wenn ich mich doch nur mit einem Küchenmesser verletzen dürfte, anstatt mit so einer böartigen Spritze gestochen zu werden!‘ Es waren nicht die Schmerzen, sondern die Vorstellung, die mit mir durchging. (Und das sollte wohl auch für andere Lebensbereiche

---

<sup>1</sup> Wegen der besseren Verständlichkeit für die deutschsprachige Leserin, schreibe ich das niederrheinische Platt in Angleichung an die deutsche und nicht an die niederländische Schreibweise, was historisch richtiger wäre.

seine Gültigkeit behalten.) Noch im Alter von 18 Jahren widerfuhr es mir, dass ich vor einer schulischen Impfung – sie erfolgte dem Alphabet nach, und ich stand weit hinten – in Ohnmacht fiel.

Während meines Krankenhausaufenthaltes in Geldern waren immerhin Mamas tägliche Besuche tröstlich; sie brachte mir jedes Mal etwas mit, unter anderem ein sechseckiges Kaleidoskop mit wunderbaren Farben und Symmetrien. Im übrigen schaute ich zum Fenster hinaus, auf die evangelische Kirche, die die Preußen-Könige hatten bauen lassen und die alle Stunde ihr Glockenspiel erklingen ließ. Auf der anderen Seite des Marktes stand die große alte katholische Kirche, in der, wenn man Jochen Klepper glauben darf, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. vor einem Bild Gottvaters, der seinen gekreuzigten Sohn in den Armen hält, eine schwere Stunde durchgemacht hat.

## Familie

Von all dem wußte ich damals freilich noch nichts, als ich, ein paar Tage alt, mit meiner Mutter in das sieben Kilometer westlich gelegene Dorf Walbeck abreiste. Sie selber war diesen Weg sieben Jahre zuvor als Elfjährige zum ersten Mal gefahren, auf einem Lastwagen mit ihrer Familie und ein paar anderen Flüchtlingen. Sie waren aus Westpreußen weggeekelt worden, da sie sich nicht als Polen erklären wollten, kamen über Schleswig-Holstein und Essen nach Geldern. Sie wußten nicht, wohin die Fahrt ging, fürchteten geradezu, über die holländische Grenze abgeschoben zu werden, weil es immerzu nach Westen ging.

Ob es ein Glück war, nach Walbeck zu gelangen? Willkommen waren sie nicht. Zuerst wurden sie bei einem Bauern, dann bei dem Gärtner Mikes Schäng einquartiert. Die Mikes, die eigentlich Polfers hießen, galten als Nazi-Familie und Schängs Bruder, Mikes Jüpp, der jetzt nicht mehr in Walbeck wohnte, war Ortsgruppenleiter gewesen. Schäng, selber eher sanften Gemüts, sollte mit der Einquartierung der Flüchtlinge bestraft werden, gerade weil sein Haus viel zu klein für zwei Familien war. (Mikes Jüpp kam übrigens später ab und zu nach Walbeck zu Besuch. Er war massig und hatte einen außerordentlich großen Kopf, noch größer als die anderen Mikes, die für ihre großen Köpfe bekannt waren. Ich glaube, ich hab ihn nur einmal gesehen; er machte einen furchterregenden, skrupellosen Eindruck auf mich, auch wenn ich damals noch nichts von den Hintergründen wußte.)

Nicht nur die Dorfbewohner, sogar die Kirche war wenig angetan von der Eingliederung der Flüchtlinge. Pastor Hamanns wollte nicht recht glauben, dass meine Großeltern katholisch

waren, da doch die meisten aus dem Osten evangelisch seien und sie keinen Taufschein vorzuweisen hatten. Meine Großmutter musste zuerst ein „Ave Maria“ aufsagen, damit sie akzeptiert wurden. - Auch die Ernährungslage war katastrophal. Die Bauern gaben nicht leicht etwas ab, und so mussten sie anfangs Hunger leiden.

Allmählich ging es wohl besser. Und dann lernte meine Mutter meinen Vater kennen, einen Metzgergesellen vom Markt. Mein Vater hatte schon zuvor Ausbildungen als Meier und als Gärtner abgebrochen, und auch die Metzgerei, die er von seinem Vater und seinem Bruder übernehmen musste, war nicht seine letzte berufliche Station. Geheiratet wurde im Stillen, weil ich schon unterwegs war und weil Papas Bruder Onkel Heinz, dem ich irgendwie ähnlich sein soll, kurz zuvor mit 26 Jahren an einem Gehirntumor gestorben war. Zwei Jahre vorher war seine Großmutter und weitere drei Jahre vorher sein Vater gestorben. Meine Mutter sagte zu ihm: „Wenn hier noch jemand stirbt, zieh ich nicht in euer Haus.“ Aber es starb vorläufig niemand mehr, und sie musste wohl einziehen. Dabei gab sie natürlich ihren Beruf auf. Sie hatte einige Jahre das Gymnasium in Geldern besucht, dies aber abgebrochen, weil die Familie sich angesichts der miserablen Wirtschaftslage diesen „Luxus“ nicht leisten konnte. Darauf war sie Stenotypistin beim Arbeitsamt geworden. Aber als Ehefrau eines Handwerkers kam das jetzt nicht mehr in Frage. Stattdessen arbeitete sie mit meinem Vater in der Metzgerei, die noch meiner Großmutter gehörte, als Angestellte im Geschäft. Beide zusammen bekamen anfangs 40 Mark in der Woche.

Meine Mutter war also in das Haus am Walbecker Markt 11 eingehiratet. Aus dem Abstand späterer Jahre sprach sie öfter das niederrheinische Sprichwort aus: „Ingetraut – Læeve versaut.“; in den ersten Jahren wird sie es wohl nur gedacht haben – auf Hochdeutsch. In der Tat hatte sie im Haushalt ihrer Schwiegermutter einen schweren Stand, wovon ich freilich kaum etwas direkt mitbekam. Die Alten nahmen sie nicht ernst – nach dem Grundsatz „Sey es ja maar en Denn.“ Aber auch abgesehen von den jugendlichen Jahren meiner Mutter wurde die Ehe meines Vaters mit einem Flüchtlingskind von den Alten väterlicherseits nicht als standesgemäß betrachtet, obwohl meine Mutter wie mein Vater gleichermaßen Kinder von Metzgern waren; Flüchtlinge blieben nun mal Dahergelaufene. Onkel Franz scheute sich denn auch nicht, seinen Schwestern gegenüber zu bemerken: „Gej halt oh Pack int Hüß!“

Das Haus am Markt war eigentlich ein alter, ungemütlicher Kasten. So jedenfalls hat es immer meine Mutter gesehen. An der Front waren die Ankereisen mit den Ziffern 1-7-8-0 zu lesen. Das Haus war somit ein Jahr nach dem großen Walbecker Brand von 1779 errichtet worden, der fast das ganze mit Strohdächern gedeckte Dorf vernichtet hatte. (Damals schrieb

Pastor Beckx über die Zerstörung der Freiherrlichkeit Walbeck lapidar ins Kirchenbuch: „Prima die aprilis perivit ignibus gloria Walbeck.“ Das war übrigens nicht das erste Mal. (Schon 1514 hatten die Truppen Kaiser Maximilians im Geldrischen Krieg das wehrlose Dorf in Brand gesteckt.) In den Besitz der Familie kam unser Haus aber wohl erst im 19. Jahrhundert durch den Vater meiner Großmutter. Mein Großvater, der aus Geldern kam, stockte es 1925 auf und richtete die Metzgerei darin ein.

Der Markt, an dem das Haus stand, war eine breite Straße, von alten Linden gesäumt, die alle fünf Jahre gestutzt wurden, damit die dahinter liegenden Häuser nicht zu sehr verdunkelt wurden. Am oberen Ende des Marktes stand die spätmittelalterliche St. Luzia-Kapelle, zu der in früheren Jahrhunderten eifrig gewallfahrtet wurde. (Die Wallfahrt war bis auf die jährliche Kevelaerer Prozession eingegangen. Der zehn Kilometer nördlich gelegene Marienwallfahrtsort Kevelaer konnte schlecht zu sich selbst pilgern; darum gingen die Kevelaerer nach Walbeck zur heiligen Luzia, sangen aber – wie ich als Kind verdrossen feststellte – trotzdem Marienlieder anstatt das Walbecker Luzia-Lied.) Neben der Kapelle ging eine Treppe hinauf zu der noch wesentlich älteren St. Nikolaus-Kirche, deren Glocken alle halbe Stunden, zum Angelus-Läuten morgens, mittags und abends sowie natürlich zu den damals noch zahlreichen Messen und Andachten mächtig auf den Markt herabtönten. Die Glocken und die Turmuhr regelten das Leben im Dorf. So galt das abendliche Angelus-Läuten für uns Kinder als Signal, vom Spiel auf den Straßen nach Hause zu gehen. (Im Winter läutete es früher, im Sommer später.)

Außer meinen Eltern, mir und meiner Großmutter lebten im Haus am Markt noch deren unverheiratete etwas jüngere Schwester Maria, von mir und meinen später geborenen Schwestern Tante Mia genannt. Im Dorf hieß sie „Holles Mrie“, nämlich nach dem Mädchennamen ihrer Mutter, die eine geborene Holla war, und eine viel stärkere Persönlichkeit als ihr Vater Matthias Croonenbroeck, der auch schon seit 1911 tot war. (Nur einmal, spät, erfuhr ich von einer Erinnerung an ihn, als nämlich ein uralter Bauer nach dem Hochamt zu meinem Vater sagte: „Wie ek dinnen Suen inne Kerk soech stoen, dooch ek: doer stiet dn aalden Croonenbroeck.“ Tatsächlich trug der einen ähnlichen Bart wie ich.)

Tante Mia bewohnte mit Oma Markt zusammen die Belétage. Irgendwie schien sie auf ihren Jungfern-Status stolz zu sein, jedenfalls im Alter. Als ein Arzt sie einmal mit „Frau Croonenbroeck“ ansprach, wies sie ihn umgehend zurecht, indem sie ihren gichtigen Zeigefinger hob: „Frolein, Herr Doktor!“ – Wie sie mir erst später erzählte, war Tante Mia in den zwanziger Jahren verlobt gewesen, und zwar mit einem Mann aus dem Magdeburgischen. Einmal zeigte sie mir auch ein bräunliches Foto, auf dem sie beide sehr ernst nebeneinander

in die Kamera starren. Der Verlobte verließ sie. Als meiner Schwester Annegret Jahrzehnte später mit ihrem ersten Freund etwas anscheinend Ähnliches widerfuhr und sie sich bei Tante Mia ausweinte, rief diese mit lebhafter Empörung aus: „Dieser Schuft! Hat sich bei euch durchgefressen und jetzt läßt er dich sitzen!“ Darauf ging es Annegret schon besser.

Tante Mia war Schneiderin, sah aber nicht so aus, wie man sich vielleicht eine Schneiderin vorstellt. Alles an ihr war kräftig, der Körperbau, der Appetit, die Physiognomie; sie sagte selbst, dass ihre starke Nase einen „Croonenbroeck-Bög“ habe, dabei kam sie viel mehr auf ihre energische Mutter und deren Mutter als auf ihren sanften Vater. Faszinierend fand ich, wenn Tante Mia in der Najkamer über ihre rätselhaften Schnittmuster gebeugt war und mit dem Stechrädchen unter den labyrinthisch verworrenen Linien eine bestimmte verfolgte. Oft stützte sie dabei die Linke herrisch in die Seite oder auf den Tisch, wie ein Kapitän, der auf seine Seekarte schaut oder ein Feldherr auf seinen Plan bei Vorbereitung einer Schlacht. Was ich an diesem Anblick genoss, war die pralle Gegenwärtigkeit. Vielleicht befiel mich dabei gerade deshalb in späteren Jahren einmal der Gedanke: die Zeit ist absehbar, da wird dies alles nicht mehr sein: die Najkamer nicht, Tante Mia nicht und diese starke Atmosphäre nicht – und noch mal eine Zeit, da werde auch ich nicht mehr sein und niemand, der dies alles wahrgenommen hat.

Manchmal unterhielt Tante Mia sich mit Oma, seltener auch mit Mama über bestimmte Schneiderkollegen oder auch über die Qualität bestimmter Tuche, wobei sie immer eine kritische und feste Meinung hatte. Dabei fiel öfter das Wort: „Natürlich saß das nicht!“ Bei der Tucheinschätzung war eines ihrer Lieblingsworte „diffisil“; dass wir nicht recht verstanden, was das war, erhöhte eher den Respekt für Tante Mia. Wir alle waren von ihrer Kompetenz überzeugt, sogar Mama. Gewisse inferiore Arbeiten machte Tante Mia freilich ungern, insbesondere das lästige Nähen von Knopflöchern, das sie manchmal an ihre Schwägerin Agnes weitergab, der so etwas nichts ausmachte.

Ja, an direkter väterlicher Verwandtschaft gab es noch den älteren Bruder von Oma und Tante Mia, Onkel Franz, der mit seiner Frau, Tante Agnes, außerhalb des Dorfes in der Bauernschaft Sand wohnte. Da er vom Markt kam, wurde er von den Bauern im Sand „Meertse Fraanz“ genannt. Als ich geboren wurde, war Onkel Franz schon siebzig Jahre alt, hatte das Schusterhandwerk an den Nagel gehängt und betrieb mit seiner Frau eine kleine Landwirtschaft, im wesentlichen Selbstversorgung. Onkel Franz war im Grunde ein ziemlich grobsinniger Mensch, worunter ich selbst allerdings nie zu leiden hatte. Wie es hieß, hatte er das Junggesellen-Dasein ausgiebig genossen, bevor er mit 43 Jahren zum ersten Mal heiratete. Er war 60, als seine Frau starb und er zu seiner Schwester Maria sagte: „Wenn ek wos, dat ek

noch fiff Joer levten, ging ek noch eens traue.“ „Och“ erwiderte Tante Mia, „do kass well noch tweenteg Joer läeve.“ Darauf heiratete er Tante Agnes, die 21 Jahre jünger war als er, und bei Tante Mia das Nähen gelernt hatte. Er selber sollte noch 24 Jahre leben. Tante Agnes, die vorher nicht verheiratet war, kam aus dem Dörfchen Lüllingen, zwischen Walbeck und Kevelaer gelegen, im Volksmund nur „de Klus“ genannt (weil es hier früher eine Mönchsklausur gegeben hatte). In Walbeck hieß sie „Knaal Angnies“, denn ihr Elternhaus stand an der Brücke über den Niers-Maas-Kanal. Immer wenn wir später mit Papa auf dem Weg nach Kevelaer hier durchfuhren, sagte er mit komischem Pathos: „Wo kein Wandrer setzt den Fuß, da ist die Klus.“

Und dann gab es da noch eine Reihe von Onkeln und Tanten zweiten und dritten Grades, vor allem aus der Familie von Papas Vater, der etliche Geschwister gehabt hatte. Sie wohnten aber alle nicht in Walbeck, kamen nur gelegentlich zu Besuch. Sie waren überwiegend, wie mein Großvater selbst gewesen sein soll, lustige extrovertierte Leute, besonders diejenigen, die weiter südlich in der Krefelder Gegend wohnten; dorthin geht es ja bis Köln ohnehin immer „rheinischer“ zu.

Und schließlich natürlich die mütterliche Verwandtschaft, vor allem Opa und Oma, die ich zur Unterscheidung von Oma Markt Oma Schulsteg nannte; denn Oma und Opa wohnten seit einigen Jahren neben der Schule im Haus des Schneiders van de Venns Jüppke, gut hundert Meter die Hauptstraße hinauf, und Mama brachte mich oft dorthin.

Von van de Venns Jüppke, einem kleinen hinkenden Mann, den ich niemals lachen gesehen habe, gibt es übrigens eine Geschichte, die Papa aus seiner Kindheit erzählte:

*Im letzten Krieg, wie Hauptmann Krausche bei uns einquartiert war, kriegten wir von ihm einen Soldatenstoff geschenkt. ‚En schön diffisil Stöffke‘, sagte Tante Maria, ‚maar wej wolle ok es de Konkurränz wat verdiene loete. Van de Venns Jüppke kos dr twee korte Boxe vör Heinz on Walter van make.‘ So ging ich mit meinem Bruder nach van de Venns Jüppke. Aber der wollte von dem Stoff so viel wie eben möglich für sich zurückhalten und nahm ganz knapp Maß. Wie die Hosen fertig waren, saßen uns die Boxenpiepen so spack um die Beine, daß wir die Hosen nicht ganz anziehen konnten; und Tante Maria musste in beide Piepen von anderem Stoff Keile einnähen. Sie schimpfte: "Hai ek se toch selws gemackt! – Dat woer dn irste on letzte Kier, dat van de Venns Jüppke ennen Auftrag van os gekräege häet."*

Aber ich bin wieder abgeschweift, wollte doch noch von Mamas Familie berichten. Sie war die jüngste von vier Geschwistern und hatte als erste geheiratet. Die andern drei folgten

aber bald nach, zuerst Tante Gabi, die Onkel Georg heiratete. Der stammte nicht vom Niederrhein, sondern aus der Heimat, Oliva bei Danzig. Onkel Alois und Onkel Karl, die wie ihr Vater, mein Vater, dessen Bruder und Vater allesamt das Metzgerhandwerk erlernt hatten, heirateten Tante Leni und Tante Thea. Nur Onkel Alo und Tante Leni wohnten in Walbeck, die ersten Jahre sogar uns gegenüber auf der anderen Marktseite bei Tante Lenis Eltern, Erkes Pitt und Tante Mimm.

Gelegentlich kamen auch weitere Verwandte und Freunde von Oma und Opa zu Besuch oder wurden von uns besucht. Sie stammten alle aus dem Osten, lebten jetzt aber irgendwo im westlichen Deutschland. Opas Cousine Tante Bolka wohnte in Essen; bei ihr hatte die Familie nach der Flucht eine Zeit lang gewohnt, bis der Hunger sie auf's Land trieb. Omas Geschwister Tante Anna und Onkel Anton wohnten in Hamm; sie waren schon zur Zeit des Ersten Weltkriegs wegen der besseren Arbeitsmöglichkeiten ins Ruhrgebiet gezogen. Onkel Anton, der in Hamm einen Kiosk besaß, hatte einen lustigen Hund mit kurzen Beinen und langen Haaren. Als kleiner Junge durfte ich ihn an der Leine führen, erinnere mich noch, wie dabei das Ausführ-Vergnügen mit der Angst, gebissen zu werden, in der Schwebel stand. – Weither aus Berlin kam Omas Freundin Tante Brunhilde und aus Schleswig-Holstein ihre Schwester Tante Threse. „Zotka Thresa“, wie sie manchmal in der Familie genannt wurde, war von allen die „östlichste“. Sie war klein, dick und hinkte seit vielen Jahren, was die Zugreisen sehr beschwerlich machte. Oma, die ein paar Jahre jünger war, fühlte sich ihr immer weit überlegen, weil Tante Threse ein ausgesprochen kindliches Gemüt hatte. Gerade deshalb mochte ich sie aber. Sie konnte noch viel gefühlicher als Oma Schulsteg sein und weinte und lachte wie ein Kind kurz hintereinander, auch wenn sie in ihrem gleichermaßen fremden wie herzlichen Tonfall mit mir sprach oder mir Lieder vorsang.

Zu meinen frühesten Erinnerungen an die Familie gehört aber eine Szene, in der ich in der Küche von Oma Markt und Tante Mia nackt in einem Zinkeimer mit warmem Wasser stehe, das dampfende Zimmer angefüllt mit Verwandten von beiden Seiten, die ihren Spaß an mir haben. Solange keine anderen Kinder da waren, wurde mir geradezu im Übermaß Aufmerksamkeit geschenkt, was ich nicht selten aufdringlich fand. Tante Thea sagte damals zu Mama: „Peter ist der Goldstiefel. Das kann ihm keiner mehr nehmen.“

## Tante Frieda

Vielleicht noch älter könnten seltsamerweise Erinnerungen sein, die nicht auf meine Eltern und Verwandten oder unser Haus am Walbecker Markt zurückgehen, sondern auf den Friedhof. In Walbeck gab es einen alten, mit vielen Zypressen bestandenen Friedhof an der Kevelaerer Straße. (Die Gräber waren zwischen den Hauptwegen ziemlich unregelmäßig angelegt worden, so dass in den sechziger Jahren, als überhaupt alles verändert, modernisiert werden sollte, eine Neuordnung beschlossen wurde, in deren Zug auch alle Zypressen zu Fall kamen – ein trauriger Anblick.) Auf den alten dunklen Friedhof, auf dem es so angenehm harzig roch, ging ich öfter an der Hand von Tante Frieda, die sich dort still auf eine Bank setzte, während ich vom Weg aus der schwarzen Asche schöne weiße Steinchen aufhob und sie ihr als Schatz in die Hand brachte. Mir ist, als habe ich noch nicht lange gehen können, weil ich mich beim Bücken und Aufrichten anstrengte. An weitere Einzelheiten erinnere ich mich nicht, nur dass alles voller Friede war.

Tante Frieda trug immer schwarze oder zumindest dunkle Kleider, wie damals bei uns noch alle Witwen und überhaupt alte Frauen. Sie war nicht vom Niederrhein, sondern kam weither aus Hannover. Als Witwe war sie viel allein und bat darum öfter meine Eltern: „Ach bringt mir doch den Lütten.“ Ihr Mann war im ersten Weltkrieg als höherer Offizier in Walbeck stationiert gewesen und wohnte mit seiner Frau bei „Anntant“ in der Gastwirtschaft Allofs. Die lag am unteren Ende des Marktes neben unsern Nachbarn Ingenerf. Dort waren die beiden mit Oma und Tante Mia bekannt geworden und zogen nach dem Krieg ganz nach Walbeck, einen guten Steinwurf von uns entfernt die Hauptstraße hinauf. In Tante Friedas Wohnung spielte ich meistens mit ihren Kochtöpfen oder schaute aus dem Fenster. Der Blick ging die Hauptstraße hinunter gerade auf das Haus von Anntant zu. Die ehemalige Gastwirtschaft Allofs war eines der wenigen Häuser in Walbeck, die der Zweite Weltkrieg stark in Mitleidenschaft gezogen hatte. Walbeck wurde nämlich trotz der Westfront kaum zerstört, da es glücklicherweise kampflös übergeben wurde von einigen Mutigen, die den Engländern mit weißer Fahne entgegen gegangen waren, aber die Alliierten hatten schon vorher von Holland aus mit Geschossen auf die Kreuzung am Markt gezielt, so dass dabei das Haus Allofs mehrere Treffer abbekam. Die Erinnerung an dieses Haus gehört zu meinen frühesten. Ich glaube, ich bin mit Tante Mia an der Hand dort vorbeigegangen, war aber so klein, dass ich kaum durch die Fenster hineinschauen konnte. Eigenartigerweise ist mir das Haus nicht als massives Gebäude in Erinnerung, sondern ganz dünnwandig, eher aus Blech als aus Stein, und überdies seltsam grünlich wie altes Kupfer. (In Wirklichkeit sah es ziemlich

anders aus, wie ich später auf einem Foto gesehen habe.) Auf dieses Haus schaute ich aus Tante Friedas Fenster, als eines Tages ein alter Bagger heranfuhr und das Haus mit seiner großen Schaufel im Laufe des Tages Stück für Stück abriß, ich hatte den Eindruck: abbiß. Das dramatische Ereignis muss mich tief berührt haben, sonst hätte es sich nicht so früh in meine Erinnerung eingepägt.

Kurz bevor Annegret geboren wurde, zog Tante Frieda zu Verwandten nach Düsseldorf, wo sie nicht viel später starb.

## Ahnen

Im Haus am Markt lebte ich eigentlich nicht nur mit meinen Eltern, Oma Markt und Tante Mia. Außerdem waren da noch die drei in den letzten Jahren Verstorbenen irgendwie präsent, eigenartigerweise um so mehr, je länger sie im Haus gelebt hatten. Am wenigsten erinnerte an Onkel Heinz. Vielleicht sollte es so sein, weil sein früher Tod zu schmerzlich war.

Von meinem Großvater hing ein gerahmtes Foto oben in der Nähstube, der Najkamer, die gleichzeitig die gemeinsame Wuenkamer der beiden Alten war. Der dicke Mann mit dem kleinen Oberlippenbart und der kreisrunden Glatze schaute mich daraus frontal und regungslos an. Auf früheren Bildern, die ich später kennenlernte, hatte er etwas Joviales und Lustiges. Auf diesem Bild, das wohl von einem Passfoto nicht lange vor seinem Tod mit 59 Jahren stammte, starrte er beunruhigt vor sich hin.

Am meisten lebte meine Urgroßmutter weiter, die in der Familie „die kleine Oma“ genannt wurde; im Dorf sprach man noch immer von „Holles Ann“. An sie erinnerte ein ganzes gemütliches Zimmerchen, das hinter der Waschküche lag und seit ihrem Tod unverändert eingerichtet blieb. Irgendwie war die kleine Oma die Seele des Hauses, obwohl sie nicht mehr da war; Papa erzählte immer sehr gern von seiner Oma, z.B. wie leidenschaftlich sie Karten spielte. Besonders liebte sie das Spiel *Op de letzte Schlag*, bei dem derjenige siegt, der den letzten Stich bekommt. Wenn sie "Herz" kartete, rief sie auf Deutsch: "Herz im Leib, verzage nicht!" – Wenn sie nur Ässe und Zahlenkarten, aber keine Könige, Damen und Bauern hatte, meldete sie: "Percis, – no ben ek in Blitterswijk in de Kerk." Blitterswijk war eine Gemeinde jenseits der Maas, die so arm war, dass sie sich in der Kirche keine Heiligenbilder leisten konnte.

Die kleine Oma überlebte ihren Mann knapp 40 Jahre und war fast 97 Jahre alt geworden, genau so alt wie ihr Vater. Obwohl sie immer sagte: "Sue aald wie Vader well ek ni were",

hatte sie einen durch nichts zu hemmenden Lebenswillen. In der Zeitung las sie jeden Tag nur die Todesanzeigen. (Schreiben hatte sie im Laufe der Jahrzehnte verlernt, bis auf ihren Mädchennamen "Anna Barbara Holla". – Mein Vater hatte sie als Junge einmal prüfen wollen und gesagt: „Oma, schriew toch es wat!“) – Auch wenn sie von jemandem las, der jünger war als sie und schon gestorben war, vielleicht eine kinderreiche Familie hinterließ, sagte sie: "Et giet ni de Rey noer – maar ek gönn et öm noch vür mech." Und dann ging sie immer in das Haus des Verstorbenen, um für ihn zu beten und ihn zu begucken. Wenn sich die Beerdigung aber hinauszog, sagte sie: "No maar drroonder met öm, sons kömt'en noch ant steenke."

Als die kleine Oma 85 war, kriegte sie einen Schlaganfall. Jeder dachte, dass es nun aus wär mit ihr. Niersmanns Hanna, die eine Näherin war wie Tante Mia und bei ihr wie Tante Agnes das Nähen gelernt hatte, kam zu Oma und fragte sie besorgt: "Maar Mutt, wie giet et dech dan no?" Oma antwortete munter: "Och, et giet all werr. - Ek kos toch noch nit verschliete sin."

1944, als in den Grenzdörfern die Kriegsgefahren immer näher rückten, wurde die Familie in den Westerwald evakuiert, in eine Molkerei, wo mein Vater das Meierhandwerk lernte. Oma kam mit ihren 91 Jahren zum ersten Mal weiter als ein paar Kilometer von zu Hause weg. Sie konnte sich nicht genug darin tun, die hohen Berge zu bestaunen und schien sich recht wohl zu fühlen. Nach einem halben Jahr aber – der Krieg war glücklicherweise vorbei – sagte sie: „No mot et gut sin. Lott os maar naar Hüß fahre.“ – Zu Hause war freilich einiges in Unordnung geraten, weil die englische und kanadische Armee das unzerstörte Dorf eine Zeit lang als ihr Hauptquartier benutzt hatten. (Damals trafen Montgomery, Churchill und Eisenhower in einem Zelt auf dem Walbecker Schulhof zusammen, um die weitere Offensive zu besprechen.) Gar so schlimm dürften die Verwüstungen aber nicht gewesen sein, da ich nur hörte, dass man den alten Küchentisch auf dem Misthaufen wiedergefunden habe und er eine neue Tischplatte bekam. Trotzdem wird die kleine Oma bei dieser Gelegenheit einen ihrer deutschen Lieblingssprüche ganz angebracht gefunden haben, nämlich den, in dem die Schwalbe singt:

„Als ich fortflög, als ich fortflög, waren Kisten und Kasten voll.  
Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles wüst und leer. – Prr, prr!“

Zu Papa hatte die kleine Oma ein besonderes Vertrauensverhältnis. Als sie nicht mehr gut hören konnte, nahm sie ihn nach dem Mittagessen oft bei Seite und fragte ihn: „Jöngske, wat hebbe se vertellt?“ Papa fasste das Gerede kurz zusammen, worauf sie abwinkend sagte: „Och, aanders ni mier.“

Je älter die kleine Oma wurde, desto kleiner und leichter wurde sie. Einmal war sie mit Papa zusammen im Schuppen, wo sie Holz zum Heizen holte. Papa war gerade dabei, Schweine zu wiegen. Da kam Oma mit der Schürze voll Klötzkes. Sie kletterte damit auf die Dezimalwaage und sagte zu ihrem Enkel: "Jöngske, dü mech ok es wäege." Der sagte: "Do moss ewer irs de Klötzkes üt de Schlöpp dun." Aber Oma wollte davon nichts wissen und meinte: "Och wat, dat wägt ja nex." Da wog sie zusammen mit de Klötzkes 83 Pfund.

Jahrzehntelang hatte die kleine Oma im Wald Tröllen (Kiefernzapfen) und Bördes zum Feuermachen geholt, die sie zu Fuß auf dem Kopf nach Hause trug. In den letzten Jahren konnte sie nicht mehr weit gehen, hatte aber eine solche Freude am Wald, dass sie ab und zu Papa bat: „Jöngske, fahr mech noch eens in dn Boss.“ Dann setzte sie sich auf einen Handwagen und ließ sich von ihm in den Wald schieben. Dem jungen Mann war das etwas peinlich, weil die Dörfler darüber lachten, dass er Holles Ann auf diese Weise kutscherte, aber für Oma tat er alles.

Trotz ihres biblischen Alters war die kleine Oma nicht Urgroßmutter geworden. Ich, ihr erster Urenkel, wurde erst 100 Jahre nach ihr geboren. (Wenn sich meine Eltern genau so viel Zeit gelassen hätten wie die beiden voraufgegangenen Generationen, hätten es auch 120 Jahre sein können.) Schon als Kind empfand ich ein starkes Bedauern darüber, dass ich die kleine Oma nicht persönlich kennen gelernt hatte. Dieses Bedauern konnte sich mitunter – manchmal noch heute – bis zu einer Art Verlustschmerz steigern, den man vielleicht als einen seelischen Phantomschmerz bezeichnen könnte: da war kein realer Verlust, und doch tut das Vermissen weh.

Schon als kleines Kind hielt ich mich gern auf dem Söller auf, auch wenn mir vor den düsteren Ecken ein wenig graute und ich mich nicht traute, da ganz hinein zu gehen. Ich durchstöberte gern Schränke und Kästen. Und in einem großen Truhenkorb stieß ich, unter den Kleidungsstücken meiner Urgroßmutter, auf einige große gerahmte Fotos. Ich schleppte sie hinunter und fragte Tante Mia, wen sie darstellten. Da gab es unter anderem ihren Vater, der mich sanft und symmetrisch anschaute, trotz Bart ein bisschen langweilig, und, in einem ovalen Rahmen auf bräunlichem Foto, ihre Großeltern, die Eltern der kleinen Oma, meine Ururgroßeltern, von denen sie als Grosspa und Grossma sprach. Das Bild faszinierte mich, vielleicht wegen der altmodischen Kleidung, vor allem der Krinoline und dem Chapeau meiner Ururgroßmutter – bei uns hieß das Ding, das noch meine Urgroßmutter bis 1950 trug, immer „Kapottthütchen“ –, vielleicht aber auch wegen der eigenartig gegensätzlichen Physiognomien der beiden Porträtierten. Die sitzende Grossma hatte kräftige dicke Finger und

schaute mit einer Art Wut aus dem Bild, die seltsam gegen das vornehme weite Atlaskleid und das kuriose Hüthen abstach. Selbst Tante Mia sprach von ihrer Großmutter Maria Katharina Holla, geborene Heursen, als „Drache“. Der Drache starb 1899 mit 80 Jahren, als ihre Enkelin sieben Jahre alt war. Die hatte sie noch in starker Erinnerung und erzählte, wie sie öfter im Haus an der Hochstraße auf dem großen Schrank gesessen habe und ihre Großeltern beobachtete. Grosspa war Sattlermeister, jahrzehntelang Mitglied des Gemeinderats und vor allem „eine Seele von Mensch“; wenn er aus einer Tasse Kaffee trank, soll er dabei immer den kleinen Finger vornehm hochgehoben haben. Auf dem Bild stand er in einem altmodischen Anzug mit breiten Aufschlägen und einer Taschenuhrkette neben seiner Frau. Sein relativ kurzer, ganz regelmäßiger Bart lag in schönem Halbkreis um das Kinn. Aus den Augen strahlte Glück und herzliche Freundlichkeit, vielleicht auch eine Spur Ironie.

Neben den Bildern lagen noch zwei alte, in Leder gebundene Gebetbücher von meiner Urgroßmutter und von deren Eltern. Besonders dieses Buch war wegen der persönlichen Beigaben aufregend. Meine Ururgroßmutter hatte es fünf Jahre vor ihrer Hochzeit von ihrem Bruder geschenkt bekommen, der auch in kleiner Sütterlin-Schönschrift ein Widmungsgedicht hineingeschrieben hatte. Ich ließ es mir von Tante Mia vorlesen:

*Wenn kämpfend mit Gefühl und Pflichten  
Der Prüfung Augenblick uns findet  
Dann Bessers ich, vergiß es nicht  
Daß Treue nur dein Wohl begründet.*

*Erheb die Seele himmelan  
Zu flehn um neue Kraft und Stärke.  
Wie lohnend ist der Tugend Bahn  
Wie segenensvoll sind Ihre Werke.*

*Im Eigenen Busen findest du  
Bald deinen heiligen Frieden wieder.  
Erheb die Seele himmelan  
Und Segen träuft auf dich hernieder.*

*Zur Erinnerung für M. Heursen von Jhrem Bruder J. Heursen  
Geniel den 10ten Februar 39.*

(Das Geniel war eine Bauernschaft, die hinter der Schmalkuhl lag und kommunal zu Veert, kirchlich aber zu Walbeck gehörte. Sie zog sich bis an die Gelderner Straße hin, wo auch der Hof stand, von dem meine Ururgroßmutter stammte. Er hieß später Neyendick, ein stattliches Anwesen, das aber heute einen ausgestorbenen Eindruck macht.)

In dem Gebetbuch gab es sogar noch ein älteres Erinnerungsstück an meine Ururgroßmutter. Mit einer dicken verzinkten Stecknadel war auf einer Seite ihr kleiner Firmzettel von dickem gräulichem Papier eingeklebt; darauf stand:

*Maria Heursen* ist  
gefirmt in der Pfarrkirche zu Geldern  
den 12ten Junij 1829  
Von Caspar Maximilian  
Bischof von Münster,  
Freiherr Droste zu Vischering.

(Seit dem Wiener Kongress war der ganze untere Niederrhein an das Bistum Münster angeschlossen worden; früher hatte Obergeldern zum sehr viel näher liegenden Bistum Roermond gehört.) Auf der vorderen Innenseite des Ledereinbands hatte mein Ururgroßvater geschrieben:

*Peter Hollen is gebooren im Jaar 1814 den 15 Mai*

*M.C. Heursen is gebooren im Jaar 1819 den 25 Mai*

Und auf der hinteren Innenseite waren die zehn Kinder verzeichnet, darunter die kleine Oma. Drei Namen waren durchgestrichen, weil die Kinder früh gestorben waren:

*Andreas Hollen und Maria Heursen sind getraut den 8 October im Jaar 1844*

---

*24 Februari geboren Joh Mathi Hollen 1846*

*2 December is gebooren Peter Leohnardes Hollen 1847*

*16 December is gebooren Peter Andreas Hollen 1849*

~~*Anna Barbara is geboren den 26 Januari 1852*~~

*Anna Barbara is geboren den 19 August 1853*

*den 23 Februari is geboren Peter Jakobus 1856*

*den 23 September is geboren Maria Gertruda 1858*

~~*den 29 Juni is geboren Peter Lorens 1861*~~

~~*den 16 Juli ist geboren Theodor Holla 1862*~~

*den 12 Juni ist geboren Maria Chatharina Holla*

*des Morgens um 3 Uhr im Jahre 1864*

Die Instabilität der Schreibweise, die zwischen Niederländisch und Deutsch schwankte, hatte einen besonderen Reiz für mich, auch dass der Nachname mal „Hollen“ und mal „Holla“ geschrieben wurde. (Später sah ich einmal aus der gleichen Zeit die Heiratsurkunde meiner Ururgroßeltern Johann Heinrich Tenhaef und Anna Petronella Bosmans aus der väterlichsten Linie. Außer von den Brautleuten war sie unter anderem von zwei Brüdern des Bräutigams als Zeugen unterschrieben: Tenhaf, Tenhaft, ten Haef.)

Tante Mia erklärte mir, zu jedem der Nichtdurchgestrichenen die Lebensumstände und Nachkommenschaft und wie sie mit uns verwandt sind. Zum Beispiel erzählte sie von Peter Leohnardes, Ome Len, dass er, bevor er nach Krefeld zog und dort eine Bäckerei aufmachte, Bediensteter auf Haus Caen bei Straelen war, „Bedinnten op Coen“. Immer wenn ich später an dem melancholisch verfallenden Herrensitz mit der stillgelegten Wassermühle vorbei fuhr, musste ich an Ome Len denken und stellte mir vor, wie er hier die Herrschaften bediente.

Eine ganze Reihe der Nachkommen von Grosspa und Grossma kannte ich schon und lernte die anderen, auch solche, die nicht in Walbeck wohnten, im Laufe der Jahre kennen. Einer von ihnen, Onkel Ernst, ein freundlicher, jovialer Herr, war Bundestagsabgeordneter des Kreises Moers, betrieb aber sonst eine große Bäckerei; andere waren nur Handwerker oder Bauern.

Und dann gab es in dem Gebetbuch noch eine Reihe von Totenzetteln. Kurios fand ich, dass darauf die verstorbenen Frauen mit den Vornamen ihrer Männer benannt wurden: „Frau Andreas Holla“. Diese patriarchalische Sitte hatte auch noch zu meiner Kindheit Bestand. – Am besten gefiel mir der Totenzettel von Grosspa, den ich gewissermaßen ins Herz geschlossen hatte. Da stand:

„Eine Ehrenkrone ist das Alter; auf dem Wege der Gerechtigkeit wird sie gefunden.“

Sprichw. 16,31

### **Zum christlichen Andenken**

an den

in Gott ruhenden Herrn

## **Peter Andreas Holla**

### **Inhaber des Kreuzes des Allgemeinen Ehrenzeichens**

Geboren am 15. Mai 1814 zu Walbeck, verehelichte er sich am 8. Oktober 1844 mit **Maria Katharina Heursen**, welche ihm in glücklicher Ehe 10 Kinder schenkte und, nach in voller Rüstigkeit gefeierter goldenen Hochzeit, am 11. Mai 1899 in die Ewigkeit voranging, nachdem 3 Kinder vom Tode

dahingerafft waren. Nach einem der Gottesfurcht und Arbeit gewidmeten Leben, während dessen er durch mehr als 50 Jahre seine Kräfte in den Dienst der Gemeinde stellte, widmete er die letzten Jahre der Vorbereitung auf den Heimgang zu Gott und verschied, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, zu Walbeck am 10. September 1910 sanft und ruhig im Herrn.

Die trauernden Kinder, Enkel und Urenkel empfehlen seine Seele der christlichen Fürbitte, damit sie

**ruhe in Frieden.**

Die Beschäftigung mit den Ahnen belebte immer wieder meine Fantasie und führte dazu, dass ich später ein kleines Familienmuseum mit allerhand überliefertem Kram und Fotos einrichtete und große Stammbäume mit allen Nebenlinien auf der Rückseite von Tapetenrollen anlegte. Die meisten Sachen in meinem Familienmuseum stammten von der kleinen Oma, aber es war auch eine altertümliche Porzellanschale darunter, die sie schon von ihrer Großmutter, meiner Urururgroßmutter geerbt hatte. Das war die, von der sie erzählt hatte, dass sie für die Kosaken Pfannekuchen gebacken hatte, die aber nicht von ihnen gegessen, sondern als Zielscheiben ans Scheunentor genagelt wurden. Ich wußte als Kind nicht, ob ich die Geschichte mit den Kosaken überhaupt glauben sollte. Erst viel später las ich in den Walbecker Kirchenbüchern:

*1814, den 17. januarii seyn alhier in Walbeck de Cosacken op St. Antoniusdag gekomen, circa 25 man, alle te perdt, de meeste hebben geen vlees geeten en hielden vastendag wegens S. Antonius-Abbas. Sey hebbe groote vueren gestockt op de Straeten en dabey wacht gehouden en s'anderdags naer middag seyn se vertrocken.*

Offenbar mochten die Kosaken, die bei der Verfolgung Napoleons nur einen Tag in Walbeck rasteten, wegen des orthodoxen Fastentags kein Fleisch essen, wußten aber mit den statt dessen angebotenen Pfannekuchen nichts anzufangen. Seltsam, welche Umstände über Jahrhunderte überliefert werden, das Nebensächlichste manchmal am hartnäckigsten.

Und noch eine Nebensächlichkeit: mitten unter den Utensilien, die ich in meinem Familienmuseum sammelte, lag das grobleinene Hochzeits-Bettlaken mit den rot gestickten Initialen: „M.C.H. 1844“ von Grossma; als ich es einmal auseinanderfaltete, sah ich einen verwaschenen Blutfleck.

## Schwestern

Da ich schon in den ersten Lebensjahren sowohl mit den lebenden Alten als auch mit den Verstorbenen vertraut war und gewissermaßen meine Welt besetzt hatte, konnte es mich wenig beunruhigen, als nach zweieinviertel und nach fünf Jahren meine Schwestern Annegret und Susanne geboren wurden. Annegret, die nach ihrer Urgroßmutter Anna und nach ihrer Großmutter Gertrud benannt wurde - ähnlich wie ich nach meinen beiden Großvätern Peter Josef -, war ein sehr zartes und in den ersten Jahren oft kränkliches Kind. Als Onkel Franz, der neben Oma Schulsteg Pate wurde, einen Blick auf sie warf, bemerkte er in bewährter Taktlosigkeit: „Dat brengt gej ni dūr.“ Meine Reaktion war durchaus anders: Bevor Mama aus dem Gelderner Krankenhaus abgeholt wurde, hatte Tante Mia einen Wäschekorb aus geschälter Weide als Wiege ausgestattet, und Papa hatte darüber unsern schönen roten Sonnenschirm mit weißen Punkten aufgespannt – oder war das bei Susannes Geburt? –, obwohl im Schlafzimmer gar keine Sonne schien. Annegret wurde in die Kissen gelegt und schrie aus Leibeskräften. Ich wusste mir keinen rechten Reim darauf zu machen, als ich über den Korbrand guckte, und sagte: „Wie er lacht!“ Aber als Mama Annegret wieder herausnahm, beruhigend über die Schulter legte und vor der Spiegelkommode auf und ab ging, sah sie zu ihrem Entsetzen, dass Annegret einen Heftzweck im Hinterkopf hatte. Tante Mia hatte offenbar beim Auskleiden des Wäschekorbes mit festgeheftetem Tuch nicht aufgepasst. Annegret sollte noch manches Pech widerfahren; mit einem Jahr fiel sie hin und brach sich das Schlüsselbein.

Manchmal träumte ich von Annegret und ihrem Unglück. Ein Traum ist mir viele Jahre in lebhafter Erinnerung geblieben; als ich 17 war, hab ich ihn dann aufgeschrieben und gebe ihn hier wörtlich wieder:

*Es ist unendlich aufregend und geheimnisvoll, sich in das phantastische, mystische Reich der Träume zu begeben. Wenngleich ich schon viele Traumabenteuer unternommen habe, haftet ein Besuch im Traumreich besonders nachhaltig in meinem Gedächtnis. Ich muß damals, als ich besagten Traum hatte, etwa 6 Jahre alt gewesen sein, doch steht mir der Vorgang noch immer klar vor Augen:*

*Es war an einem ganz gewöhnlichen Werktag Nachmittag im Sommer. Meine jüngere Schwester Annegret und ich backten im Garten hinter dem Aprikosenbaum Sandkuchen. Mama wusch zusammen mit unserem Hausmädchen Dina im Haus Wollsocken. Jeder von uns*

ging seiner Beschäftigung nach und ließ die anderen erträgliche, doch im Augenblick recht uninteressante Menschen sein.

Als der Nachmittag bereits fortgeschritten war und Annegret und ich schon eine beträchtliche Anzahl von Sandkuchen gebacken hatten, hörten wir plötzlich, daß jemand auf dem Torweg war. Wir rannten durch den Garten auf den Hof, um zu sehen, wer gekommen sei. Doch wie erstaunt waren wir, als wir auf dem Torweg Männer sahen, die in bunte Stoffe gehüllt waren; ich mußte unwillkürlich an die Buben im Skatspiel denken. Von Kopf bis Fuß waren sie mit roten, blauen und grünen Tuchen behangen, und in der Hand hielten sie sichelähnliche Messer. Sie sprachen kein einziges Wort und blickten mit nichtssagender, immer gleichbleibender Miene vor sich hin. Aus irgendeinem Grund wußte ich sofort, daß das Araber waren, obwohl ich dafür keine näheren Anhaltspunkte hatte und auch sonst nicht viel über diese Menschenrasse wußte.

Meine Mutter kümmerte sich kaum um die Araber und ließ sie gewähren. Mir jedoch kamen die Männer unheimlich vor und ich zog mich sicherheitshalber mit meiner Schwester ins Haus zurück.

Doch schon nach wenigen Minuten waren wir das Sitzen im Hause leid und wollten wieder im Sandkasten spielen. Deshalb sagte Mama zu Dina, sie solle die Männer vom Platz schicken. Erstaunlicherweise gehorchten sie Dina, wenn auch nur widerwillig. Langsam verließen sie den Torweg und begaben sich mit ihren silbernen Sicheln vor das eiserne Tor, das von Dina verriegelt wurde.

Nun durften wir wieder in den Garten gehen und dort Sandkuchen backen. Nach einiger Zeit versammelten sich die Araber jedoch auf dem Nachbargrundstück und begannen, über den Drahtzaun zu klettern. Da wir ja gesehen hatten, wie ängstlich sie Dina gehorcht hatten, liefen wir nicht davon, sondern hänselten sie und bewarfen sie mit Sand. Doch das schien sie wenig zu kümmern. Wortlos und mit immer gleichbleibendem Gesichtsausdruck betraten sie unsern Garten. Da wurde uns schließlich doch der Boden zu heiß, und wir rannten eilends auf den Hof. Zwar verfolgten uns die Araber, doch bevor sie uns erreicht hatten, war Dina bei uns und trieb sie auf das Nachbargrundstück zurück, wo sie sich wieder sammelten. Trotz der drohenden Gefahr verbot Mama uns noch immer nicht, das Haus zu verlassen.

Nachdem die Araber abermals ihre anscheinende Angst bewiesen hatten, faßten Annegret und ich wieder Mut und betraten den Garten. Wir saßen jedoch kaum im Sandkasten, als sie von neuem langsam über den Zaun zu klettern begannen. Wir ärgerten sie noch mehr als das erste Mal, durch ihre Trägheit und Furcht ermutigt. Auch ließen wir sie diesmal näher an uns

*herankommen; doch dann ergriffen wir wieder die Flucht und riefen nach Dina, die die Eindringlinge wiederum vertrieb.*

*So ging es noch mehrere Male. Annegret und ich – auf unser Glück vertrauend – wurden immer frecher zu den Arabern und ließen sie immer näher an uns herankommen, um ihnen schließlich doch zu entwischen. Diese gefährliche Jagd machte uns sogar Spaß, obwohl die Männer furchterregend aussahen mit ihren gefrorenen Gesichtern und blinkenden Sicheln und uns ihr ganzes Gehabe unergründlich geheimnisvoll anmutete.*

*Endlich waren Annegret und ich müde von den Verfolgungsjagden, und wir beschlossen, nur noch einmal die Araber herüberkommen zu lassen, diesmal aber besonders frech zu sein. Wir warteten also im Garten bis die Männer ganz nah an uns herangekommen waren und rannten dann weg. Doch Annegret konnte infolge ihrer kurzen Beine nicht so schnell laufen wie ich. Darum nahm ich sie bei der Hand und zog sie hinter mir her. Aber auf dem Hof stolperte sie über einen Stein und fiel hin. Ich wollte warten bis sie wieder aufgestanden war, doch war einer der Verfolger schon so erschreckend nahe hinter mir, daß ich ins Haus fliehen mußte. Von der Türe aus sah ich, wie die Araber Annegret mit sich zerrend im Garten verschwanden.*

*Mama, die noch immer Strümpfe wusch, rief ich an: „Mama, die Männer haben Annegret gefangen!“ – Aber meine Mutter blickte nicht einmal auf und fuhr gleichmütig mit dem Waschen fort. Darauf rief ich Dina und erzählte ihr, was passiert war. Schnell rannte sie mit mir in den Garten, um die Araber zu vertreiben und Annegret zu befreien.*

*Doch wie erstarrt waren wir, als wir in den Garten kamen: Die Männer waren verschwunden. Unter dem Aprikosenbaum, der vor dem Sandkasten stand, war eine riesige Blutlache, in der Annegret lag. Die Araber hatten ihr mit einer Sichel den Kopf abgeschlagen. Genüßlich saugte die Erde um den Baum ihr Blut auf.*

*Nachdem sich meine anfängliche Erstarrung gelöst hatte, fing ich laut an zu schreien und grub mein Gesicht in Dinas Schürze, um getröstet zu werden. Doch Dina blickte nur starr vor sich hin und sprach kein Wort. Dann lief ich zu Mama, die noch immer mit dem Strümpfewaschen beschäftigt war. In der Hoffnung, daß sich alles doch noch als Einbildung erwies und ich von diesem Traum erlöst würde, schrie ich, vor Erregung zitternd: „Annegret ist tot! Mama, Mama, Annegret ist tot!“ – Doch es schien, als wenn Mama die Schwere dieser Nachricht nicht begriff. Sie lächelte nur flüchtig, so wie wenn man eine wichtige, unangenehme Sache stillschweigend übergehen will, verstand meine Erregung nicht und sagte nur: „Das ist nicht so schlimm. Wir werden schon eine neue Annegret bekommen.“*

*Darauf wachte ich aus meinem unmenschlichen Traum auf. Mein Bett war völlig durcheinander, doch die Sonne schien freundlich durch's Fenster. Obwohl ich verhältnismäßig schnell begriff, daß ich geträumt hatte, weinte ich weiter. Ich konnte die Schrecken, auch wenn es sie nicht wirklich gab, nicht so schnell überwinden.*

*Als ich nach unten ging, sah ich Annegret fröhlich lachend am Frühstückstisch sitzen. – Allein der Apropokosenbaum am Sandkasten begann zu faulen, und im Jahr darauf mußten wir ihn umhauen. Aus seiner Rinde quoll eine glitschige Masse, die ihn krank gemacht hatte.*

Obwohl so ein Traum eine starke Anhänglichkeit zwischen mir und meiner Schwester offenbart, habe ich an Annegret weniger prägnante Erinnerungen als an die Alten, noch weniger an meine später geborene Schwester Susanne oder dann an die Schulkameraden. Kinder wirkten auf mich offenbar ein wenig wie eine tabula rasa, in die noch nicht viel Markantes eingeschrieben war. Später fiel mir auf, dass auch Papa, wenn ich aus dem Internat Kameraden zum Wochenende mit nach Hause brachte, diese fast nur nach ihren Eltern befragte. Als ich ihn darauf ansprach, sagte er entschuldigend: „Ich denke: Ihr Kinder habt noch nicht viel erlebt; da erfahre ich mehr, wenn ich nach den Eltern frage.“

Susanne war ein kräftigeres, eigenwilligeres Kind als Annegret. Vielleicht gerieten wir deshalb öfter aneinander. Sie wollte die Privilegien meines Altersvorsprungs nicht ohne weiteres akzeptieren und ließ sich, anders als Annegret, nicht leicht von mir an der Nase herum führen. Das gefiel mir nicht, und ich sagte einmal vorwurfsvoll zu meinen Eltern: „Wann wollt ihr das Kind endlich erziehen?!“ Susannes „Erziehung“ lag aber ohnehin, schon aufgrund der Überarbeitung meiner Eltern in diesen Jahren, mehr in den Händen von Tante Mia; die beiden und Oma frühstückten immer zusammen und später bekam Susanne sogar „Kaffeetea“ von Tante Mia – der zweite Aufguss aus der Filtertüte – und durfte sie zu beiderseitigem Vergnügen „frisieren“.

Für ein Jahr – ich war acht oder neun Jahre alt – hatten meine Eltern zur Entlastung ein Kindermädchen eingestellt, Rösi. Sie war selber noch nicht recht erwachsen und machte mit uns allerhand alberne Sachen. Zum Beispiel stellte sie sich einmal tot, indem sie keine Miene mehr verzog. Lebendig wurde sie erst wieder, als ich ihr androhte, ich gehe jetzt gleich zu Herrn Pastor hinüber, um ihn mit der letzten Ölung kommen zu lassen.

Leider wollte Rösi immer früh Feierabend machen, so dass wir Kinder noch früher zu Bett gehen mussten als sonst, im Sommer um sechs Uhr und im Winter um halbsechs. Immerhin hat sie uns nach dem Abendgebet noch eine Geschichte vorgelesen. Da ich aber gar nicht müde war, pflegte ich im Sommer noch lange im Fenster zu liegen und zu den Alten unten auf

der Bank hinunter zu schauen. Im Winter fing ich an, meine ersten Bücher zu lesen, von denen ich eine ganze Menge zur Kommunion geschenkt bekommen hatte, dazu ein Regalbrett, auf dem sie alle über dem Fußende meines Bettes standen. Ich erinnere mich fast noch an jedes Buch: von den altmodischen Kindermärchen über moderne Tiergeschichten wie Fury und Rin-tin-tin bis zu den Märtyrerlegenden unter dem Titel „Boten der Liebe“. Ich las alles langsam und aufmerksam von der ersten bis zur letzten Seite, besonders gern deutsche Heldensagen und Anekdoten sowie Andersens Märchen. Darin gab es schöne traurige Geschichten. Besonders beeindruckt hat mich aber die letzte, die ganz kurz und äußerlich belanglos war; da erkennt jemand durch ein Vergrößerungsglas eine ganze Welt in einem Wassertropfen, das Unendliche im Winzigen.

Als Rösi ihren Abschied genommen hatte, brachte uns Papa wieder zu Bett, wie vorher schon meistens. Das gefiel uns dreien viel besser. Wir schliefen in zwei kleinen Kammern unter dem Dach, meine Schwestern in der linken und ich in der rechten. Meine Schwestern hatten insofern mal wieder Pech, als ihr Zimmer durch die zwei Betten schon fast ganz vollgestellt war. Um trotzdem einen eigenen Bereich für sich zu haben, legten sie einen Wollfaden durch den Gang zwischen den Betten, der die Grenze ihres jeweiligen Bereiches markieren sollte. Ich hatte dagegen neben Schrank und Nachtskonsölchen noch Platz für einen Sessel und konnte es mir gemütlich machen. Wenn Papa uns zu Bett brachte, gingen wir zunächst immer in das Mädchenzimmer. Meine Schwestern legten sich in ihre Betten; Papa und ich setzten uns auf die Bettdecke.

Dann fing Papa an zu erzählen, wobei es immer einen mehr oder weniger festen Ablauf gab. Er begann mit Geschichten aus seinem Leben, wie er zum Beispiel zu seinen Eltern sagte: „Tschüss Vader, tschüss Moder, ek fahr naar Kairo!“ und dann mit dem Fahrrad nach Afrika fuhr und in der Wüste allerhand Abenteuer mit Löwen und dergleichen erlebte. Oder wie er mit seinem Vater bei Mondschein Hasen fing, indem er auf große weiße Steine Pfeffer streute. Wenn der Hase nun an dem leuchtenden Stein schnupperte, musste er niessen und schlug dabei mit dem Kopf auf, so dass er bewußtlos war und nur aufgelesen werden musste. Der Reiz an diesen Geschichten lag in der Kunst des fließenden Übergangs von Realität und Fiktion. (Auch wenn er manchmal aus der Zeitung „vorlas“, machte er diese Späße.) Es gab immer wiederkehrende Figuren mit komischen Namen – standen dahinter Menschen im Dorf, die wir nicht kannten? –, etwa Kukebackers Leneke, Hahneplöckers Trüke, Frau Krämers Kröerke und Pupelackers Theyke. Papa war unerschöpflich in der Erfindung und Variierung derartiger Geschichten beziehungsweise Charaktertypen, zumal wenn wir dazu Zwischenfragen stellten.

Darauf folgte ein Bildungsteil, in dem Papa uns, der Altersstufe angemessen, Fragen stellte, etwa nach der Hauptstadt eines bestimmten Landes oder auch: „Was meinst du, wie groß der Hahn auf dem Kirchturm ist, wenn er hier unten stände?“ Ab und zu gab es auch ein komisches Gedicht oder den verhöhliche Militärbefehl der holländischen Kavallerie zum Aufsitzen: „Klabaster op die beester! Houd u vast an die manen van die parde, dat gej niet heronderdondert. Nog niet – maar nu!“ Reden in so einem komischen Platt brachten uns in übermütige Stimmung. – Immer wieder musste Papa uns auch „Dn Draak van Poont“ aufsagen, den er selber wohl von seinem Vater aus Geldern kannte. Ich glaube, die endgültige Fassung der Sage als Gedicht stammt von dem Gelderner Heimatdichter Heinrich van de Locht; aber Papa änderte spontan manches daran und sprach viele kurze Vokale des Gelderschen Platts lang aus wie in Walbeck üblich. Bis auf wenige Verse gegen Schluss ist mir die Sage im wesentlichen in Erinnerung geblieben; und so schreibe ich sie auf:

„Vör düsend Joer, doer häet in Poont  
 enne lelleke Draak gewonnen.  
 Dat woer en Biest sue lelke on quoet,  
 dat Dier on Meenze froet.  
 De Schieper on de Müeleknäech,  
 de Buere van de Klus,  
 die froet häen van de Laandstroet weg  
 wie Woers on Kappesmus.

Dn aalde Graf, däen haj twie Söhn,  
 die fonden dat ni schön,  
 se saje: ‚Vader, lot os trecke,  
 vandag noch mot dat Biest verrecke.‘  
 On op de Schlippstien koem de Griep,  
 wan sterve soll dn Molch,  
 dn aandren sinne Sabel schliep  
 on Vaders grueten Dolch.

Die twie, die haje gau gesiin,  
 wo’et Biest dn Uren hiel,  
 sey haje Mut on Pett för tiin  
 on Gew wie’nen Donnerkiel.  
 Sey laje Sald op sinne Start  
 On bohrden dan de Griep  
 van aachter in sin Draakenhart,  
 dat häen de Uege kniep.

Häen krömmte sech vör Pin  
 on speit dn Flammeschin.

...

Dn Draak, däen ant kapottgoen woer,  
 wörgt sech wie ennen Oel

riep drimoel „Gelre!“ hell on kloer,  
dan woer gedoen sin Quoel.

Die twie, die doochten drover noer,  
wat häen met „Gelre“ had.  
Du säet dn enne: ‚Dat es kloer.  
wej baue hier en Stadt.‘

...

On woe sey no de Stadt gebaut,  
hebbe sey dn Draak kapott gehaut.“

Abgeschlossen wurde der Zu-Bett-geh-Ritus immer mit der Geschichte von Bienchen, die wir mit einer lustvollen Angst erwarteten. Diese Geschichte begann stets anders, endete aber unweigerlich gleich, nämlich damit, dass Bienchen auf irgend einer Kante im Zimmer daherschlich, um sich schließlich auf uns herab zu stürzen – wir verkrochen uns schon vorher juchzend unter die Decken – und uns alle drei bis zur Erschöpfung wild durchkitzelte. Darauf konnten wir bestens schlafen.

Als wir später einen Fernseher hatten, durften wir Kinder am Abend zunächst nur Samstags die kurze Seriensendung „Mutter ist die Beste“ sehen. Dazu deckte Mama im Wohnzimmer den Tisch zum Abendessen. Das fanden wir höchst gemütlich und darum wurde diese veränderte Ordnung auch zu Weihnachten über mehrere Tage ausgedehnt. Sonst durften wir nur das Nachmittagsprogramm zwischen fünf und sechs Uhr ansehen, am liebsten die Sendung „Sport, Spiel, Spannung“, eine Kindersendung, die eigenartigerweise von einem ganz alten Herrn im Anzug moderiert wurde. Von den drei Teilen der Sendung fanden wir „Sport“ bei weitem am langweiligsten, „Spiel“ war schon besser, „Spannung“ am besten, denn da wurden immer alte Stummfilme gezeigt mit Dick und Doof, Charlie Chaplin und anderen. Für solche Filme hatte auch Papa einen besonderen Faible, aber meistens zu dieser Stunde keine Zeit. Es gab aber bald auch abends um neun Uhr einmal die Woche eine andere Stummfilmsendung; die hieß: „Es darf gelacht werden“. Papa brauchte dafür dringend jemanden zum Mitlachen; und da Mama meistens noch mit ihrer Schreibmaschine „an den Büchern“ saß, wurde geduldet, dass ich nach dem offiziellen Zu-Bett-gehen wieder herunter kam. Dazu war es nötig, auf der alten Treppe ganz am Rand aufzutreten, wo sie am wenigsten knarrte, damit meine Schwestern nichts merkten. Oft knarrte sie aber trotzdem und über mir guckten zwei wache Gesichter um die Ecke und fragten: „Wo gehst du hin?!“ So saßen wir denn oft zu viert auf dem Sofa und lachten um die Wette, während Mama zwischen uns und dem Fernsehern um Konzentration rang und vor sich hin tippte.

Unter den gemeinsamen Aktivitäten spielte das Volkslieder-singen eine wichtige Rolle. Eigentlich war die Musik in der älteren Generation weder väterlicher- noch mütterlicherseits

von großer Bedeutung gewesen. Gesungen hatte man allerdings gern. Die kleine Oma sang noch in hohem Alter mit ihrem kurzen Atem das Lied „Ich standte auf hohem Berge und sah ins tiefe Tal“, was Papa köstlich nachmachen konnte. Ihre Töchter sangen Duett und Papas Vater beim Wursten je nach Laune den aus dem Amerikanischen übersetzten Broadway-Schlager:

„Ja, der Sonnenschein, der Sonnenschein hat's fein.  
Jedes Mägdelein liebt Sonnenschein allein.  
Kommt der Sonnenschein früh ans Fensterlein,  
läßt das Mägdelein den Sonnenschein herein.“

oder aber Kirchenlieder wie das Bußlied:

„Stränger Richter aller Sünder,  
der du uns so schrecklich drohst,  
doch als Vater Deiner Kinder  
unser einz'ger Schutz und Trost;  
gib uns Gnade, recht zu büßen,  
daß wir nicht einst hören müssen:  
,Geht von mir, ich kenn euch nicht!'  
Herr, wend ab dies Strafgericht!“

Tante Mia, die früher mit Oma ein paar Mal in Düsseldorf oder Krefeld, wenn sie Verwandte besuchte, ein Konzert oder gar eine Oper genossen hatte, setzte sich dafür ein, dass ein Klavier gekauft wurde und Papa als Junge zwei Jahre Klavierunterricht bei Fräulein Brey in Geldern bekam. Er lernte dort schnell, einfache Opernpotpourris zu spielen und bildete sich schließlich selber auf dem Klavier weiter, da ihm die Musik, wie man so sagt, im Blut lag. Sein Repertoire war ziemlich abwechslungsreich; er versuchte sich sowohl an Beethovenschen Klaviersonaten, Ungarischen Rhapsodien von Liszt, wie an diverser Salonmusik, George Gershwin und anderer amerikanischer Musik. „Mozart ist am schwersten“, sagte er öfter, „weil er so empfindlich ist.“ Was älter war als Haydn fiel für Papa unter „alte Meister“, galt als verehrungswürdig, wurde aber nie gespielt.

Zum Kernbestand des Repertoires gehörte das Volksliederbuch „Mein Heimatland“. Wenn Papa daraus spielte, sang er gewöhnlich selber mit. Indem wir Kinder neben dem Klavier stehend einstimmten, lernten wir eine Menge Volkslieder kennen, sogar „Gaudeamus igitur“, obwohl keiner verstand, was er sang. (Mit der Kenntnis dieses Liedes konnte ich später, als ich Lateinunterricht bekam, Eindruck machen.) Bei einigen Liedern pflegte Papa wieder mal die Texte zu verändern. (Ich weiß nicht, ob aus eigener Erfindung.) So sangen wir immer ziemlich derb:

„Hinaus in die Ferne!  
 Ein Butterbrot mit Speck,  
 das ess ich so gerne,  
 das nimmt mir keiner weg.  
 Und wer das tut,  
 den hau ich auf die Schnut,  
 den hau ich auf die Nase,  
 dass sie blut't.“

Erst als ich lesen konnte, sah ich, dass der Text eigentlich ganz anders weiter ging: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang...“ und dass es sich um ein patriotisches Lied aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon handelte. Na, ob das besser gewesen wäre? – Einige Lieder waren unsere Favoriten, zum Beispiel das prächtige „Alt-Heidelberg, du feine“ oder das lange sentimentale Lied „Hier hab ich so manches liebe Mal mit meiner Laute gesessen“. Besonders ergriffen fühlte ich mich immer von den Balladen mit den traurigen Texten: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin“ oder „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ mit dem ewig geliebten Töchterlein auf der Totenbahr, und am meisten:

„Es waren zwei Königskinder,  
 die hatten einander so lieb,  
 sie konnten zusammen nicht kommen,  
 das Wasser war viel zu tief.“

Bis heute ist mir keine Strophe dieser Lieder verloren gegangen:

...

„Da hört man die Glocken läuten,  
 da gab es Jammer und Not,  
 da lagen zwei Königskinder,  
 die waren allebeide tot.“

Natürlich mochten wir auch die witzigen Lieder, wie „Der Jäger längs des Weihers ging, lauf, Jäger, lauf!“ oder „Zu Regensburg auf der Kirchturmspitz, da kamen die Schneider zusamm'n“. Und dann gab es auch beliebte Klavierstücke ohne Gesang. Besonders gern hatten wir die leichten Märsche „Heinzelmännchens Wachtparade“ und „Petersburger Schlittenfahrt“ mit dem Schlitten im Schneegestöber beziehungsweise den drei marschierenden roten Zwergen auf dem Teitel. Wenn Papa dergleichen spielte, pflegten wir dazu zu tanzen.

Als Onkel Karl, der mit Tante Thea in Neuß wohnte, einmal zu Besuch kam, brachte er eine viereckige Schallplatte vom Düsseldorfer Flughafen mit, sah eigentlich wie eine große Ansichtskarte aus. Darauf war ein buntes Bild mit einer Fluggesellschaft und Flugzeugen zu sehen. In die beschichtete Pappe waren aber Rillen eingefräst, so dass man sie wie eine

richtige Schallplatte in unserer neuen Musiktruhe abspielen konnte. Die Platte drehte sich schnell und es war auch nur der amerikanische River-Quai-Marsch darauf. Der gefiel uns aber ausnehmend gut, und wir sangen dazu – wahrscheinlich abermals von Papa angestiftet – den leicht anzüglichen Text „Mina, do häest de Box kapott“. Dabei stellten wir den Klavierhocker mitten ins Wohnzimmer, fassten jeder mit einer Hand darauf und sprangen so lange übermütig im Kreis herum, bis der Sitz des Drehhockers zu unserm Vergnügen herausgeschraubt zu Boden polterte. War die Platte zu Ende, ging es wieder von vorne los.

## Haushalt

Der Lebensrhythmus in unserm Haus wurde im wesentlichen von den hauswirtschaftlichen Konventionen meiner Großmutter bestimmt. Oma galt als eine äußerst vorbildliche Hausfrau, die jeden Tag des Jahres durchorganisiert hatte und sich fast ausschließlich mit Hausarbeit beschäftigte.

Einmal im Monat war ein festgesetzter Washtag. (Der Bestand an Wäsche war so reichlich veranschlagt, dass er für die Familie einen guten Monat reichte.) Es begann damit, dass die Wäsche am Abend vorher in diversen Zinkwannen, später auch im neuen Bad in der Badewanne eingeweicht wurde. Am nächsten Morgen wurde in der Waschküche alles in einem riesigen Kessel mit einem Kohleofen darunter gekocht, dann in einer hölzernen Waschmaschine lange umgewälzt. Unser Exemplar musste als fortschrittlich angesehen werden, da es einen Motor hatte. Tante Agnes dagegen hatte ein ähnliches Modell, aber mit großen Zahnrädern darauf und einer Stange, die sie stundenlang hin- und herbewegen musste. Wenn bei uns gewaschen wurde, nahmen alle daran Teil. Und ich war auch dazwischen in der von feuchten Schwaden verhangenen Waschküche. Ich erinnere mich noch, wie ich den großen Knüppel, mit dem die Wäsche aus dem Trog gehoben wurde und der in einem Griff am Rand steckte, herauszog, damit spielte und hinterher wieder hineinschieben wollte. Da der Stock für mich aber ziemlich schwer war und ich trotz konzentrierten Bemühens keine Gewalt über ihn gewann, bekam ich plötzlich einen Wutanfall und schlug mit dem Stock rasend auf die arme Waschmaschine ein und alles, was mir in die Quere kam.

Da wir im Garten viel zu wenig Wäscheleinen hatten, um alles aufzuhängen, wurden zu diesem Zweck regelmäßig die Gärten der Nachbarn mit einbezogen. Ingenerfs hatten Hühner im Garten, und Fleuren waren wohl zu problematisch. Darum halfen uns die Nachbarn weiter oben am Markt aus und wir nutzen die große Wiese von Claessen oder – lieber, weil es dort

viel sauberer war – den Garten von Luyven. Dieser lag aber nicht hinter deren Haus, da sich Fleurens Grundstück dahinter verbreiterte, sondern ziemlich weit weg an der Maasstraße. Man musste dorthin durch das Stegsken gehen.

Das Stegsken, das offiziell Bahnsteg hieß, weil man dort hindurch bis 1933, solange der „Feurige Elias“ noch fuhr, zur Bahnstation ging, hatte übrigens einen besonderen Reiz für mich. Ich ging öfter als kleines Kind dorthin und sagte immer zu Mama, ich besuche Frau Linkes. Schließlich wollte Mama einmal wissen, wer Frau Linckes sei, ging mir nach und stellte fest, dass sie nur ein A-Mast bei einer Buchenhecke war, um den ich herumging und mit dem ich sprach.

Ich hatte eine ausgesprochene Neigung zu Geheimnissen diverser Art. Manchmal versteckte ich Hausschlüssel und dergleichen irgendwo in der Nachbarschaft. Und einmal nutzte ich die übliche starke Beschäftigung aller Hausbewohner am Samstag Morgen, um heimlich mit meinem kleinen Eimerchen aus dem Sandkasten im Garten etliche Ladungen Sand nach oben in das Elternschlafzimmer zu schleppen und auf Papas Nachtskonsölchen und den Läufer davor auszukippen. Dabei passte ich immer besonders auf, dass beim Treppenaufgang am Laden vorbei niemand mein Sandeimerchen sah.

Aber zurück zum Stegsken. Die Wäsche-aufhäng-Aktion übernahm immer Tante Mia, und ich ging öfter mit ihr und der Fitzekarr in Luyvens Garten. Einmal dauerte mir das Aufhängen zu lange und ich wollte wieder nach Hause gehen, was eigentlich unbedenklich war, da ich nur durch das Stegsken zu gehen brauchte. So ließ Tante Mia mich gehen. Sie versäumte aber, mich über die Straße zu führen. Und da passierte es, dass ich über einen ein bisschen erhöhten Pflasterstein stolperte und von einem Auto, das gerade um die Kurve bog, überfahren wurde. Ich erinnere mich noch, dass es kurz dunkel wurde, als das Auto über mich fuhr, wie der Holländer ausstieg und gleichermaßen entsetzt wie unangemessen etwas ausrief wie: „Wat was dat voor een block!“ Tante Mia stand im Garten erstarrt mit erhobenen Händen zwischen den flatternden Wäschestücken. Mir war aber nichts passiert. Später hat es noch mindestens drei oder vier Gelegenheiten gegeben, bei denen ich gut und gerne hätte zu Tode kommen können. Es hieß, ich müsse wohl einen guten Schutzengel haben.

Wie so ein Schutzengel aussah, konnte ich bei Oma Schulsteg in dem kleinen Nebenzimmer mit der Balkendecke sehen. Da hing über dem Bett, in dem ich manchmal schlief, wenn ich zu Besuch war, in goldenem sechseckigem Rahmen ein süßlich buntes Bild spätnazarenischen Stils. Darauf spazierten zwei Kinder, wie Annegret und ich, durch eine schöne Landschaft mit Abgrund. Gleich hinter ihnen aber schwebte ein großer vornehmer Engel mit schwanenartigen Flügeln und hielt seine Hände über die Kinder.

Zu einer weiteren Todesgelegenheit kam es bei einem Hausputz. – Während der Waschtage monatlich wiederkehrte, wurde halbjährlich ein großer Hausputz abgehalten (neben den gewöhnlichen, fast täglichen Putzaktionen), der Frühjahrs- und der Herbstputz. Dabei wurden alle Gegenstände des Hauses, vom Speicher bis zum Keller, zwischengenommen. Das war nicht an einem Tag zu schaffen. Wie am Waschtage nahmen alle daran Teil. Papa kam für's eigentliche Putzen natürlich nicht in Frage, wohl aber zum Möbel-rücken und Tragen. Ich hatte meinen Spaß daran, dass alles durcheinander verschoben wurde und dass etwa das Elternschlafzimmer zum Matratzenklopfen und so weiter auf die große Dachterrasse evakuiert wurde, auch die Kommode mit dem dreiflügeligen Spiegel und den beiden Kerzen davor, die sich nun in der Frühlingssonne unvermutet ganz krumm bogen.

Neben unserm Laden gab es das sogenannte Hock, ein durch den notwendigen Einbau des Kühlhauses verunstalteter Restraum, der als Abstellkammer diente. Hier standen die vielen Gläser mit Pflaumenmarmelade, die Oma jedes Jahr einmachte und die alle mit einer gespannten nach innen gezogenen Folie verschlossen waren. Im Regal darüber fand ich auch interessante Dinge, die Papa gehörten, insbesondere ein Opernglas und ein richtiges Mikroskop, mit dem ich, als ich ein bisschen größer war, Wassertropfen untersuchte. Es gab aber auch einen ungefähr 60 mal 50 mal 40 cm großen braun angestrichenen Holzkasten mit Deckel im Hock; in ihm lagen nur Stoffsachen. Da im Falle des Hausputzes alles und jedes geputzt wurde, ganz gleich ob es schmutzig war oder nicht, hatte Papa den Kasten nach draussen auf den Torweg getragen und Mama hatte ihn ausgeräumt und ausgewaschen. Wie er nun aufgeklappt zum Trocknen in der Sonne stand, kam mich meine Experimentierlust an und ich fragte mich, ob ich wohl selber in den Kasten hineinpasse. Ich kletterte hinein, legte den Deckel über meinen Rücken und machte mich so klein wie möglich. Nun hatte dieser Deckel einen Fallverschluss, eine Metallschlaufe, die über einen kleinen Bügel fiel. Von außen war sie einfach abzuheben. Dass das von innen anders war, wurde mir erst bewußt, als ich das Klicken des Metalls hörte. Es besiegelte gleichzeitig den Erfolg des Experiments wie meine Falle. Mit dem Rücken zu drücken, nützte nichts, und ich begann, laut um Hilfe zu rufen. Nichts rührte sich. Meine Lage war nicht nur höchst unbequem, vielmehr wurde sehr bald die Luft knapp, trotz der Ritze zwischen Deckel und Kasten, an der ich Luft saugte. Wenn ich darauf gekommen wäre, hätte es vielleicht einen Ausweg geben können. Ich hätte versuchen können, die Kiste von innen umzuwerfen. Wenn sie dann auf die richtige Seite gefallen wäre, wäre das Schloss aufgegangen. Aber in der wachsenden Panik kam ich nicht darauf. Also schrie ich weiter, solange ich konnte. Ich hatte Glück – mal wieder. Nach etwa

zehn bis fünfzehn Minuten hörte Mama mich und befreite mich. Ich hatte einigermaßen die Fassung behalten, weinte jetzt aber los. Mama nahm mich in den Arm, und statt zu schimpfen, sprach sie beruhigend auf mich ein und gab mir ein paar leckere Plätzchen; erst als ich mich erholt hatte, ermahnte sie mich, von solchen gefährlichen Experimenten abzusehen. Das war freilich nicht so einfach zu befolgen.

Am meisten gefiel mir natürlich der Hausputz auf dem Söller. Dabei konnte ich ohne Angst und ohne Gefahr herumspionieren und weitere alte Sachen hervorholen. Leider entschlossen sich die Frauen des öfteren, von dem alten Kram einiges wegzuworfen, zu jedem Hausputz ein bisschen. Da gab es zum Beispiel den schön gedrechselten und furnierten Oberschrank vom Vertiko, dessen Unterschrank bei Oma und Tante Mia auf der Küche stand – wir sagten nie „in der Küche“, weil der Raum oben lag – und den sie als Küchenschrank nutzten. (Die Zapflöcher für den Oberschrank waren mit einem ovalen Spitzendeckchen unsichtbar gemacht.) Als der Oberschrank nachher auf dem Hof stand, freute ich mich zunächst, dass ich damit spielen konnte; aber dann regnete es Tage lang, und das Furnier löste sich ab, ein trauriger Anblick. Heute steht der Unterschrank seit langem in meinem Wohnzimmer – nachdem er zwischendurch, später, unsern jugoslawischen Mietern im Badezimmer als Schuhschrank gedient hatte, bewahrt er jetzt Noten auf –, während das zugehörige Oberteil schon 45 Jahre dahin ist. Vielleicht geht deshalb ein leiser schmerzlicher Zug vom Vertiko aus, wenn ich es ansehe. Anders ist es mit dem großen Eichenschrank, der damals auf dem Söller stand, jetzt ebenfalls in meinem Wohnzimmer steht. Heute wie damals ist Wäsche darin, damals von Tante Mia, heute meine. Der Schrank mit seinem vornehm sparsamen Dekor schaut mich eher freundlich an, wenn ich ihm gegenüber auf dem Sofa sitze. Tante Mia hatte ihn mir in ihren letzten Wochen noch einmal ans Herz gelegt, als sie schon die Kehlkopfoperation hinter sich hatte und nur sprechen konnte, wenn sie sich das Loch im Hals zuhielt. Das tat sie mit der linken Hand, hob den rechten Zeigefinger, schaute mich an und sagte heiser: „Und den Schrank auf dem Söller, den gebt ihr mir nicht ab; das ist nämlich Altertum!“ – Aber das war viel später.

Einmal im Jahr war ein Tag zum Unkraut-Jäten im Garten festgelegt. Unser Grundstück war lang und schmal. An der Seite zu Ingenerfs ging der Torweg zwischen den im frühen 20. Jahrhundert aufgestockten Vorderhäusern und den langstreckten stehengebliebenen Hinterhäusern aus dem späten 18. hindurch auf den Hof, dahinter lag über die ganze Breite des Grundstücks der Schuppen, an den mein Großvater wiederum den Hühnerstall angebaut

hatte. Der abschließende Garten, der durch eine Brettertüre im Schuppen betreten wurde, war in meiner frühesten Erinnerung nur ein Hühnerhof mit ein paar Obstbäumen darin.

Ursprünglich war das Grundstück noch länger gewesen. Aber mein Urgroßvater hatte ein paar Meter an Ariens verkauft. Es hieß, er habe schlecht gewirtschaftet. Vielleicht war es aber auch Gutmütigkeit – manche halten das freilich für dasselbe –, denn Ariens hätten sich ohne den Zugewinn nicht ihr Hinterhaus bauen können.

Unter den Obstbäumen wuchs üppig das Unkraut, besonders Brennesseln. Die wurden nun an besagtem Tag gemeinsam ausgerissen. Dazu zog man sich Handschuhe an. Auch in diesem Punkt ging es bei Tante Agnes anders zu, wie ich bald bemerkte; sie riss die Brennesseln ganz gleichmütig mit bloßen Händen aus. Als ich mich darüber wunderte und fragte, ob es ihr nicht weh tue, lächelte sie bloß und sagte: „Das ist gesund.“ – Während ich mit den Frauen Brennesseln ausriss, mistete Papa den Hühnerstall aus. Es gab darin Stangen, auf denen die Hühner hockten und vorne rechts neben der Tür ein hochkantiges Regal mit Fächern, in denen sie zum Eierlegen saßen. Ich fand das sehr spannend und abenteuerlich. Einmal stand ich vor dem Regal in Augenhöhe mit einem großen Leghornhuhn, das mich beunruhigt fixierte. Ich wollte wissen, ob das Huhn schon ein Ei gelegt habe und griff beherzt unter das Tier. Das gefiel ihm aber nicht, und es pickte mich mit dem Schnabel. Ich schrie schockiert auf. So bekam ich Respekt vor den Hühnern, behielt aber meine Begeisterung für sie. Manchmal lief ich mit ausgestrecktem Arm hinter einem Huhn her und rief vergnügt: „Kock, kock, kock!“

Ab und zu wurde ein Huhn geschlachtet. Das war eine ziemlich unheimliche Angelegenheit. Mein Vater hatte, auch in der Metzgerei, den Grundsatz, dass Kinder beim unmittelbaren Töten eines Tieres nicht zusehen sollen, wohl aber gleich hinterher beim Verarbeiten. So durfte ich auch das Hühnerschlachten nicht beobachten und musste mit Annegret aus dem Garten gehen, als Papa das Beil holte und Opa den großen Klotz, der sonst zum Holzhacken gebraucht wurde, in den Garten rollte. Wir konnten uns aber nicht enthalten, durch ein Astloch der Gartentür das Geschehen weiter zu beobachten. Die beiden Männer trieben die aufgeregt flatternden Hühner in die Ecke des Gartens, wo Opa eines packte, es an den Beinen über den Klotz hielt; Papa schlug ihm sogleich mit einem Hieb den Kopf ab. Ich habe mich anlässlich gewisser „Schicksalsschläge“ in meinem Leben öfter an diese Szene erinnert und sie mit dem komisch-sarkastischen niederrheinischen Sprichwort verknüpft, das Papa des Öfteren im Munde führte: „’Dat sin Schläg!’ sai dn Hahn. – Du schluge se öm dn Kopp af.“ – Das eigentlich Unheimliche am Hühnerschlachten war, dass das Huhn, nachdem Opa es fallen

gelassen hatte, ohne Kopf wieder losrannte, bis es, da es ja nichts mehr sehen konnte, vor die Rückwand des Gartens lief und umkippte.

Später erzählte Papa uns, dass es so ähnlich auch dem berühmten Seeräuber Störtebeker gegangen sei, als er mit seinen Genossen endlich gefangen und in Bremen hingerichtet wurde. Sein letzter Wunsch sei gewesen, als erster geköpft zu werden und dass man diejenigen von den Genossen freigegeben solle, an denen er noch ohne Kopf vorbeilaufen würde. So geschah es: er lief an mehreren ohne Kopf vorbei, und hätte ihm nicht ein gemeiner Soldat ein Bein gestellt, wäre er wohl noch an allen vorbei gelaufen. – Nach der blitzschnellen Schlachtaktion kamen Annegret und ich gleich wieder aufgeregt in den Garten gelaufen. Papa hatte manchmal eine ungewöhnliche Art, angespannte Situationen zu entschärfen, indem er sie ins Komische zog. Er holte gleich seinen Fotoapparat, legte meinem Schwesterchen das inzwischen ganz stille kopflose und blutige Huhn in den Arm und machte ein Bild von uns. Dadurch war gewissermaßen die Normalität wieder hergestellt. Am nächsten Tag nahm Oma das Huhn, ging damit in den Schuppen und rupfte es, dass die Federn nur so flogen. Und als sie es ausnahm – das war schon ekelig, aber neugierig war ich doch –, waren darin etliche gelbe Bläschen, aus denen noch viele schöne Eier hätten werden können. Schade! Denn essen mochte ich kein Huhn.

Oma verbrachte fast den ganzen Vormittag von 9 bis 12 Uhr mit der Zubereitung des Mittagessens. Ich erinnere mich noch, wie sie stundenlang mit einem großen Fleischermesser, das sie am Rücken anfasste, Spinat hackte. (So etwas wie Küchenmaschinen war noch unbekannt.) Alles wurde sehr fein zerkleinert und sehr lange gekocht. In unserm Metzgerhaushalt gab es jeden Tag Fleisch, zweifellos zu viel, was auch den frühen Tod meines Großvaters befördert haben dürfte. Eine Ausnahme war natürlich der Freitag. Das Mittagessen an diesem Fastentag beschränkte sich meistens auf eine Milchsuppe. Es kamen drei Suppen in Frage: Bierpapp (mit Rosinen), Rissepapp (mit Reis und Zimt, eher für Kinder geeignet) und, am häufigsten, Prumme- oder Bottermäelkspapp aus Buttermilch und getrockneten Pflaumen. Manchmal gab es auch Hering, den ich später bei Deckers oben am Markt holte – „bitte mit *viel* Zwiebeln!“ – oder Arme Ritter. Das war überhaupt mein Lieblingsgericht. Übrig gebliebene Brötchen wurden in einer Kiste im Schrank gesammelt bis sie steinhart waren. Dann schälte Oma oder Mama sie und weichte sie einen ganzen Tag lang in gezuckerter Milch und Ei ein; dann wurden sie kräftig ausgedrückt und mit Butter in der Pfanne goldgelb bis braun gebraten. Zuletzt wurden sie mit Zucker bestreut. Dazu gab es gekochtes Mischobst. Welch ein Genuss, wenn ich noch heute an die duftigen, weichen

Armen Ritter denke! (Warum hießen sie eigentlich so? Weil sie in der Pfanne gebraten wurden? Aber keiner sprach von Armen Kühen oder Armen Schweinen – oder Armen Hühnern.)

In der Schrankecke, in der die Kiste mit den harten Brötchen stand, war auch die Entenform aus Porzellan. Darin wurde manchmal ein hochroter oder –grüner Wackelpudding bereitet oder auch ein Schokoladenpudding, über den dann, nachdem die Form gestürzt war, Vanillesauce gegossen wurde. Solche süßen Enten zu schlachten gefiel mir weit besser als reale Tiere. Überhaupt war ich den Süßspeisen sehr zugetan, mochte hingegen nur wenig Fleisch essen, schon gar kein Wild und Geflügel, da man das Tier noch erkennen konnte. Aber auch bei Schwein und Rind war ich sehr wählerisch, mochte gar keine Wurst, außer warme Fleischwurst, die Papa gleich für mich anschnitt, wenn er sie in der Wurstküche mit einer großen zweizinkigen Gabel aus dem Kessel fischte. Ebenso mochte ich eigenartigerweise Grieben. Ganz widerwärtig blieb mir immer gebratene Blutwurst, Innereien oder Pannhas, eine am Niederrhein beliebte Schlachtspeise aus Blut und Mehl, die in der Pfanne gebraten wird. Insgesamt aß ich wenig und blieb schwächling – nachdem ich als Baby mit lauter *Pellagon* ziemlich fett gefüttert worden war – , so dass ich, als ich eingeschult wurde, nicht einmal das Minimalgewicht von 18 kg auf die Waage brachte. Aber obwohl man sich diesbezüglich einige Sorgen um mich machte, hieß es erfreulicherweise meistens, vor allem bei Wild und Geflügel: „Er wird später schon auf den Geschmack kommen.“ Nun ja.

Grund zur Sorge, dass etwas nicht aufgegessen wurde, bestand bei uns am Tisch nicht, da Tante Mia ganz selbstverständlich alle Reste übernahm; sie hatte einen bewundernswerten Appetit. Selber war sie für das Kochen nicht zuständig und lernte dies notgedrungen erst mit über 70 Jahren, als ihre Schwester gestorben war und wir anderen ins neue Haus zogen. Es gab aber eine Ausnahme: der Apfelpudding. Seine Zubereitung wurde wichtig genommen wie ein Zeremoniell, das nur Tante Mia selbst verstand, und dauerte Stunden lang. Als Äpfel kamen ausschließlich Boskop in Frage, die soundsoviele Wochen abgelagert sein mussten, so dass es den Apfelpudding eigentlich nur eine ganz kurze Zeit, jeweils Anfang des Jahres gab. Die Zutaten für den Vanillepudding, dazu gehackte Mandeln und Rum, wurden umständlich auf dem Tisch verteilt und genauestens verarbeitet, schließlich in der geöffneten Tür (wegen des Durchzugs) der Eischnee in einem tiefen Teller mit der Gabel geschlagen und untergemischt, das Ganze kalt gestellt und einen Tag ziehen gelassen. Trotz des gewaltigen Aufwandes fanden immer alle, dass sich die Mühe gelohnt habe, ich besonders. (Als ich später im Internat war, brachte ich dem Gaesdoncker Präses, der mich desöfteren mit irgendwelchen Dingen aufzuziehen versuchte, einmal ein Schälchen von Tante Mias Apfel-

pudding mit. Der unerwartete Nachtisch machte ihn angenehm verlegen, an der einzigartigen Qualität war nicht zu zweifeln, er musste mich seinen Dank ausrichten lassen, und Tante Mia fühlte sich hoch geehrt.)

Nach dem Mittagessen kam das Spülen. Später halfen wir Kinder beim Abtrocknen mit, außer bei den schweren Töpfen. Tante Mia führte auch hier das Kommando, indem sie mit erhobenem Finger zu uns, wie anfangs auch zu Mama gewandt sagte: „Zuerst die Gläser!“ Papa hielt derweil im Wohnzimmer „den Uren“, einen Mittagsschlaf von 15 bis 20 Minuten, den er von seinem Vater übernommen hatte. Ich habe mich bis heute nicht dazu bequemen können, wahrscheinlich weil ich als Kind schon so ungern nach dem Essen schlief und mehrmals Reißaus nahm. (Ich weiß noch, wie ich zu Oma Schulsteg laufen wollte, Papa aber hinter mir her rannte, immer näher kam und mich auf halbem Wege bei Tante Ricka vor der Tür einholte.) Viel lieber als zu schlafen ging ich nach dem Essen mit Oma Markt auf die obere Küche und ließ mir von ihr vorlesen.

Omas unentwegte hausfrauliche Tätigkeit ruhte normalerweise allenfalls am Abend oder am Sonntag ein wenig, wenn sie in den kirchlichen Blättchen las, von denen sie fast ein Dutzend abonniert hatte, weniger aus inhaltlichen Gründen, als um ein gutes Werk zu tun bzw. dem kirchlichen Druck zu genügen. Aber nach dem Essen nahm sie sich doch des Öfteren die Zeit, mir aus dem *Struwelpeter* vorzulesen, was mir jedes Mal sehr zu Herzen ging. Ich war zwar im Allgemeinen ein braves Kind, aber zumindest die Sache mit dem Suppenkaspar konnte auch auf mich zutreffen.

Einmal hab ich leider auch eine böse *Struwelpeter*-Geschichte zur Nachahmung auf mich wirken lassen. Denn ich riss einer gefangenen Fliege die Flügel aus und wollte mich über ihre Hilflosigkeit amüsieren. Obwohl die Fliege nicht blutete und scheinbar ungerührt weiter herumlief, ohne wegfliegen zu können, machte ihre Flügellosigkeit einen grauenhaften Eindruck auf mich, so dass mir fast schlecht wurde und ich von heftiger Reue ergriffen wurde. Vielleicht hat sich von daher ein kompromissloser, vehementer Abscheu vor Tierversuchen in mir festgesetzt.

Lieber als *Struwelpeter* war mir eigentlich *Max und Moritz*. Obwohl es auch dabei einigermaßen grausam zugeht, zumal am Schluss in der Mühle, fand ich die Geschichten doch zugleich lustig. Oma und ich saßen uns während des Lesens immer auf zwei Stühlen gegenüber, und sie schaute mich zwischendurch, besonders bei den tragischen Stellen, bedeutungsvoll über ihre geteilte Brille an. Ich muss die Geschichten so aufmerksam angehört haben, dass ich bald den ganzen *Max und Moritz* auswendig konnte. Und eines Tages, als ich vier Jahre alt war, nahm ich das Buch, setzte mich auf die Stufe zur Haustür und „las“ das

ganze Buch vor. Wann ich umblättern musste, konnte ich ja an den Bildern erkennen. Einige Leute, die vorübergingen, blieben stehn und riefen erstaunt aus: „Kik es, Tenhaefs Pitje kann all läese!“ Tatsächlich konnte ich vor dem ersten Schuljahr keinen Buchstaben lesen. Dem *Max und Moritz* bin ich treu geblieben und habe mit meinen szenischen Vorträgen später auf Gaesdonck öfter größere Gesellschaften unterhalten. (Für die Mitschüler war es ein Klamauk; bei den Vorgesetzten gab es konträre Reaktionen; während der Schuldirektor zu mir sagte: „ten Haef, das ist ja schauspielreif!“, nannte der Präses des Internats mich seither spöttisch „Witwe Bolte“; er fühlte sich offenbar durch ironische Darstellungen verunsichert.)

Oma Markt habe ich trotz der komischen Geschichten eher als traurige Frau in Erinnerung. Jedenfalls erschien sie mir alt – sie war schon vierzig, als mein Vater geboren wurde –; auch litt sie lange Jahre an Leukämie, wovon ich aber nichts wusste. War sie verbittert? Das Verhältnis zu ihrer Schwester Maria muss wohl zeitlebens problematisch gewesen sein. Nach außen hin haben sie immer zusammengehalten, als Mädchen gemeinsam Duett gesungen:

„Ein Vöglein sang im Lindenbaum  
in lauer Sommernacht,  
den Tönen lauschend wie im Traum  
hab ich an sie gedacht.  
Und Blütenduft und Vogelsang,  
die haben sich vereint,  
mir wurde, ach, so weh, so bang  
und habe leis' geweint.“

Sie sangen so süß, dass Onkel Quin aus Irland, einem Verwandten unserer Nachbarn Ingenerf, tatsächlich die Tränen über die Wangen liefen. Seit mein Großvater 1947 gestorben war, schliefen sie wieder zusammen in einem Doppelbett, wie früher als Kinder im Bettschrank. (Die altmodischen Türflügel und der Rahmen vom Bettkaas hing noch immer auf dem Söller und dienten als Abstellschrank. Früher waren sie als Eingang einer winzigen Schlafkammer in der Wohnzimmerwand eingebaut gewesen. Tante Mia erzählte mir, dass sie sich als Kind oft noch vor dem Einschlafen mit Oma unterhalten, wohl auch gestritten hatte. Wenn sie zu viel Lärm machten, ging nach mehrmaliger mündlicher Warnung die Schranktür auf und ihr Vater, der manchmal abends noch Gesellschaft hatte, gab der vorne Liegenden einen Klapps. Eigentlich lag Oma vorn; aber sie reagierte jedesmal so schnell, dass sie sich, sobald die Tür aufging, hinter Tante Mia warf, so dass die es abkriegte. – Dieses Muster hat sich später aber wohl nicht durchgehalten.)

Unter der harmonischen Oberfläche stimmte etwas nicht. Vielleicht hing es mit meinem Großvater zusammen. Als ich später dessen Postkarten aus dem ersten Weltkrieg las, fiel mir auf, dass er an seine spätere Schwägerin mindestens genau so oft und herzlich schrieb wie an

seine spätere Frau; und als er starb, soll Tante Mia mehr geweint haben als ihre Schwester. Aber das war ohnehin fast zu erwarten. Oma weinte nicht und riss sich zusammen, ja sie hatte etwas von einer stoischen Apathie, während Tante Mia emotional heftig reagieren konnte.

### Bauliches und Berufliches

Neben dem Söller, dem alten feuchten Gewölbekeller und dem Zimmer der kleinen Oma gab es noch einen geheimnisvollen Raum in unserm Haus. Das war das ehemalige Zimmer meines Vaters, das in den Heuboden des alten Hinterhauses hineingebaut war und in das man vom Elternschlafzimmer über eine kleine Treppe von vier Stufen hinunter ging. Wenn man dort auf dem Bett lag, konnte man durch das Dachfenster direkt auf die Kirchturmuhre schauen. Das Geheimnisvolle an diesem Zimmer waren aber vor allem die großen dicken Bücher, in denen ich gerne blätterte. Ein besonders großes Exemplar hatte viele Bilder und kam mir vor wie ein Zauberbuch. Als ich später lesen konnte, sah ich freilich, dass es wenig Bemerkenswertes an sich hatte. Es hieß „Deutsches Lachen“ und war eine illustrierte Sammlung komischer Gedichte.

Als ich vier Jahre alt war, gab es einschneidende Veränderungen in unserm Haus. Das marode Hinterhaus sollte abgerissen und auf gleichem Grundriss neu erbaut werden. Der Neubau erschien in mehrfacher Hinsicht sinnvoll. Zum einen sollte aus beruflichen Gründen unten eine neue Wurstküche und erstmals ein Schlachthaus entstehen, zum andern zur Verbesserung der Lebensqualität ein richtiges modernes Badezimmer – bislang gab es nur ein Klo – und oben eine sehr große Dachterrasse anstelle eines Giebeldaches. Es tat mir weh, als die Zimmer von Pappa und der kleinen Oma, dazu der alte Stall mit den Backs für das ehemalige Vieh abgerissen wurden. Die Arbeiten zogen sich über den heißen Sommer hin. Annegret konnte ihren nötigen Mittagsschlaf in der Dachkammer nicht einhalten und beklagte sich: „Böser Männer immer klopfen.“ Allmählich fand ich aber Gefallen an den Bauarbeiten, weil sie neue Möglichkeiten zum Spielen boten. Zum Teil sind mir diese aber übel bekommen. Da gab es eine Kiste mit weißer blinkender Glaswolle. Ich hatte nichts Besseres zu tun, als da hineinzuspringen. Das nicht enden wollende Jucken hat mich fast zur Verzweiflung gebracht. Sehr eindrucksvoll fand ich es, als die Betondecke gegossen wurde und die neue Wurstküche darunter voller runder Holzstämme stand, fast wie im Wald, auch war es so dunkel darin und von der Decke tropfte es.

lichkeiten zum Spielen boten. Zum Teil sind mir diese aber übel bekommen. Da gab es eine Kiste mit weißer blinkender Glaswolle. Ich hatte nichts Besseres zu tun, als da hineinzuspringen. Das nicht enden wollende Jucken hat mich fast zur Verzweiflung gebracht. Sehr eindrucksvoll fand ich es, als die Betondecke gegossen wurde und die neue Wurstküche darunter voller runder Holzstämme stand, fast wie im Wald, auch war es so dunkel darin und von der Decke tropfte es.

Nachdem schon alles fertig war, stand auf dem Hof noch ein hoher Stapel mit großen Betonsteinen. Da hinauf kletterte ich mit einem kleinen altertümlichen Radio, das ich auf dem Söller gefunden hatte und das nicht mehr funktionierte. Was mochte nur der eigentliche Kern dieses wunderlichen Geräts sein? – Papa hatte erzählt, dass sein Vater zur kleinen Oma gesagt habe: „Wenn do hondert wörest, kömst do ok dūr et Radio.“, worauf die antwortetet hatte: „Ek well ni dūr dat Deng kruppe.“ – Als ich oben auf dem Bausteinestapel stand, fasste ich das Radio am Kabel, schwang es hin und her und zerschlug es nach und nach an den Steinen. Was da zutage trat, befriedigte mich nur mäßig. Endlich entschied ich mich dafür, die schwere Kupferspule als das eigentliche Herz des Radios anzusehen und das andere als Abfall zu betrachten. Es muss an einem Samstag gewesen sein, denn ich erinnere mich, die Kupferspule nicht mehr aus der Hand gegeben und mit in die neue Badewanne genommen zu haben. Samstags wurden wir Kinder immer gebadet.

Meine Vorliebe für kleine schwere Metallgegenstände, die ich als Besitz eines Schatzes empfand, hat sich lange bei mir gehalten. Später zertrümmerte ich eine große geborstene gusseiserne Kaserolle in gleichmäßige Stückchen und mischte ein paar Pfennige in meinen Schatz. Als ich das erste Geld bekam, sparte ich immer auf 5-Mark-Stücke hin, weil sie so wertvoll in der Hand lagen, viel schöner als Geldscheine. Und als ich endlich genug zusammen hatte – aber da war ich schon ein ziemlich großer Junge – kaufte ich mir einen wunderschönen Goldbarren von 50 Gramm Gewicht. Der lag zuunterst in meiner Geldkassette, die ich einmal zu Weihnachten geschenkt bekommen habe. Lange hab ich mit mir gerungen, bevor ich ihn endlich wieder eintauschte, um mir ein Tonbandgerät davon zu kaufen.

Das neue blaugrün geflieste Badezimmer mit Badewanne, Dusche und einem großen Boiler, an dem ein Lämpchen flackerte, gefiel uns allen sehr gut, auch die Dachterrasse, auf der jetzt nicht nur nach Herzenslust Wäsche aufgehängt wurde, sondern auch etliche Familienfeste stattfanden. Mein wachsendes Interesse zog aber das neue „Schlachthaus“ auf sich, das sich hinter der Wurstküche an der Stelle des früheren Kuhstalls befand. Über das Treppchen, das früher in Papas Zimmer hinunter geführt hatte, ging man jetzt von der

Wurstküche ins Schlachthaus hinunter. Unten stand die neue Koksheizung, daneben ein Berg mit Koks und auf der anderen Seite allerhand Holzbalken und Bretter. Das Schlachthaus hieß nämlich nur so, war aber gar nicht als solches ausgebaut, wahrscheinlich weil meine Eltern schon bald über die Möglichkeit eines Berufswechsels nachdachten und schließlich tatsächlich auf unserm ehemaligen Spargelfeld hinter dem Friedhof die Champignonzucht aufbauten. Desto besser war der wenig genutzte Raum zum Spielen zu gebrauchen, vor allem seit etliche Kinder als Spielfreunde zu uns kamen. Doch davon erzähle ich später.

Vorläufig bestand die Metzgerei noch weiter. Im Grunde war das ganze Erdgeschoss des Hauses davon geprägt, weil alles gefliest war, um es leichter putzen zu können. Im Flur und in der Küche hingen an schwarzen leicht durchgebogenen Holsstangen schwere Schinken unter der Decke, die in der Räucherammer hinten im Schuppen geräuchert worden waren. Vor der Kammer gab es ein Loch mit einer Eisenplatte darüber. In dem Loch glühte das Sägemehl und der Rauch zog von da in die Kammer. Papa brauchte zum Räuchern ziemlich viel Sägemehl und er holte es meistens mit einem ausgeliehenen Anhänger in dem großen Sägewerk bei Schloss Wissen nördlich von Kevelaer. Ich durfte öfter mitfahren und bewunderte dort die großen, zu Brettern zersägten und säuberlich wieder aufgestapelten Baumstämme. Wurde die Räucherammer nicht benutzt, spielten wir als Kinder gerne darin. Sie hatte etwas reizvoll Gruseliges; denn die Wände waren von dem jahrelangen Qualm dermaßen schwarz, dass das Pech daran heruntergeflossen und glänzende Nasen gebildet hatte. So etwa, sagten wir uns, mussten die Wände in der Hölle aussehen.

Das Wursten selbst interessierte mich nicht sehr. Nur gelegentlich sah ich Papa bei der Arbeit zu. Am Ende kamen zwar schön geformte Würste heraus, aber manches fand ich doch ziemlich unbehaglich. Geschlachtet wurde gar nicht bei uns, sondern bei dem andern Metzger im Dorf, Schlächters Fränz. Der wohnte oben im Dorf am Anfang der Kevelaerer Straße, neben der Gastwirtschaft „Zum heiligen Kreuz“, aus der mein Urgroßvater Peter Matthias Croonenbroeck stammte und die wie unser Haus auch 1780 erbaut worden war. Das alte Schlachthaus stand am Schmalkuhler Weg dahinter. Es sah eigenartig aus, weil es kein richtiges Dach hatte, denn das war abgebrannt; ich erinnere mich noch, dass in meiner frühen Kindheit die Rede davon war. Schon Papas Vater hatte mit Fränz zusammengearbeitet. Papa schlachtete jede Woche montags mit ihm und rechnete am Wochenende ab. Man musste sich aber bei Fränz in Acht nehmen, denn er hatte eine Neigung, andere über den Tisch zu ziehen. So hatte er es jedenfalls mit seinem Bruder Will gemacht, der über Jahrzehnte mitschlachtete, aber gar nichts zu sagen hatte. Als Kind bin ich nie auf den Gedanken gekommen, dass Will

der Bruder von Fränz war, sogar der ältere von beiden; ich hielt ihn immer für irgendeinen Knecht.

Wenn Papa und Fränz bei einem Bauern eine Kuh kauften, musste die in Ermangelung einer großen Waage geschätzt werden. Auch hierin war Fränz ein Schlitzohr, und oft sagte er hinterher zu Papa über die Kuh: „Lott se wäege wat se well; wej hebbe se schwoer genug geschätzt.“ – Papa mochte Fränz aber, weil er immer so witzig war. Als sie einmal zusammen eine Kuh begutachteten, Papa sie vorne und hinten abfühlte und skeptisch meinte: „Vür es se ni wie aachter“, versetzte Fränz: „Wenn se vür woer wie aachter, dan schiet se in dn Back!“

Als ich etwas größer war, sah ich einige Male beim Schlachten zu, das heißt: ich stand in der Türe zum Schlachthaus von Schlächters Fränz. Papa hatte etwas dagegen, dass ich zuschaute, wie das Tier erschossen wurde; aber einmal hab ich doch zugeguckt. Das Schlimmste für die Tiere ist sicher auch nicht der Moment, in denen ihnen der Bolzen des Schussapparats durch die Stirnplatte schlägt, sondern die Angst vorher, wenn sie den Tod wittern. Jedenfalls hörte ich öfter, wie die wartenden Tiere im Stall nebenan ganz unruhig waren, muhten und quiekten.

Zum Schlachten brauchte man immer mehrere Leute: außer Fränz, Will und Papa war noch Jak dabei, der Sohn von Fränz, manchmal auch Opa. Einer stellte sich vor die Kuh und hielt ihr den Schussapparat vor die Stirn. Unmittelbar nach dem Schuss stürzte das große Tier in sich zusammen. Sofort wurde der Kuh die Halsschlagader aufgeschnitten, damit das noch arbeitende Herz das Blut herauspumpt. Nun liefen die Männer mit etlichen Schüsseln herbei, um das ausströmende Blut aufzufangen. Dann wurde die Kuh zerlegt. Ich fand das ziemlich unappetitlich, vor allem die Arbeit mit den Mägen und Därmen und anderen Eingeweiden, die herumlagen und unangenehm rochen. Vielleicht hat es mich unterschwellig mehr angegriffen, als ich merkte. Jedenfalls hab ich schon damals keinen Zweifel daran gelassen, die doppelte Familientradition durchbrechen und kein Metzger werden zu wollen. Und es war mir ganz recht, als Papa die Metzgerei aufgab und Pilze züchtete.

### Widersprüche in der Familie

Mit den Jahren fielen mir die Unterschiede zwischen der mütterlichen und der väterlichen Verwandtschaft immer mehr auf. Sie zeigten sich an hundert Kleinigkeiten, z.B. am Essen. So bevorzugten Oma Markt und Mama, die ganz in die Schule ihrer Schwiegermutter ging, festkochende Kartoffeln, Oma Schulsteg dagegen mehligere, die die Sauce aufsaugten; Oma

Markt machte den von mir allzeit geliebten Gurkensalat mit Kondensmilch an, Oma Schulsteg dagegen mit Essig Essenz und einer Prise Zucker, was mir fast noch besser schmeckte. Die obstlosen „Flinsen“ von Oma Schulsteg konnten dagegen nicht mit den köstlichen Apfel- oder gar Waldbeerpfannekuchen von Oma Markt konkurrieren. Andererseits war Oma Schulsteg eine eindeutig bessere Bäckerin. Während Oma Markt immer nur ihren ziemlich langweiligen Rodonkuchen mit Rosinen buk, kannte Oma Schulsteg jedenfalls mehrere Rezepte, vor allem den gedeckten Apfelkuchen mit Puderzucker und den kranzförmigen Nusskuchen mit Schokoladenüberzug. Außerdem buk sie regelmäßig jeden Samstag Vormittag, und ich durfte zusehen. Wenn von dem ausgerollten Mürbeteig für den Apfelkuchen etwas übrig blieb, stach sie von dem Rest mit einem alten gezackten Ring noch Plätzchen aus, die mit Marmelade garniert wurden. Und was *davon* noch übrig blieb, bekam ich zum Naschen. Das schmeckte mir dermaßen gut, dass ich, als ich vom Schlaraffenland hörte, mir vorstellte, ich würde mich nicht durch einen Reis-, sondern durch einen Kuchenteigberg hindurchfressen wollen, das heißt: eigentlich gar nicht hindurch, sondern darin bleiben, Höhlen bauen und nur in die Wände fassen müssen, um davon zu essen. Diese Glücksvorstellungen haben sich bei mir derart festgesetzt, dass ich selber heute noch jeden Samstag Morgen Kuchen backe – und das wird auch wohl so bleiben –, auch wenn ich im übrigen kein Bäcker geworden bin. Das hatte ich damals nämlich ins Auge gefasst.

Natürlich gab es viel tiefgreifendere Unterschiede zwischen den Familien als die Essenszubereitungen. Es wurde mir nach und nach bewußt, dass um mich herum zwei verschiedene Sprachen gesprochen wurde, Deutsch und Platt. Anders als in den mittel- und süddeutschen Dialekten wurden so gut wie keine fließenden Übergänge zwischen Hoch- und Niederdeutsch gemacht, sondern ein grundsätzlicher Unterschied. (Wie ich in den letzten Jahrzehnten bemerkt habe, ist diese Sprachkultur auch am unteren Niederrhein inzwischen weitgehend aufgelöst und die meisten Leute sprechen jetzt einfach ein schlechtes Hochdeutsch, was von unbewußten Dialektrelikten durchzogen ist.) Für mich waren die beiden Sprachen irgendwie nicht gleichwertig. Obwohl ich später mitkriegte, dass in Kirche und Schule (außer Latein) nur Deutsch gesprochen wurde, sprachen die allermeisten Leute Platt, so dass Platt mir als die Norm vorkam. Und dann war da noch die Asymmetrie, dass die Leute, die Deutsch sprachen, wie meine Mutter und ihre Familie, offenbar nur diese Sprache beherrschten, während die normalerweise Platt-sprechenden ebenso gut Deutsch sprechen konnten. (Dass sie es meistens nicht ganz genau so gut beherrschten, vor allem die Bauern nicht, habe ich erst später gemerkt, ebenso dass Oma Schulsteg auch polnisch und Opa immerhin kaschubisch sprechen konnte; sie machten aber fast nie mehr Gebrauch davon,

jedenfalls nicht, wenn andere dabei waren.) Eigenartig war auch, dass alle mit mir und Mama Deutsch sprachen, obwohl ich doch auch ihr Platt verstand, wenn sie sich unterhielten. Je nach angeredeter Person wurde so ständig zwischen Deutsch und Platt gewechselt, was mir besonders bei Papa auffiel, wenn er mit seiner Mutter und Tante oder mit Mama und mir sprach.

Die Leute, die nur Deutsch sprachen, schienen irgend ein Defizit zu haben – und ich schien ihnen zugeschlagen zu werden, da man mit mir nur deutsch sprach. Sie waren keine Ansässigen und schienen sich tatsächlich nicht ganz wohl in ihrer Umgebung zu fühlen. Besonders arm waren die Evangelischen dran, die in keiner Hinsicht dazugehörten. Aber auch meiner Mutter und ihren Eltern merkte man an, dass sie in Walbeck nicht zu Hause waren. Dabei hatte Mama eigentlich gar nichts „Östliches“ an sich, eher eine Antipathie gegen Sentimentalität und dergleichen, aber sie war eben nicht von hier. Noch 40 Jahre später unterhielt sich eine alte Frau mit meinem Vater auf dem Friedhof über frühere Angelegenheiten, während meine Mutter danebenstand. Die Frau warf am Ende nur einen Blick auf sie und sagte zu meinem Vater: „Sey kann dat ja ni wiete; sey es ja ni van hier.“ Dabei wußte sie inzwischen besser Bescheid als Papa.

Mein Opa war ein Mensch, der sich zwar in vieles fügen konnte, aber eigentlich nicht einer, der für eine Umpflanzung geeignet war. Er kam mit den Walbeckern nicht gerade schlecht zurecht, behielt seine östlichen Eigenarten aber fast alle bei, auch sprachlich. Es fiel mir auf, dass er zu häufig „mir“ sagte, wo es „mich“ heißen musste, während die Rheinländer zum entgegengesetzten Fehler neigten. Mama, die ein auffällig gutes Hochdeutsch sprach, hackte als Mädchen auf den Fehlern ihres Vaters herum, bis der die Geduld verlor, ihr eine Ohrfeige gab und dabei rief: „Musst mir auch immer verbessern!“

Opa hoffte im Grunde, dass er eines Tages nach Westpreussen zurückkehren könne. Wenn es internationale Krisen gab, hörte man ihn fast flüsternd zu den Familienangehörigen sagen: „Ihr sollt sehn: Es gibt Krieg!“ Opa war gerade im passenden Alter gewesen, um in beiden Weltkriegen zum Militärdienst eingezogen zu werden. Auf einer gewissen Ebene war er schon 1914 von der Verherrlichung des Militärs kuriert worden. Er hatte einen großen Bajonettchnitt abbekommen, wovon er eine riesige Narbe schräg über den Leib zurück behalten hatte, und dann wurde ihm auch noch das zuge dachte Eiserne Kreuz mit der Begründung verwehrt, er sei zu jung. Trotzdem war das Wort „Krieg“ offenbar eher mit Hoffnung als mit Schrecken für ihn verbunden. Er glaubte, die Amerikaner würden die Sowjets besiegen und die früheren Verhältnisse könnten irgendwie wieder hergestellt werden.

Dass die Polen, mit denen er bis 1939 problemlos in guter Nachbarschaft umgegangen war und mit denen er sich besser verstand als mit den Walbeckern, inzwischen nicht mehr dieselben sein konnten wie damals, hat er wohl verdrängt. Besonders mochte er Konrad Adenauer – da war er sich mit den Rheinländern einig –: „Der sagt es ihnen!“ Mit „ihnen“ waren wohl hauptsächlich die „SPDisten“ gemeint, in deren Verachtung sich offenbar auch fast alle im Dorf einig waren. Obwohl ich sonst recht neugierig war, interessierte ich mich für diese Dinge gar nicht. Sie schienen mir irgendwie schmutzig zu sein. Aber die Alten mussten wohl Recht haben. Schon dass die SPD und die FDP sich eine „Partei“ nannten, kam mir wie ein Eingeständnis ihrer Schäbigkeit vor. Denn „Partei“ war für mich als Kind ein Schimpfwort (und irgendetwas ist davon hängen geblieben); denn die Leute sprachen das Wort „Partei“ immer mit Verachtung oder mit eingezogenem Kopf aus: „Däen woer ok inne Partei...“ Erst viel später verstand ich, dass damit die NSDAP gemeint war. Jedenfalls gefiel mir das Wort „Union“ besser, wenn ich auch sonst keine Vorstellung davon hatte.

Opa betätigte sich in Walbeck hauptsächlich in drei Bereichen, als Metzger, als Gärtner und als Holzfäller. Oft half er Papa in der Wurstküche aus. Ich sehe ihn noch, wie er in der Wachsschürze die Schweine- und Rinderdärme ausleert und reinigt, eine besonders unangenehme Arbeit, wie ich fand. Lieber war Opa mir aber als Gärtner. Im Laufe der Jahre hatte er verschiedene Gartenstücke im Dorf für seinen Gemüseanbau gepachtet. Das regte mich selber zur Nachahmung an, und er gab mir ein paar Quadratmeter, auf denen ich etwas säen konnte, mit Vorliebe Radieschen, weil die schnell wuchsen, aber auch zum Beispiel bunten Ziermais. – Opas Leidenschaft war das Holz-machen. Er kaufte immer ein paar Bäume im Wald, die gefällt und zerlegt und dann zur Weiterverarbeitung auf unsern Hof geschafft wurden. Bevor es an das Zersägen zu Brennholzklötzen ging, mussten die Stammstücke und großen Äste mit Eisen- und Holzkeilen gespalten werden, eine anstrengende Arbeit, bei der ich gerne zusah und so weit ich konnte Hilfe leistete. Wenn Opa mit dem schweren Vorschlaghammer auf die Keile in den Eichenstämmen schlug, rief er: „Gib ihm Saures!“ Es gefiel ihm, dass ich gerne dabei war, und ab und zu sagte er zu mir: „Jungchen, wir müssen noch viel mehr zusammen halten.“ – Opa hat übrigens beim Holzmachen später auch sein Ende gefunden; im Wald bekam er beim Fällen einen Schlaganfall und starb kurz darauf.

Einmal waren die Holzstapel auf unserm Hof so groß, dass sie bis an die Dachkante des Schuppens reichten. Da kam ich auf die Idee, auf dem ziemlich flachen Dach ein exklusives Gärtchen für mich anzulegen. (Ich muss gestehen, dass ich von jeher eine sehr unsozialistische Neigung hatte, etwas für mich ganz allein haben zu wollen, und das am besten noch im Geheimen – eigenartig, zumal mir doch immer so vieles geschenkt wurde und

ich selten neidisch war.) Über den rampenförmig aufgeschichteten Stapel mit Ästen schleppte ich eine schwere Holzkiste nach oben und füllte sie auf dem Dach mit Muttererde, die ich eimerweise an einem Strick nach oben zog. Dann säte ich Radieschen und lief jeden Tag zum Gießen über den Holzstapel hinauf. – Eigentlich habe ich nie recht verstanden, warum sich nicht mehr Menschen das sichere Glück des Gartenbaus gönnen. Etwas selber zu säen und zu ernten, was man isst, erschien mir schon in meiner Kindheit als die Grundlage aller sinnvollen Betätigung; alles andere ist doch mehr abgeleitet und so gesehen vergleichsweise unwichtig.

Besondere Freude hatte ich als Kind an den Familienfesten, gerade in der mütterlichen Familie. Da kamen auch meine Cousins und Cousinen zusammen, mit denen ich spielte. Aber eigentlich war es mehr die ganze Feiertagsatmosphäre. Oma machte immer den gedeckten Apfelkuchen mit Puderzucker obendrauf – Papa kritisierte hinterher zu Hause, dass er wieder zu trocken gewesen sei – und außerdem den kranzförmigen Nusskuchen mit Schokoladengussumhüllung. Nach dem Kaffee spielte Opa regelmäßig mit Onkel Alo und Onkel Georg oder Onkel Karl Skat. Davon verstand ich nichts; aber ich fand es gemütlich. Zum Abendessen gab es oft den wunderbaren Kartoffelsalat mit viel selbst eingelegten Gurken darin und Fliegenpilzen darauf, die Oma aus einem hart gekochten Ei und einer halben Tomate mit Majonaisetupfern herstellte. Danach tranken die Erwachsenen dann Bowle mit Früchten. Davon bekam ich zwar erst später etwas ab, aber ich hatte meine Freude schon daran, dass der prächtige Bowlepott zum Einsatz kam. Die mütterliche und die väterliche Familie hatten einen unterschiedlichen Bowlepott, der mütterliche war schlanker und hatte gerade Wände, der väterliche war rundlich. Im Prinzip war es aber fast dasselbe Modell: der Steinguttopf war in beiden Fällen mit Bildern von Burgruinen am Rhein und Weinlaub dazwischen geziert. Auf dem Deckel saß ein fröhlicher Zecher. Zu den tassenförmigen Bowlegläsern gehörte jeweils ein kleiner Picker für die Früchte mit einem netten Symbol darauf; ich erinnere mich noch an ein grünes Kleeblatt, ein rosa Schwein, ein gelbes Posthorn, ein rotes Herz und einen schwarzen Schornsteinfeger. Dazu gab es außerdem kleine Anhänger mit dem gleichen Symbol, die man mit einem Häkchen an die Wand seines Glases hing. Es gefiel mir, dass sich die Erwachsenen mit so einem Kinderkram abgaben.

Bei Oma Schulsteg brachte ich überhaupt viel Zeit zu, besonders in den frühen Jahren. In ihrer Wohnung war es irgendwie gemütlicher als in dem Metzgerei-Haushalt am Markt. Im Vergleich zu Oma Markt war Oma Schulsteg eine moderne flexible Person, obwohl sie nur fünf Jahre jünger war. (Übrigens hatte sie zwei Geburtstage, einen echten am 13. Dezember, weshalb sie auch Luzia hieß, und einen offiziellen am 15., auf den ihr Vater sie amtlich gemeldet hat, da er nicht früher durch die Schneeverwehungen kam, aber eine Strafe wegen

verzögerter Meldung fürchtete.) Nicht genug damit, dass sie mit Opa einmal innerhalb des Hauses umzog, sie stellte auch alle paar Monate zur Abwechslung die Möbel um. Das fand ich ganz lustig. Auf der anderen Seite hatte sie eine ausgeprägt melancholische Neigung, die manchmal auch an Wehleidigkeit grenzte. Insgesamt fand sie wohl, dass ihr das Leben nicht gerecht geworden sei. (Oma Markt, die dazu vielleicht auch einigen Anlass gehabt hätte, ließ sich etwas Derartiges nie anmerken.) So sang Oma Schulsteg mir auch mit Vorliebe einige traurige Kinderlieder vor, wie „Häschen in der Grube“ und besonders „Mariechen saß auf einem Stein“. Solche traurigen Weisen gefielen mir nicht schlechter als die lustigen Max und Moritz-Streiche von Oma Markt und ich sang sie Oma getreulich nach, wobei sie mit dem Kopf nickte: „Wenn ich an mein Ssicksal denk, ich mich recht von Herzen kränk.“ Insgesamt ging es am Schulsteg weniger nüchtern zu als am Markt. Oft erzählte Oma mir auch alle möglichen Märchen von den Brüdern Grimm, immer auswendig und dabei den Finger auf und ab bewegend. Vor dem bösen Wolf, der in mehreren Märchen vorkam, hatte ich enormen Respekt. Ich stellte mir oft vor, das jüngste Geißlein zu sein, das sich im Uhrenkasten versteckt hat, obwohl ich doch in Wirklichkeit immer das älteste Geißlein war. Manchmal wenn ich bei Oma in der Küche auf der Chaiselongue vor mich hin träumte, gingen mir die Geschichten weiter durch den Kopf. Neben der Chaiselongue hing ein großer von Oma gestickter Bildvorhang als Wandschutz. Darauf war eine Szene im Schwarzwald dargestellt mit drei Häusern, einem Förster, einem Bach und vielen dunklen Bäumen. Wenn ich nah davor lag, verschwammen die Konturen, und die Fantasie driftete in weitere verwunschene Wälder ab.

Manchmal stellte ich auch Bildergeschichten zusammen, indem ich sie aus den Heften von Tschibo und anderen ausschnitt und auf Pappbögen mit Uhu aufklebte, wie übrigens auch alle Briefmarken, die mir in die Hand fielen. Und einmal hab ich ein kleines Buch fabriziert, das aus ein paar Pappdeckeln bestand, die ich an einer Seite durchlöcherte und zusammenband. Da hinein klebte ich Bilder, die ich von dem Einpackpapier aus einem Schuhkarton ausgeschnitten hatte. Als Anregung dienten mir dabei die Hefte von Salamander „Lurchis Abenteuer“. Ich erfand aber eine eigene Geschichte dazu, und da ich gerade schreiben konnte, schrieb ich sie zwischen die Bilder, malte auch mal ein eigenes Bild, das mir in meiner Geschichte fehlte. Annegret, die außerordentlich leichtgläubig war, habe ich dann erzählt, dies sei ein Buch, das ich in meinem früheren Leben geschrieben habe. Sie schien das wirklich für möglich zu halten.

Oma und Opa hatten nur wenige Sachen aus Westpreussen mitgebracht. Diese Kleinigkeiten hatten aber eine besondere Anziehungskraft für mich. Da gab es die

altmodischen Fotos aus Rheda, Brück oder Sobjeschin mit Omas Mutter Susanne, eine herzliche rundliche Bäuerin mit Kopftuch, oder Mamas Kommunionbild mit weißem Kleid und Kerze, dazu Oma sehr stattlich und Opa in Matrosenuniform, weil damals im Krieg keine zivilen Fotos mehr gemacht werden durften; oder Omas verstorbene Schwester Tante Marthchen, die einmal, wie Oma mir erzählte, hypnotisiert worden sei, so dass sie Rosen vom Himmel regnen sah. Tante Marthchen schien überhaupt was besonderes gewesen zu sein. Nachdem sie in einem Danziger Hotel als Köchin gearbeitet hatte, bekam sie ein Zeugnis, auf dem stand: „Fräulein Marthchen Stobbe hat bei uns die Kochkunst erlernt.“ Das fand Oma, die tagaus tagein ihre Familie bekochte, schon nicht mehr lustig. – Außer den Fotos gab es auch zwei Bildchen, die mir gefielen, eine wurmstichige Birkenzscheibe mit einem naiven Bauernhof darauf und eine braune gerahmte Kachel, auf der wie in einem Scherenschnitt die zartesten Glockenblumen im Umriß zu sehen waren. Beide Bilder hängen heute noch in meiner Küche; und daneben auf dem Regal steht das allerliebste schwere Eisenhündchen, dessen Schwanz als Korkenzieher geformt ist und mit dem damals tatsächlich gelegentlich eine Weinflasche geöffnet wurde. In der Besteckschublade, in der das Hündchen wohnte, lag auch das Messer mit der breiten Klinge, die Oma mir immer sogleich an die Stirn drückte, wenn ich mal wieder beim wilden Spielen in der engen Wohnung irgendwo gegen gelaufen war. Auf dem Griff war ein kleines Kreuz mit Haken eingepägt. Als ich danach fragte, sagte Oma nur, das Messer habe Opa von der Marine mitgebracht. Da schien es mit den Kreuzen in der Kirche oder über den Zimmertüren wohl nichts zu tun zu haben.

Und dann gab es noch in einem Säckchen eine Sammlung mit alten Münzen. Die meisten zeigten einen klotzigen Kopf, der Hindenburg hieß. Die älteste und größte Münze, die schon ganz abgegriffen war, war ein preussischer Taler, der schon 150 Jahre alt war, die schönste eine silberne Gedenkmünze zur 100-Jahrfeier der Befreiungskriege gegen Napoleon. Auf der einen Seite war ein Adler zu sehen, der sich auf eine Schlange stürzt, auf der anderen eine ganze Szene, in der sich etliche Leute um einen Reiter scharen; darunter stand: „Der König rief und alle, alle kamen.“

## Kindergarten

Mit drei Jahren kam ich in den Kindergarten, einerseits weil meine Eltern beruflich ziemlich eingespannt waren, andererseits um mehr unter Kinder zu kommen. Ich war nämlich, wie mir erst jetzt auffällt, nicht nur das älteste Kind in der Familie und in der ganzen Verwandtschaft

(selbst zweiten und dritten Grades), sondern auch in der weiteren Nachbarschaft auf dem Markt. Die Kriegs- und Nachkriegszeit war nicht zum Heiraten und Kinder-kriegen angetan gewesen, und so waren die Nächstälteren, mit denen ich umging, in aller Regel junge Erwachsene wie meine Eltern. Im Kindergarten – Papa konnte sich schlecht an das neue Wort gewöhnen und sprach immer wieder von „Kinderverwahrnalt“ – gab es aber dann doch etliche Kinder. Der Kindergarten lag in einem alten Haus an der Hochstraße, gerade gegenüber dem Haus von Grosspa, meinem Ururgroßvater. An dessen Haus war übrigens oberhalb der beiden Fenster je ein Engelskopf als Stuckzierrat angebracht, der eine wunderschön, der andere fast ganz abgeschlagen. Ich litt darunter und machte mir als Kind immer wieder Gedanken, ob man diesen zerstörten Engelskopf nicht etwa nach dem Muster des erhaltenen restaurieren könne. (Inzwischen hat ihn jemand ganz primitiv aus Beton, nachgeahmt, eher eine Fratze als ein Engelsgesicht.)

Der Kindergarten war da, wo früher die Mädchenschule gewesen war, in die auch Oma und Tante Mia gegangen waren und die erst im 20. Jahrhundert mit der Jungenschule zur Katholischen Volksschule an der Hauptstraße zusammengelegt worden war. Er unterstand den vier in Walbeck angesiedelten Schwestern von der Göttlichen Vorsehung, die lange schwarze Gewänder mit weißen Hauben hatten, dazu ein großes Kreuz am Band vor der Brust und in der Kirche immer auf der Frauenseite in der ersten Bank knieten. Die Schwestern genossen damals ein beträchtliches Ansehen. Ich glaube, sie profitierten noch immer von den Nachwirkungen des Kulturkampfes in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Damals hatte die preußische Regierung die Nonnen ausweisen lassen, weil sie als römische Propagandisten galten. Nun war die evangelische Regierung von Anfang an nicht beliebt gewesen. Im 18. Jahrhundert mochte es noch angegangen sein. Der Soldatenkönig ließ zwar keine Katholiken in höhere Ämter aufsteigen und hat dies auch seinem Nachfolger testamentarisch empfohlen (wegen der bekannten Unzuverlässigkeit der Katholiken), aber er musste doch aufgrund des bestehenden Übernahmevertrages mit dem Kaiser die katholischen Privilegien im „Herzogthum Geldern Königlich Preußischen Antheils“ respektieren; auch die brabantische Schriftsprache wurde beibehalten. Nach dem Wiener Kongress, als das ganze Rheinland in preußische Hand geraten war, wurden aber die Zügel angezogen. 1821 zwang man die Pfarrer – ungeachtet erbitterter Proteste –, auf Hochdeutsch zu predigen – so etwas hatte man nicht einmal in Posen den Polen zugemutet – und in den dreißiger Jahren ließ der König sogar den Erzbischof von Köln gefangen setzen. Dass nun Bismarck das vor dem Altar Gottes geschlossene heilige Sakrament der Ehe für nichts achtete und durch einen faden bürgerlichen Rechtsakt ersetzen wollte, war geradezu unerträglich. So begleitete das ganze

Dorf die Schwestern solidarisch mit wütenden Protesttränen wegen der Ausweisung bis nach Geldern zum Bahnhof, wie die kleine Oma immer wieder erzählte. Später durften sie dann wiederkommen, und endlich gewöhnte man sich an die Obrigkeit oder – was besser unterblieben wäre – man identifizierte sich sogar mit ihr. Ein Walbecker war sogar in der kaiserlichen Leibgarde – ich glaube es war Leenen Lui, der später Bauer auf Kaplanshof war – und er erzählte zu Hause mit stolz geschwellter Brust, wie nah er beim Kaiser gestanden hatte. Dabei zeigte er vor sich auf den Boden und rief: „Hier stond de Keyser, on doer stond ek!“.

Kurz: die Schwestern hatten bei der Dorfbevölkerung einen Stein im Brett, zumal die Krankenschwester, die mit ihrem schwarzen Fahrrad tagtäglich und jahraus jahrein durchs Dorf und durch die Bauernschaften fuhr, um die Langzeitkranken zu versorgen. Da machte es auch nichts, dass sie eigentlich ein unangenehmer Dragoner war: ja, es wurde sogar erzählt, dass sie gelegentlich Kranke nicht nur ausgeschimpft, sondern regelrecht übers Knie gelegt und versohlt habe, wenn sie der Meinung war, sie seien zu wehleidig oder stellten sich nur an.

Mit Schwester Theotrudis, der Kindergartenschwester, hatte ich mehr Glück. Anfangs war mir freilich aufgrund der ungewohnten Umgebung noch etwas beklommen zu Mute. Als wir am Ende des ersten Vormittages draußen vor der Muttergottesfigur in der Efeugrotte beten sollten, stand ich abseits und fiel Mama, die mich abholte, um den Hals, indem ich vorwurfsvoll schluchzte: „Ich hab den ganzen Tag geweint und mir’n Brötchen gegessen.“ Bald aber ging ich gern zum Kindergarten, schließlich auch mit Annegret, die ich immer an der Hand halten sollte. Dabei trug ich eine kleine Ledertasche mit einem Schnappschloss um den Hals, in der für uns zwei Brötchen steckten.

Damit wir nicht über die Hauptstraße gehen mussten, auf der es ab und zu ein Auto gab, gingen wir immer „über die Kirche“, das heißt: schräg über den Markt, zwischen der Luzia-Kapelle und Peters hindurch, an der Kirche entlang, neben der eine alte mächtige Blutbuche stand, die aber später beim Bau des Pfarrheims eingegangen ist, vorbei an der großen 700 Jahre alten Linde hinter der Kirche, die ganz hohl war und in die wir oft durch einen breiten Spalt wie in eine kleine hohe Kammer hineingingen, weiter zwischen der alten Kaplanei mit der St. Borromäus-Bücherei und der alten Pastorat hindurch bis auf die Hochstraße. (Ich weiß wohl, dass es eigentlich *das* Pastorat heißt; aber wir sagten immer *die*, und so soll es hier auch bleiben.)

Die alte Pastorat war bei dem Brand von Walbeck 1779 nicht vernichtet worden, weil sie wie die Kirche separat stand. Inzwischen hatte man aber für Herrn Pastor an der Südseite der Kirche eine neue, größere, ziemlich klotzige Pastorat mit einem kleinen Betonkreuz darauf

gebaut. In der alten wohnte stattdessen der Küster Gooren Hannes, der einen Klumpfuß hatte und bei dem Annegret später ihren ersten Klavierunterricht bekam. Die Stunde kostete nur 5 Mark; dafür nahm Gooren Hannes sich aber auch die Freiheit, während des Unterrichts zu Deckers auf den Markt hinunter zu gehen und ein Bier zu trinken. Annegret wiederholte zur selben Zeit eifrig ihre Fingerübungen. Vorerst interessierte uns an der Küsterei aber allenfalls die Hecke mit Knallerbsen, die wir auf dem Weg gerne ausprobierten. Erst als ich lesen konnte, fiel mir die lateinische Inschrift über der Haustüre auf; darauf stand: „R. D. Eberhardo Poynt pastore et auctore hoc aedificium in usum ecclesiae est erectum. Anno 1625“.

Höchste Vorsicht war uns eingeschärft, wenn wir bei der Spar- und Darlehnskasse auf die Hochstraße einbogen. Tatsächlich ist an dieser Stelle ein paar Jahre später, als ich im ersten oder zweiten Schuljahr war, meine Klassenkameradin Irmgard Hübecker durch ein Auto zu Tode gekommen. Sie war eine Nichte von Tante Dina, die eine Zeit lang bei uns im Haushalt arbeitete. Irmgards Tod war ein Schock für das ganze Dorf. Vielleicht begriff ich da zum ersten Mal, dass man im Leben nicht immer und automatisch Glück hat, – und wäre man auch ein Goldstiefel.

Direkt vor dem Kindergarten war die Schmiede Croonenbroeck, im Volksmund Krupp genannt. Die alte Frau Croonenbroeck hatte einen Hund, der manchmal auf der Straße zu sehen war und der für sein Alter berühmt war; er soll 23 Jahre alt geworden sein, und so sah er auch aus: grau, krumm, erbarmungswürdig.

Der Kindergarten selbst bestand aus einem einzigen großen holzvertäfelten Raum, in dessen Mitte ein großer schwarzer Ofen stand, dahinter die Kiste mit den begehrten Bauklötzen. Ansonsten kann ich mich nicht an allzu viel Spielzeug erinnern. Es musste ja auch oft gesungen, getanzt und gebetet werden. Manchmal bekamen wir auch was zu schlecken. Begehrt waren die Tütchen mit Gries. In dem Raum dürften mindestens dreißig Kinder gewesen sein, die die nicht mehr junge Schwester Theotrudis mit einer wechselnden Gehilfin verwahrte. Manchmal kam es unter uns Kindern, jedenfalls bei den Jungen, auch zu Krawallen, die schwer geahndet wurden. Eine besonders harte Strafe war das Einsperren in der „Rattenecke“. Das war ein mit Brettern und engmaschigem Draht verkleideter Winkel unter der Treppe im Flur. In Wahrheit waren zwar keine Ratten darin, doch wurden wir zur Abschreckung in dem Glauben gelassen. Mir hat diese Abschreckung vollauf genügt und so brauchte ich nie in der Rattenecke sitzen. Andere aber wurden von Schwester Theotrudis und ihrer Gehilfin schreiend und strampelnd an allen Vieren in die Rattenecke getragen, wo sie weiter schrieten. Solcher Art Pädagogik galt damals noch als normal. Und tatsächlich konnte Schwester Theotrudis auch ganz angenehm sein. Manchmal organisierte sie für uns besondere

Veranstaltungen. Ich erinnere mich noch an einen Zauberer in schwarzem Gewand, der aus seinem Zylinder eine weiße Taube hervorzauberte und buntgefiederte Eisenpfeile, die er um sich warf und die vor uns in dem dunklen Dielenboden stecken blieben.

Einmal im Jahr wurde ein Ausflug in den Wald gemacht. Dazu erhielten wir tags zuvor bestimmte Anweisungen. Unter anderem sollten wir alle eine Tasse an einer Schnur um den Hals tragen und die sollte aus Eisen oder Kunststoff sein. Einige Kinder kamen trotzdem mit einer Porzellantasse, weil die Eltern keine Kunststofftassen hatten. Dann kletterten wir auf einen großen Anhänger, der mit niedrigen langen Bänken ausgerüstet war. Bouten Hein, der mit seiner Frau Mina auf der Hochstraße neben dem Haus von Grosspa wohnte, fuhr uns per Pferd, später per Trecker in den Wald. Unsere Familie war mit den Boutens gut vertraut, da sie mit ihnen während der letzten Kriegsmonate bei deren Verwandten im Westerwald evakuiert waren und weil Tante Mina meinen Eltern auch oft im Haushalt ausgeholfen hat. Onkel Hein fuhr uns mehrere Kilometer weit bis zu der alten Linde, die im Wald vor Haus Steprath stand. Dort stiegen wir aus, machten Sackhüpfen und andere schöne Spiele und tranken Kakao aus unseren Tassen.

## Im Sand

Sobald ich Rad fahren konnte – und das lernten alle Kinder bei uns recht früh – erkundete ich damit das Dorf und die Umgebung. Am liebsten fuhr ich nachmittags, wenn ich mich bei Mama abgemeldet hatte, hinaus in die Bauernschaft Sand zu Onkel Franz und Tante Agnes. Ihr Haus lag einen guten Kilometer westlich vor dem Dorf. Manchmal machte ich aus Neugierde und Abenteuerlust auch extra Umwege. Angst hatte ich dabei nur vor den Hunden, die in verschiedenen Häusern wohnten und mir auflauerten. Einmal hat mich ein großer dunkler Spitz – viel größer und gefährlicher als der von Witwe Bolte – hunderte Meter verfolgt, und ich fuhr mit meinem Rädchen um mein Leben.

Anfangs hatte ich Onkel Franz und Tante Agnes wohl öfter bei uns am Markt gesehen, sonntags nach dem Hochamt, wenn in der aufgeräumten Najkamer in niedlichen Gläschen ein aufgesetzter Beerenschnaps getrunken wurde – am Niederrhein „Bäs“ genannt, für Frauen mit einem Stück Würfelzucker. (Die meisten dieser Gläschen haben sich erhalten, und ich trinke heute selber mit Behagen meinen Bäs daraus.) An gewissen Feiertagen waren sie auch nachmittags zum Kaffee da, mussten aber immer früh aufbrechen, weil die zwei Schweine und das Schaf, die sie im Hinterhaus hatten, gefüttert werden mussten.

Das Haus von Onkel Franz, war eine an der Maasstraße lang gestreckte umgebaute Kate mit zwei Eingängen. Onkel und Tante wohnten nur in der linken Hälfte, während sie die rechte, die wohl früher Stall gewesen war, an Lichtefeld vermietet hatten, für 30 Mark im Monat. Direkt vor dem Haus stand, wie an vielen Häusern im Außenbereich üblich, als Windschutz eine große Linde, die immer wieder in die Breite geschoren werden musste. Neben dem Haus war ein Vorgärtchen, und auf der Ecke stand ein kleinerer, aber offenbar sehr alter Baum, eine Buche mit einer kugelförmigen Krone, kaum größer als ein Meter Durchmesser, deren Äste ganz dicht nach innen gewachsen waren, weil der Baum seit vielen Jahrzehnten regelmäßig geschoren wurde. Später, nachdem Onkel Franz gestorben war, übernahm ich diese Arbeit mit der schönen großen Heckenschere.

Die Zimmer im Haus waren selbst für damalige Verhältnisse sehr klein: ein Flürchen, nach links ein Wohnzimmerchen, das gleichzeitig Najkamer war, dahinter ein Schlafzimmer, in das neben einem Waschtisch und einem flachen Schrank nur ein Bett passte. Über dem Kopfende hing von der Decke eine lange weinrote Kordel herunter; damit konnte man das Licht an- und ausknipsen, woran ich meinen Spaß hatte. Noch spaßiger fand ich, dass Onkel Franz im Bett ein Nachthemd und eine Bettmütze trug, so ähnlich wie Onkel Fritze im „Max und Moritz“, nur nicht so spitz. Das Bett war eine sogenannte anderthalbschläfrige englische Bettstelle, in der Tante und Onkel 24 Jahre lang gemeinsam schliefen, bevor Onkel Franz darin starb. (Es war ein qualvoller Tod, und Onkel Franz stöhnte tagelang ganz schrecklich, trotz des Morphiums, das Dr. Becker ihm gab. Das hat mich nicht davon abgehalten, dieses Bett viel später zu meinem eigenen zu machen. Wer weiß, ob ich nicht selber darin sterbe – und wie?“)

Vom Flur geradeaus ging es in die Küche. Dort gab es noch eine steile Treppe nach oben, über die man durch eine Luke auf den Speicher gelangen konnte. Das Aufheben der schweren Luke wurde durch ein über eine Rolle geführtes Band erleichtert, an dem ein Sack mit Eisen hing. Auf dem dunklen Speicher standen unter anderem die alten Schustersachen von Onkel Franz herum. Man musste sich hier oben sehr vorsichtig bewegen, weil die Decke schon so marode war, dass sie einzubrechen drohte; dies galt auch für eines der beiden ausgebauten Dachzimmer, in dem Tante Agnes auf dem mit Papier ausgelegten Fußboden nur Birnen trocknete. Das andere hatte einen neuen Fußboden bekommen; darin stand außer Bett und Schrank eine mit Schnitzereien schön verzierte alte Eichentruhe, auf der die Zahl 1799 zu lesen war; Tante Agnes hatte sie mit in die Ehe gebracht.

In der Küche gab es auf der anderen Seite eine schräg an die Wand gelehnte Luke. Wenn man die an einem großen Eisenring aufzog, gelangte man in einen kleinen Keller unter dem

Schlafzimmer. Hier wurde viel Eingemachtes aufbewahrt, nicht nur Obst und Gemüse, auch Fleisch von der Hausschlachtung – und der köstliche Kirschsafte.

Neben dem Spülstein stand die alte Hauspumpe mit Messingbeschlägen und einem langen Schwengel. Anfangs hatten wir am Markt auch noch so eine Pumpe gehabt, doch war sie beim Neubau des Hinterhauses abgeschafft worden. Onkel Franz und Tante Agnes hatten die Pumpe noch zu einer Zeit, als sonst sogar im Sand schon überall Wasserleitungen gelegt waren. Darum kam eine alte Frau, die bei Helmes in der Bergsteg wohnte – wir sagten immer *die* Bergsteg, nie „der“ – und als etwas verwirrt galt, täglich zu Onkel Franz und Tante Agnes, um mit einem Eimer hier Wasser zu holen. Das übliche Leitungswasser sah sie nämlich als „Atomwasser“ an.

Die Pumpe hatte auch einen Ausfluss durch die Wand in den Stall hinein, und zwar in ein gemauertes Becken, in dem hauptsächlich der frisch geerntete Spargel gewaschen wurde. Das Abwasser floss einfach in eine kleine Grube, vier Meter vor der Küche; in dieser feuchten Ecke wuchsen die schönen orangen Lampionblumen, die unter ihrem spitzzwiebeligen Schirm eine kleine „Tomate“ versteckten.

Im Stall gab es zwei Pferche, einen für die beiden Schweine, den anderen für das Schaf, das Tante Agnes regelmäßig molk. Die Schweine wurden, wenn sie ausgewachsen waren, geschlachtet und durch neue Ferkel ersetzt. Die kaufte Onkel Franz in der weitläufigen Nachbarschaft bei dem Schweinezüchter Kloese Matth. Ich ging mit und wir holten die Ferkel, die in einen Sack gesteckt wurden, mit der Karre ab. – Das Schaf wurde übrigens schon zu einer Zeit abgeschafft, als ich noch ziemlich klein gewesen sein muss. Darum habe ich es sehr groß in Erinnerung, etwa in Augenhöhe. Später hab ich mich lange gewundert, dass ich nie mehr auf eine Schafart traf, die die Höhe von Kühen hatte.

Neben dem Schafstall gab es einen Kessel mit Ofen darunter, den Poggepott, in dem gelegentlich Rüben für die Tiere gekocht wurden. Und in der Ecke war das Plumpsklo mit einem hölzernen Deckel und einer schrägen Rampe nach unten in den Jauchekeller, aus dem herauf es nicht gerade angenehm roch.

Durch eine niedrige Tür unter der Traufe gelangte man vom Stall in den Hof. Rechts neben der Tür stand ein Holzfass, das Onkel Franz alle paar Jahre, wenn es verschlissen war, vom vorbeifahrenden Fischhändler neu kaufte. Hierein floß das Regenwasser des Daches, das Überschüssige über den Hof in den Garten. Das Fass interessierte mich insofern, als in dem abgestandenen Wasser, sobald die Sonne hinein schien, winzige Tierchen zu erkennen waren, die mit einer Geißel hoch und runter schwammen. Auf der linken Seite lag der ummauerte Misthaufen, auf den die beiden Schweine manchmal durch das Hintertürchen im Stall

herausgelassen wurden, damit sie auch mal eine Abwechslung hatten. Das Schaf hatte es ohnehin besser, da es tagsüber auf dem Apfelbongert weidete, wo es an einer langen Kette angepflockt war.

Zwischen Hof und Bongert lag noch der Schuppen, in dem Brennholz gelagert und mit der Hieb (einem kurzstieligen Beil mit breiter Klinge) zerkleinert wurde. Lichtefelds Schuppen schloss gleich an; und daran war ein niedliches Wetterhäuschen mit zwei Türen angebracht, aus denen bei schlechtem Wetter ein Männchen mit Regenschirm hervortrat, und bei gutem ein Mädchen mit Sonnenhut. Erfindungen solcher Art konnten mir wohl gefallen.

Und dann war da noch der Gänsestall in Form eines kleinen Hauses, dessen Dach fast bis auf den Boden heruntergezogen und mit Teerpappe verkleidet war. ‚In so einem Häuschen soll sich also St. Martin versteckt haben‘, dachte ich öfter, ‚als ihn die dummen Gänse verraten haben.‘ Irgendwie mochte ich die Gänse sowieso nicht, auch wenn sie noch so schöne Eier legten, die Papa so gerne aß; denn sie fauchten mich immer aggressiv an, wenn ich sie im Gänsehof nur ein bisschen neckte.

Neben dem Bongert, der mit alten Obstbäumen bestanden war, die kaum noch trugen, außer dem Baum mit den gelben Knapkerssen, gab es nahe am Haus noch einen Garten und dann ein Stück Feld. Hier wurden hauptsächlich Kartoffeln und Gurken angebaut. Im Frühjahr half ich Onkel Franz beim Kartoffelpflanzen, indem ich immer eine Pflanzkartoffel mit den Augen nach oben in das von ihm gegrabene Loch tat. Die Gurken wurden im Herbst in Kisten mit einem eisernen, ganz rostigen Krüwagen auf den Hof gefahren, in einer Zinkwanne gewaschen und sortiert, um sie nach Straelen an die Versteigerung liefern zu können. Dazu gab es eine Schablone aus Blech mit rechteckigen Löchern, die mit A, B, C und D bezeichnet waren. Ich musste probieren, welche Gurke durch welches Loch passte: je kleiner desto besser. Die Gurken, die durch kein Loch mehr passten, hießen „dicke E“, waren nicht lieferbar und wurden von Tante Agnes zu Gurkensalat verarbeitet.

Auf der anderen Straßenseite war dann noch ein ziemlich langes Spargelfeld. Tante Agnes ging im späten Frühling zwei Mal am Tag durch die Wallreihen und wußte erstaunlicherweise immer, wo ein Spargel gerade im Begriff war, die Erdkruste zu durchbrechen. Er sollte nämlich, wie es hieß, möglichst nicht von der Sonne geküsst werden; darum hieß er auch Bleichspargel. Der Rittergutsbesitzer Klein, ein alter Major, der nach dem ersten Weltkrieg das Schloss Walbeck aufgekauft hatte und sich seitdem Klein-Walbeck nannte, hatte in den zwanziger Jahren die Idee gehabt, auf dem vorwiegend sandig-kiesigen Walbecker Boden, Spargel anzubauen. Nicht viel später hat er sich zwar wegen irgendwelcher undurchsichtiger Geschichten erschossen, sein Beispiel mit dem Spargel machte aber Schule. Und so wurde

Walbeck in kurzer Zeit aus einem armen Heidedorf zu einem Eldorado der Spargelfeinschmecker. Kaum jemand der Dorfbewohner, nicht nur die Bauern, ließ es sich entgehen, Spargel anzubauen, zumal der Walbecker Spargel bei der Versteigerung immer die höchsten Preise erzielte. Ich erinnere mich noch, dass wir selbst ein großes Spargelfeld hinter dem Friedhof hatten, dort, wo meine Eltern später die Champignonzucht aufgebaut haben. Für Onkel Franz und Tante Agnes war das Spargelfeld sicher die Haupteinnahmequelle. – Wenn Tante Agnes die weißen Spargelstangen blitzschnell ausgegraben und abgestochen hatte, gingen Onkel Franz und ich hinterher und machten die Löcher in den Wällen wieder zu, Onkel Franz mit der Schüppe, ich mit einer Maurertruffel. Danach wurde der Spargel gewaschen und auf einem Brett auf eine vorgeschriebene Länge abgeschnitten; das Brett war an der Stelle von dem dauernden Schneiden schon ganz dünn geworden. Zuletzt wurde er gewogen und in Kartons der Spargelbau-Genossenschaft gepackt, auf der ein Umriss der Walbecker Kokerwindmühle zu sehen war.

Das Schönste am ganzen Spargelbau waren für mich aber die Spargelfeuer, die im späten Herbst, wenn das Spargelkraut abgestorben war, rund um's Dorf brannten. Onkel Franz mähte das hohe, gelb gewordene Kraut, in dem die roten Beeren leuchteten, mit der Sense ab, und ich trug alles mit der Mistgabel zu einem großen Haufen zusammen. Da die Luft schon recht feucht war, wurde meist nicht nur mit Papier, sondern auch mit einem alten Gummireifen oder dergleichen angefeuert. Das Spargelfeuer brannte aufgrund der unzähligen Verästelung des Krautes feiner als ein normales Holzfeuer. Es dauerte lange, bis der ganze Haufen verbrannt war, und ich blieb meist bis in die Dunkelheit als Wache zurück und schaute in die prächtigen Gluthöhlen, aus denen es knisterte und leise pfiiff.

Als ich ein bisschen größer war und Onkel Franz zu alt für die Landwirtschaft wurde, fing ich an, mich in einem Teil des Gartens selber landwirtschaftlich zu betätigen. Vor allem zog ich Kürbisse, überließ es freilich in meiner Abwesenheit Tante Agnes, sie zu wässern. Immer wenn ich kam, maß ich den Umfang des größten Speisekürbisses mit dem gelben Schneidermaßband, das Tante Agnes normalerweise um den Hals trug. Schließlich reichte das 150-cm-Band nicht mehr aus; denn der Kürbis wuchs auf stattliche 165 cm Umfang. Noch mehr Freude hatte ich aber an den skurilen Zierkürbissen, die bald überall im Garten wuchsen. In einem Jahr erntete ich über 400 Stück. Ich verkaufte die meisten an Preenze Jupp und Wolters Änne, Markthändler, die in der Nachbarschaft von Onkel Franz und Tante Agnes wohnten. Jupp war Raucher und Trinker. Einmal gab er mir gegenüber die Weisheit zum besten: „Morgenstund hat Gold im Mund, Abendstund hat Fusel inne Kunt.“, nicht gerade passend für einen Jungen wie mich. Tante Agnes schimpfte öfter mit ihm, scherzend und doch

ernsthaft. Aber es half nichts; zuletzt mussten ihm beide Beine amputiert werden. So fuhr seine Frau allein zum Markt. Sie war, obwohl noch gar nicht so alt, auch eine eigenartige, verschrobene und wilde Person. In Geldern oder wo sie sonst auf dem Markt stand, war ihr Lieblingsruf: „Kommen Sie näher, kommen sie ran! Hier werden Sie genau so beschissen wie nebenan!“ Als ich später im Gymnasium eine Klassenarbeit über „Eine Marktfrau“ schreiben sollte, nahm ich mir Wolters Änne vor – und bekam erstmals eine Eins. Seitdem hatte ich verstanden, wie man Aufsätze schreibt.

Dass ich hier so viel aus dem Sand erzähle, liegt zweifellos daran, dass mich das Leben, das Onkel Franz und Tante Agnes führten, noch stärker beeindruckt hat als das am Markt oder am Schulsteg, vielleicht schon weil das ganze Ambiente altertümlicher war. Wenn man in das kleine Wohnzimmer trat, schaute man an der Nähmaschine und dem Nähtischchen mit den Garnröllchen vorbei in einen fast bis unter die Decke reichenden Standspiegel mit dunkler Holzfassung und gedrechselten Säulchen. (Tante Agnes hat ihn später zu meinem Bedauern an einen antiquarisch interessierten Fremden verschenkt.) Daneben hing ein verschwommenes Foto von Onkel Heinz an der Wand. Dann kam das schön geschnitzte Sofa aus dem 19. Jahrhundert, das mit dunkelrotem Atlas bezogen und schon sehr durchgesessen war. In der rechten Ecke des Sofas neben dem Ofen saß gewöhnlich Onkel Franz, ließ etwas aus der Borromäus-Bücherei oder rauchte einfach seine krumme herunter hängende Pfeife. Anfangs nannte ich ihn deshalb Onkel Paff. Wenn ich zu Besuch kam, legte Tante Agnes zuerst die Kissen und Decken auf dem Sofa zurecht, und ich musste mich in die linke Sofaecke setzen. Onkel Franz trieb seine Späße mit mir. So zog er mich manchmal an den Haaren und sagte: „Sterke Hör!“, was wohl eine Anspielung darauf sein sollte, dass ich im Unterschied zu ihm selbst, zu Papa und dessen Vater (noch) keine Glatze hatte. Gelegentlich rezitierte er auch einige deutsche Gedichte, immer mit einem gerollten Zungen-R, das aus seinem Mund noch schärfer, militärischer klang als wenn seine Mutter, die kleine Oma, zitiert wurde. Von der gab es übrigens gleich zwei Fotos im Wohnzimmer, ein kleines aus ihren letzten Jahren, auf dem sie zusammengekauert im Sessel saß, und ein großes gerahmtes, auf dem sie etwa 65 war und vor Spannkraft strahlte. Ich fand Onkel Franz' pathetisch-militärischen Rezitationston sehr lustig. Von einem Gedicht in Wechselreden zwischen einer Mutter und einem Sohn, der so ähnlich hieß wie ich selbst, habe ich noch die erste Strophe behalten:

„Der Pitterr will nicht längerr bleiben,  
err will durchaus forrt in die Welt;  
dies Wagestück zu hinterrtreiben  
der Mutter immerr schwerrerr fällt.“

Sie spricht: ‚Was willst du draußen machen?  
 Du kennst die fremden Menschen nicht;  
 Dir nimmt am Ende noch deine Sachen  
 Der erste rechte Bösewicht!‘“

Überhaupt erzählte Onkel Franz gern von der Fremde, die für ihn eigentlich nur in militärischen Erfahrungen bestand. 1903 bis 1905 hatte er in Wesel, das immerhin 30 Kilometer weg war, seinen Militärdienst abgeleistet und sich dabei als guter Schütze hervorgetan. Auf dem Schrank gegenüber dem Sofa stand denn auch der wunderbare Schießpreis, ein bunt bemalter Krug mit einer zinnernen Pickelhaube als Deckel, worauf wiederum ein Soldat mit Pickelhaube saß und einen Humpen hob. Auf dem Krug sah man allerhand Fahnen und Wappen, dazu kleine dunkle Soldaten, die ihrerseits Pickelhauben aufhatten und den Degen entschlossen in die Luft hoben. Darunter stand: ‚Mit Gott für König und Vaterland!‘ sowie: ‚Wir dienen an des Rheines Strand zum Schutze für das Vaterland.‘ Und in der Mitte ‚Reservist Franz Croonenbroeck. - Wer treu gedient hat seine Zeit, dem sei ein volles Glas geweiht.‘ Das Allerschönste aber war das Bild, das ich sah, wenn ich den Deckel aufmachte und gegen das Licht hinein schaute: da war in grünlichen Tönen eine Szene in einer Jägerstube zu sehen – als wenn man in eine andere Welt hinein sieht. Jedes Mal wenn ich zu Besuch kam – und das war oft – verlangte ich als erstes, in den Krug zu sehen, den Onkel oder Tante dann vom Schrank holten und festhielten. Übrigens gab es zu dem Schießpreis auch noch ein großes ‚Besitz-Zeugnis‘, das eingerahmt in der Stube auf dem Speicher hing. Da stand mit alter Schrift geschrieben:

**Der *Musketier Croonenbruck***

der 7ten Kompanie *Infanterie Regiments*

*von Falkenstein (7. Westf.) No. 56*

hat sich für gute Leistungen im Schießen das

**Schützenabzeichen**

der I. Schiessklasse

erworben, worüber ihm dieses Besitz-Zeugnis ausgestellt wird.

*Wesel, den 15ten August 1905*

*L. Lork*

Hauptmann und Kompagnie-Chef

Über dem Geschriebenen aber thronte die Göttin Germania mit Krone und Schwert. Außerdem hing in der Küche über der Kellerluke ein Foto, das den zwanzigjährigen Onkel Franz mit geschwungenem Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart zeigte, zusammen mit seinen Kompaniekameraden, die zum Teil sehr lange Pfeifen rauchten und um einen Tisch aus Birkenästen saßen oder lagen. Die Kerle sahen alle ziemlich von sich begeistert aus.

Sonst gab es in der Küche nur noch ein anderes, viel unscheinbareres Bild, eigentlich nur ein längerer Spruch mit einer gemalten Kerze. Dieses Bildchen hatte Tante Agnes aufgehängt. Als ich dazu in der Lage war, las ich öfter den Spruch; trotzdem sind mir nur die ersten zwei Verse klar in Erinnerung geblieben:

„Immer wenn du denkst: ‚Es geht nicht mehr.‘,  
kommt von irgendwo ein Lichtlein her...“

Ich weiß nicht mehr, ob ich es zuerst von Onkel Franz selbst gehört habe, jedenfalls erzählte man im Dorf noch Jahrzehnte lang vom Übermut der auf Urlaub kommenden Soldaten. Onkel Franz hatte in Walbeck noch zwei Vettern im gleichen Alter, die genau wie er Franz Croonenbroeck hießen. Mit einem von ihnen, der auf halbem Wege zum Dorf wohnte und „König Pott“ genannt wurde, sowie einem weiteren Vetter, Holles Ley, war er beim Militär. Außerdem gehörten dazu: sein damaliger Nachbar, der Anstreicher Spiss Matt, den wir Kinder später Mattesohme nannten, der lange Bart und einer von Ziebert. Der Militärdienst hatte auf alle eine offenbar euphorische Wirkung, die sich im Urlaub in allerhand dummem Zeug äußerte. Jeden Tag gab es Fress- und Saufgelage mit viel Schnaps. – Einmal als sie alle in ihren Uniformen bei Spiss zusammen waren, sollte es Mettwurst geben. Sie hatten aber auch einen großen Henkelspott mit Senf, bei uns Mostert genannt, den Holles Ley und Meertse Fraanz mit Tauen an eine Stange gebunden hatten und als "Kundschafter" zur Tür hereintrugen, – wie die Kundschafter in der Bibel mit den Riesentrauben aus dem Gelobten Land. Weil sie schon ordentlich einen in der Krone hatten, wurden sie so geck dabei, dass einer anfang, mit dem Mostert herumzuspritzen. Ein anderer machte das Licht aus. Zack zack, zack, doer ging et her met die Moostert-Schlaacht. Jeder griff in den großen Pott und warf auf die andern ein. Ziebert war aber ein Stotterer und brachte in der Aufregung nur heraus: "Ü - ü - ü - üo, min Box! Ü - ü - ü - üo, min Box, min Box!" Am Ende war der ganze Mostertpott leer und der Mostert auf den Uniformen und an allen vier Wänden verteilt. Ziebert sollte am andern Tag zu seiner Kompanie ausrücken. So musste seine Uniform auf der Stelle gewaschen und getrocknet werden. Spiss Matt aber hatte das ganze Zimmer neu zu tapezieren.

Als ich einmal bei Onkel Franz war, erlebte ich, wie König Pott und Holles Ley zu Besuch kamen. Mit ihnen war er auch im ersten Weltkrieg zusammen gewesen. Die Alten sprachen immer nur vom „Weltkrieg“ im Singular, womit sie den ersten meinten; der zweite war eigenartig ausgeblendet. So erzählten sich die drei in Hochstimmung von Gallizien und der Krim, wo sie gekämpft und der eine mehr Auszeichnungen als der andere bekommen hatte. Tatsächlich verwahrte Onkel Franz noch sein eisernes Kreuz und einen weiteren Orden für Frontkämpfer mit zugehörigem Patent auf. Dass der Krieg nicht gerade nur erfreuliche Seiten hat, war aus den Reden der alten Kameraden eigentlich nicht zu entnehmen.

Zwischen Onkel Franz und Tante Agnes war ein großer Unterschied, der mir lange nicht auffiel, weil es nie Streit gab und die beiden in ihrer ländlichen Wirtschaft gut harmonierten. Bei Tante Agnes in der Najkammer zu sitzen, wurde mir nie zu lang. Ich konnte stundenlang Läppchen aneinander nähen, z. B. zu einer kleinen Vogelscheuche, die ich dann auf dem Spargelfeld aufstellte, oder zurechtgeschnittene Ansichtskarten umketteln und zu Körbchen zusammennähen. Dabei hatte ich die dumme Gewohnheit, den Faden immer bis zum letzten Ende aufzunähen, so dass man mit der Nähnadel keinen Knoten mehr machen konnte und Tante Agnes mir immer wieder mit der Häkelnadel zu Hilfe kommen musste.

Ein gewisses Problem bei Tante Agnes, wie auch anderswo außer am Markt und Schulsteg, war aber das Essen. Ihre bäuerliche Küche schmeckte mir nicht, z.B. dass sie den Gurkensalat nicht aus speziellen Schlangengurken, sondern aus zu dick gewordenen Einlegegurken machte; aber auch sonst schmeckte alles irgendwie eigenartig. Das einzige Mittagessen, das ich mochte, waren Pfannekuchen. Die schmeckten zwar auch ganz anders als am Markt oder als die einfachen Flinsen am Schulsteg, hatten aber ihren eigenen Reiz. Tante Agnes nahm für jeden Kuchen ein ganzes Ei, so dass sie schön gelb waren. An Obstbelag gab es nicht nur Äpfel oder Waldbeeren, sondern auch Birnen, Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren, entweder direkt aus dem Garten oder eingemacht. Und wenn ein Kuchen fertig war, streute Tante Agnes nicht mit dem Kaffeelöffel, sondern mit der ganzen Tüte Zucker darüber. Das war wunderbar. Und weil es mir so gut gefiel, bekam ich jedes Mal ausnahmslos die schönsten Pfannekuchen vorgesetzt. (Noch heute esse ich gerne die Kuchen aus ihrer Pfanne.)

Im Sommer machte ich mir manchmal selber noch kleine Zwischenmahlzeiten in Form von Obstsalat. Ich ging in den Garten und pflückte, was gerade mehr oder weniger reif war, mischte es untereinander und bestreute es mit Zucker. Sehr gern aß ich auch geraspelte, meist noch unreife Birnen mit Zucker und trank dazu den leuchtend roten Kirschsaft. Das Saft-

machen war überhaupt eine schöne Sache: zuerst presste Tante Agnes die Früchte mit einer eisernen Handpresse aus und ließ sie dann den Rest stundenlang durch ein weißes Tuch tropfen, das zwischen die Beine eines umgekehrten Stuhls gebunden war; da weiß man jeden Tropfen zu schätzen.

Manchmal habe ich Annegret aufgefordert, mich in den Sand zu begleiten, bin aber bald wieder davon abgekommen, denn Annegret wurde es meist schon nach einer halben Stunde langweilig und sie fragte: „Wann fahren wir nach Hause?“, und das, obwohl Tante Agnes sich um sie genau so kümmerte wie um mich; aber vielleicht hatte Annegret doch das Gefühl, dass ich mal wieder das ganze Terrain besetzt habe. Weil sie noch so klein war, musste ich sie wohl zurück begleiten; aber ärgerlich war es doch; denn ich hatte mich immer auf ganze Nachmittage im Sand eingestellt.

Zu bestimmten Anlässen war die ganze väterliche Familie bei Onkel Franz und Tante Agnes zu Gast und drängte sich in der kleinen Najkamer zusammen. Besonders gern hatten wir die traditionelle Ostermontagsvisite. Wenn ich ein paar Tage vor Ostern schon im Sand war, sagte Onkel Franz zu mir: „Lass uns mal gucken, ob der Osterhase schon herumstrolcht.“ Tatsächlich fanden wir dann zu meinem Entzücken ein, zwei kleine Zucker- oder Schokoladeneichen auf dem Obstbongert. Das ließ für den Ostermontag weiteres Gute erwarten. Der Wald im Sand reichte damals noch mit niedrigem Birkenbuschwerk direkt bis an die andere Straßenseite vor Onkel Franz Haus. Dort hinein schlängelte sich ein kleiner Pfad, in den ich öfter ein Stück weit hinein ging und mich wie verzaubert fühlte. Ich nannte den Pfad „Geheimnisweg“. Und gerade hierhin pflegte der Osterhase seine Eier zu legen. Es musste wohl ein anderer Osterhase sein als der tags zuvor zu uns an den Markt kam und Eier in grünes Papiergras oder in die von uns im Sandkasten sehnsüchtig vorbereiteten Gruben legte. Denn am Ostermontag waren die Eier nicht einfarbig bunt, sondern weiß mit vielen Tupfern und Streifen durcheinander; außerdem lagen sie in rustikalen Nestern aus Heu. Der Reiz des Suchens bedeutete uns viel mehr als der Besitz der gefundenen Eier, die wir hinterher gerne gerecht aufteilten. Ohnehin hatten wir zu Ostern Süßigkeiten im Übermaß, da wir die ganze Fastenzeit hindurch dergleichen in Büchsen gespart hatten.

Die richtigen Eier wurden größtenteils hinterher an der Kaffeetafel verzehrt. Die war nämlich immer, wie am Niederrhein üblich, als Kombination von Kuchen- und Butterbrot-Mahlzeit angelegt. Dazu gehörte der geräucherte Schinken, der mit einem großen Messer direkt gegen den Knochen abgeschnitten wurde, und der große Weck, den Tante Agnes jeden Samstag buk. Dabei ging es nicht so ordentlich zu wie bei Oma Schulsteg. Vielmehr blieb das restliche Mehl jahraus jahrein in der großen Schüssel unter der Speichertreppe stehen, so dass

sich auch Milben darin eingefunden haben mögen. Durch den Backvorgang wurden sie unschädlich gemacht, doch behielt das Brot einen gewissen charakteristischen Geschmack. Das galt auch für den Frankfurter Kranz, der immer leicht ranzig schmeckte, zumal solange Tante Agnes noch keinen Kühlschrank für die Butter hatte. Wir mochten den Kuchen aber sehr gern, besonders Papa, der als Feinschmecker galt. Außer dem aufwendigen Frankfurter Kranz buk Tante Agnes immer Appeltat, ein Hefe-Blechkuchen mit Apfelmus-Füllung, ebenfalls köstlich und trotz seiner Einfachheit unverwechselbar. – Nach dem Essen wurde manchmal gesungen. Ich erinnere mich an „Mein Hut, der hat drei Ecken“ und an „Horch, was kommt von draußen rein.“ Dabei fragte ich mich, ob die Einwürfe „Holla hü, holla ho“ etwas mit Grosspa und unsern Verwandten, wie Holles Ley und seiner Familie, zu tun haben.

Obwohl es eines Tages unvermeidlich war, dass der Osterhasenmythos aufgedeckt wurde, bestand ich bis in mein 18. Jahr darauf, die Ostermontagstradition bei Tante Agnes fortzuführen, indem ich schließlich selbst die Eier betupfte und streifte und sie von meinen Schwestern auf dem Bongert suchen ließ; leider ist es ihnen endlich doch zu kindisch vorgekommen, und die Eier wurden ohne Suche verspeist.

Es war nicht nur das altertümliche Ambiente, was mich so gern im Sand sein ließ. Es war, wie mir erst relativ spät bewußt wurde, vor allem Tante Agnes selbst. Von ihr ging etwas aus, das mir ganz tief gut tat, ja so gut, wie vielleicht nichts in meinem ganzen Leben. Tante Agnes hat mich ohne viel Worte tiefer beeindruckt als wohl irgendein Mensch sonst, dem ich begegnet bin. Und nicht nur mich. Noch Jahre nach ihrem Tod brachten die Menschen Blumen auf ihr Grab. (So mochte wohl in vergangenen Zeiten, eine Heiligenverehrung begonnen haben.) Warum war das so? Tante Agnes war mehr als eine sympathische Frau. Sie war von Grund auf gütig, ohne alle Berechnung. Ohne es zu wissen, lebte sie nach Lao-tses Grundsatz: „Zu den Guten bin ich gut, zu den Nicht-Guten bin ich auch gut; denn Leben ist Güte.“ Nur wer selber keine Spur dieser Güte kennt, verwechselt sie mit Dummheit. Tante Agnes war im akademischen Sinn ungebildet, aber nicht dumm. Ohne dass man es ihr zutraute, durchschaute sie viele; aber sie ließ es im Allgemeinen nicht merken, weil sie sich darauf nichts zugute hielt. Dies war überhaupt ein Wesenszug an ihr, dass sie sich auf nichts etwas zugute hielt, wie es doch fast alle Menschen, auch die warmen und liebenswerten. Und dabei war sie keineswegs verzagt oder kleinmütig, sondern trug eine stille Freude in sich. Sie vertraute auf Gott, aber ohne Bigotterie und ohne Parteilichkeit, ja ohne ausdrückliche Glaubensbekenntnisse; und sie wußte um die Scheinheiligkeit vieler Christen einschließlich der Pastoren, sprach aber nicht darüber, sondern lachte nur. Im Rijksmuseum in Amsterdam

habe ich vor langer Zeit das Gemälde einer alten betenden Frau gesehen; das hat mich an sie erinnert. Papa sagte von Tante Agnes, sie sei ein Mensch aus dem Mittelalter. Das war in seinen fortschrittlichen Augen nicht unbedingt positiv gemeint. Auch hörte ich öfter, sie sei „vor Gutheit nichts wert“. Wer so dachte, hatte nichts verstanden. Sie war ein ganzer Mensch. Wenn ich je etwas Wesentliches verstanden habe, dann durch sie. – Wie sie im Leben unauffällig war, so auch im Tod. Sie starb ganz still, indem sie auf einmal, mit dem Rücken an die Laibung der Haustür gelehnt, in die Hocke herunterrutschte. Da sie selbst gerade von einer Beerdigung gekommen war und ihr gutes Kleid anhatte, wurde sie wie sie war in den Sarg gelegt und begraben.

## Nachbarn

Als ich sprechen lernte, brachte Mama mir frühzeitig bei, mich ausweisen zu können (für den freilich unwahrscheinlichen Fall, dass ich verloren ginge). Sie fragte: „Wie heißt du?“ Ich: „Peter Tenhaef.“ – „Wo wohnst du?“ – „In Walbeck.“ – „Und wo denn da?“ – Die Frage brachte mich in Verlegenheit, weil ich die Anschrift „Markt 11“ nicht behalten hatte. Ich stellte mir die Lage vor und sagte: „Zwischen zwei Häusern.“

Mit den unmittelbaren Nachbarn in diesen zwei Häusern ging ich von früher Kindheit an selbstverständlich um und nannte sie „Tanten“ und „Onkel“ oder „Ohme“, wie fast alle Leute im Dorf, denen ich begegnete. Kinder gab es in keinem der beiden Häuser. Im Haus marktabwärts neben uns wohnten Ingenerfs, sonst im Dorf Spiss genannt (ich glaube, wieder nach dem Mutternamen). Der Vater Spiss Mattes, von uns als „Mattesohme“ angeredet, war ein alter Anstreicher, der in seiner Werkstatt über die Jahrzehnte so viel Farben ausprobiert hatte, dass die Farbschichten auf den Tischen und Brettern etliche Zentimeter dick waren. Er trug einen kurzen grauen Mecki, wie mein verstorbener Großvater einen Oberlippenschnurrbart und war ein ruhiger, ausgeglichener Mensch von einer Art heiterem Phlegma. Seine Frau Tante Trina war von ähnlicher Gemütsart. Sie war die engste Freundin unserer Tante Mia, die sich mit „Trinn“ oft durch's Fenster besprach, das auf unsern Torweg hinausging. Ingenerfs hatten vier erwachsene Töchter und einen Sohn, die zu meiner Kindheit noch alle unverheiratet waren. Theo wurde mein Firmpate, als ich acht Jahre alt war, heiratete und zog in die Bauernschaft Brocksteg; Maria, die jüngste Tochter, die meine jüngste Schwester Susanne freundschaftlich bemutterte, heiratete erst Jahrzehnte später und verlor am Ende den Verstand. Die ältesten, Marga und Bella, waren eineiige Zwillinge, wie man mir

später sagte. (Ihre große Ähnlichkeit ist mir als Kind kaum aufgefallen.) Eigentlich war die eine oder andere von ihnen frühzeitig als Frau für meinen Vater vorgesehen gewesen (zwar im Scherz, und doch irgendwie ernsthaft), aber der hatte ja nun eine andere. Die beiden hießen bei uns, ungeachtet ihres wachsenden Alters, immer „die Ingenerfs Mädchen“ und blieben auch zeitlebens unverheiratet. Ihrem Gemüt nach konnte ich die beiden gut auseinander halten. Bella war couragierter, Marga zurückhaltender. Gemeinsam waren ihnen unter anderem ihre schlechten Augen und die Vorliebe für sentimentale Schlager. Am liebsten sangen sie: „Weiße Rosen aus Athen, sagen dir: komm recht bald wieder.“ Dabei fühlten sie sich auf der Höhe der Zeit und moderner als die meisten Dörfler. Sicher werden sie auch darauf gedrungen haben, dass schon um 1960 ein Fernseher angeschafft wurde. Der passte freilich nicht so recht in den Zusammenhang. Wie viele größere Bauern hatten die Ingenerfs zwei Wohnzimmer, ein größeres, besser ausgestattetes, das nur sonntags und feiertags betreten, sonst aber fleißig geputzt wurde, und ein kleineres, in dem man eigentlich lebte. In diesem Zimmer stand der Fernseher. Gleichzeitig wurde hier aber auch gegessen und pflegte Mattesohme so manche handwerklichen Arbeiten wie Glasschneiden zu verrichten. Und alle Jahre stand für einige Wochen hinter dem Ofen ein großer offener Karton, in dem eine Menge piepender Küken fürs Erste großgezogen wurde. Überhaupt betätigten sich die Ingenerfs, länger als meine Familie, auch mit landwirtschaftlichen Arbeiten. Ein Feldstück am Dorfrand wurde mit einer Fräse bearbeitet, die Bella führte; der Motor wurde mit einem Lederriemen angeworfen, wir durften auf dem Anhänger mitfahren. Im Garten hinter Haus und Hof hielten die Spiss Hühner verschiedener Art. Wenn ein Huhn nicht legte, wurde es für eine längere Zeit in eine Kiste gesetzt, die als Schaukel zwischen zwei Bäumen aufgehängt wurde. Wer vorbeiging, stieß die Schaukel an. Das sollte das Eierlegen stimulieren. Manchmal kam ein Huhn zu uns herüber, und es war eine Mutprobe für mich als kleinen Jungen, es zurückzuscheuchen, besonders wenn es sich um den Hahn handelte, gegen den ich mit Stöcken bewehrt zu Felde zog. Ich hatte trotzdem mächtige Angst.

Ein halbwegs menschliches Mitglied der Familie soll nicht vergessen werden, der Hund Senta. Senta war eine Promenadenmischung mit buntem Fell und kurzen Beinen, aber recht intelligent. Mattesohme und Senta waren, wie man sagt, ein Herz und eine Seele. Und als Mattesohme gestorben war, ging Senta täglich zum Friedhof und besuchte sein Grab.

Ach, und dann war da noch Tante Mina, eine verwitwete Schwester von Mattesohme, die eigentlich um die Ecke auf der Maasstraße wohnte, aber häufig bei Ingenerfs war und auf dem Hof ganz in schwarz in der Sonne saß. Tante Mina hatte einen Schlaganfall erlitten und seitdem die Sprache verloren, bis auf zwei Worte: „Jesus“ und „Maria“; mir war nicht klar, ob

sie darüber hinausgehende Schäden erlitten hatte. Als Kinder machten wir uns aus ihrer Hilflosigkeit einmal ein „Vergnügen“ und warfen Steinchen nach ihr, während sie gestikulierend und unartikulierte Schimpfend auf ihrem Stuhl saß. Hinterher hab ich mich dann geschämt – und diese Scham sitzt mir noch heute in den Knochen. Tante Mina scheint keine nachtragende Frau gewesen zu sein; denn später saß ich mit ihr wieder zusammen auf der Bank vor der Tür, sie zog freundlich lachend ein Foto aus der Schürze, auf dem sie selbst und meine Tante Mia in jungen Jahren zu sehen war. Sie zeigte auf Tante Mia und sagte: „Maria“ und auf sich: „Jesus“.

Die Nachbarn zur anderen Seite waren Bauern, deren Felder rund um's Dorf verstreut lagen. Offiziell hießen sie Fleuren, wurden aber Heynen genannt. Die Familie war ziemlich eigenartig, schon dadurch, dass von den zehn Geschwistern, die zu meiner Kindheit um die 50 Jahre alt waren, die Hälfte unverheiratet blieben, und von den Verheirateten nur zwei jeweils einen Sohn hatten, von denen auch wieder nur einer heiratete. So ist die große Heynen-Familie innerhalb von zwei Generationen annähernd ausgestorben. Das Haus am Markt war das Elternhaus, und die geheiratet hatten, waren ausgezogen. Am wenigsten weit zog Tante SÓphie. Sie bekam das Ende des großen Grundstücks, das an die Maasstraße und das Stegsken grenzte. Dort lebte sie und putzte ihr Haus. Ihr Mann Manohme hatte ein breites ovales Gesicht und war Schmied. Als Kinder besuchten wir ihn ab und zu in seiner altmodischen Schmiede, in der auch Pferde beschlagen wurden.

Und einmal hatte ich mit ihm zu tun, als ich mich in unserm neuen Badezimmer eingeschlossen hatte und die Tür nicht mehr aufbekam. Vorher muss ich ungezogen gewesen sein und von Mama Haue bekommen haben. Das Hauen hatte übrigens allein Mama übernommen, da sie nicht ohne Grund fürchtete, dass Papa, wenn wir ihn in Wut gebracht hatten, zu fest zuschlagen könnte. Wenn wir allzu sehr über die Stränge schlugen, drohte sie uns zwar öfter mit dem Kochlöffel; doch wenn die Strafe unausweichlich war, schlug sie uns immer mit der Hand auf den Po. Dass Mama sich dabei selber weh tat, gab mir eine gewisse Genugtuung und entlastete sie. Vor allem aber kann ich mich nicht entsinnen, auch nur einmal ohne triftige Veranlassung von ihr geschlagen worden zu sein. Und hinterher fühlte man sich meistens irgendwie aufgeräumter. Dieses Mal muss ich aber so demonstrativ geheult haben, dass ich mich im Badezimmer ausheulen musste. Aus Trotz schloss ich mich ein, vermochte aber später nicht wieder aufzuschließen. Zuerst hatten sich Oma und Tante Mia darüber gestritten, ob der Schlüssel rechts oder links herum zu drehen sei, dann wurde Manohme geholt, der mit einem großen Kasten voller Schlüssel kam. Aber keiner passte, und er musste

unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wie ich eigentlich herausgekommen bin, habe ich vergessen. Ich glaube Papa wollte mich durch's Oberlicht ziehen; aber mit einmal ließ sich der Schlüssel drehen.

Die im Elternhaus verbliebenen Junggesellen waren die Onkel Hen, Jan und Ton, außerdem Tante Anna. Untereinander waren alle in unterschiedlichem Grade zerstritten, zum Teil so tief, dass sie nicht miteinander sprachen und die Mahlzeiten einzeln zu sich nahmen. Warum das so war, habe ich nie verstanden. Ton war davon am wenigsten betroffen, weil er am Dorfrand eine Gärtnerei hatte und nur zum Essen und Schlafen nach Hause kam. Anna vertrug sich noch am besten mit den andern, zumal alle auf sie angewiesen waren, weil sie kochte und den Haushalt machte. Hen war der älteste und beanspruchte das Kommando. Aber wohl nur Jan, der kleinste und schwächigste, ließ das widerwillig mit sich geschehen und war mehr ein Knecht als ein gleichberechtigter Bauer.

Eigentlich hatte er nur über das Pferd irgendetwas zu sagen. Das hieß Ella und war ein schwerer Belger. Wenn der auf dem Torweg auftrat, wackelte bei uns im Wohnzimmer das Porzellan im Schrank. Ellas Rücken war so breit, dass Janneke, wenn er austritt, um einen Pflug oder eine Walze vom Feld zu holen, sich nicht normal darauf setzen konnte, sondern nur quer. Ella war äußerst bedächtig und gutmütig. Aber manchmal kam Jan trotzdem nicht mit dem Pferd zurecht und schimpfte heftig mit ihm. Es kam vor, wenn Jan Ella striegeln wollte, dass die das Männchen mit der Hinterbacke gegen die Stallmauer drückte, so dass Jan keine Luft mehr bekam. So war es auch als Brucks They, ein Verwandter von Fleuren, auf die Däel kam und hörte wie Jan rief: "Wenn de dat noch eens meckst, Baske, dan seg ek et teggen Hen! Dan giest'e vandag noch de Poert af!"

Hen hatte in jüngeren Jahren nicht nur zu Hause das Kommando, sondern führte auch im Walbecker Theaterverein Regie. Eines seiner Schauspielprinzipien war die Bevorzugung der Seitenansicht, wobei man nur die zum Zuschauerraum gerichtete Körperhälfte betätigen sollte und beim Gehen zur Unterstützung den entsprechenden Arm regelmäßig bewegen musste; der andere sollte steif herunterhängen. Da das schwer zu erklären war, machte Hen alles selber vor und sagte dabei auffordernd: "Kick mas!" Seitdem bekam er den Spitznamen "Kickmas". Als nach dem Krieg Schopmans Hel, der Sohn des Heimatdichters Schopmans Jakob, in einem selbst arragierten Theaterstück (nach einem Roman seines Vaters) die Regie übernahm, war Hen tief beleidigt und hat in den verbleibenden Jahrzehnten bis zu seinem Tod kein Theaterstück mehr angesehen.

Anders als die „modernen“ Ingenerfs Mädchen waren die Geschwister Fleuren sehr altmodische Menschen, mit Ausnahme des Fernsehers, den sie sich aus Statusgründen schon

Anfang der Fünfziger Jahre zugelegt hatten und der lange Zeit das einzige Gerät dieser Art in unserm Umkreis blieb. Von dem, was ich damals im Fernseh gesehen habe, ist mir nichts in Erinnerung, nur dass Onkel Hen einmal hereinkam und die Stecker rauszog, weil ein Gewitter im Anzug sei; dabei hatte ich mich so gefreut. Nachhaltiger muss aber die Freude an dem Ambiente gewesen sein. Der Fernseher stand zwar auch hier im Alltagswohnzimmer, doch gab es schon hier einige sonderbare Kostbarkeiten. Besonders faszinierten mich zwei fein gearbeitete Schühchen aus Silber, die mit einem kleinen Kissen aus goldenem Samt gefüllt waren und auf dem dunklen Vertiko standen. Das große Sonntagswohnzimmer durfte gar nicht betreten werden. Manchmal stand aber die Türe auf. Es war alles blitzblank darin und prächtig. Am schönsten aber war das gedrechselte Fußbänkchen, das mit rubinrotem Samt bezogen war und auf dem Herr Pastór einmal im Jahr zu Fronleichnam kniete, zum End- und Höhepunkt der Prozession auf dem Markt. Ganz sonderbar war die Küche bei Fleuren die zwischen den nach vorne heraus gehenden Wohnzimmern und der Däel mit den Kuh- und Schweineställen lag. Da es keinen Torweg zum nächsten Haus, Luyven, gab, sondern nur eine Regengasse von 40 cm Breite, brachte das Küchenfenster so gut wie kein Licht herein. Darum war zusätzlich ein großer Schacht durch die Decke und das Obergeschoß gebaut worden. Das ungefähr sechs Meter entfernte Dachfenster konnte über eine eiserne Stange mit Griff zum Lüften geöffnet werden. Derartige abenteuerliche Konstruktionen gab es in mehreren Küchen in Walbeck. Auch bei Erkens gegenüber sah es ganz ähnlich aus. Die Lichtverhältnisse in solchen Küchen blieben ziemlich schummerig, ein bisschen beklemmend.

Die Geschwister Fleuren führten trotz ihrer Zerstrittenheit einen mustergültigen Bauernhof nach alter Art, in dem es an nichts fehlte. Da gab es ein paar Kühe, die große Mengen Heu aus dem Back fraßen und mit den Ketten rasselten, wenn sie die schweren Köpfe auf und ab bewegten, da gab es etliche Schweine, die des morgens um fünf Uhr gefüttert werden wollten und so entsetzlich schrien, als wenn sie im Messer hingen. Meine Eltern, deren Schlafzimmer zu Fleuren hinaus lag, wurden regelmäßig von ihnen geweckt. Dahinter stampfte Ella in ihrem kleinen Stall auf den Boden. Über dem Scheunentor am Ende des Torweges gab es ein wunderschönes Taubenhaus mit Schnörkeln, aufgemalten Ziegeln und kleinen Brettchen vor den Öffnungen, auf denen die Tauben stolzierten. Onkel Hen bemalte es alle paar Jahre neu, damit es immer ordentlich aussah. In dem dunklen Durchgang neben der Scheune waren die Kaninchenställe und in dem großen Garten auf der Seite hinter Luyven der Hühnerhof, hauptsächlich mit niedlichen Zwerghühnern, die über eine kleine Brücke, die einen schmalen, meist trockenen Graben überquerte, in den Stall führte, der im großen Scheunengebäude integriert war. Die rechte Seite des Gartens war Blumen- und Gemüsegarten, alles sehr

gepflegt und mit Buchsbaumheckchen umrahmt, die man bei uns Pälmkes nannte, weil sie zu Palmsonntag von Herrn Pastor geweiht und anschließend für ein Jahr an die Kreuze gesteckt wurden. Mitten in dem schönsten Blumenbeet aber stand, außer im Winter, ein lebensgroßer Gartenzwerg, nicht ein Klischeezwerg mit grellen Farben, sondern ein Individuum aus Ton gebrannt, rot und grün bemalt, mit einer großen Nase und einer herabhängenden Zipfelmütze. Auch lächelte er nicht so blöd wie die meisten Gartenzwerge, sondern schaute einen mit seinen großen Augen ernst und forschend an. Ich habe ihn von unserm Garten aus oft durch den Zaun beobachtet, wie er da konzentriert und still stand und den ganzen Garten bewachte. Äußerlich gesehen war wirklich alles vorbildlich bei Fleuren, bis hin zum Rußring, der um den Rhabarber gegen die Schnecken gestreut war, das gleichmäßig gespaltene und geschichtete Brennholz, die sorgfältig aufgewickelten Stricke, die neben diversen Holzleitern hinter dem Pferdestall hingen. Und pünktlich am Samstag Abend scheuerte Tante Anna die Klumpen, die alle während der Woche getragen hatten, mit Wasser und weißem Sand aus einem Eimer, der an der Mauer zu unserm Hof stand; danach legte sie die feuchten Holzschuhe kopfüber auf die Mauer zum Trocknen; denn Sonntags wurden Schuhe angezogen.

Was mir aber am besten gefiel am Bauernhof unserer Nachbarn war das sogenannte Jauchzen. Dafür gab es ein großes hölzernes Jauche- oder Seikfass, das auf eine Karre mit zwei mannshohen Speichenrädern montiert war, wie sie seit Jahrhunderten bei den Bauern in Gebrauch waren. Ella war vor die Karre gespannt und wartete geduldig bis das Fass voll war. Von oben lief der Seik vom Keller durch eine Art Ofenrohr ins Faß. Dazu musste aber eine Pumpe in Gang gebracht werden, die mittels eines etliche Meter langen breiten Lederriemens von einem großen Motor angetrieben wurde, der wiederum in einer Art Holzhäuschen auf einem Handwagen verborgen war. Das Ganze war also eine umständliche Aktion, die ich als Kind am liebsten auf der Mauer zwischen den Grundstücken stehend beobachtete. Es war spannend, da manchmal der große Treibriemen von der Motorrolle lief und Onkel Jan fluchte, vor allem aber weil jedesmal genau der richtige Moment abgepasst werden musste, um den Motor abzuschalten, wenn das Fass voll war und die Gülle wie ein Bier-Springbrunnen braun schäumend aus dem Überlaufloch hochspritzte. Wenn das Pferd dann anzog, lief der Seikschaum in aller Ruhe noch über die Seiten des Fasses herunter auf die Straße. Und wenn Onkel Jan nach einer halben bis ganzen Stunde mit dem leeren Wagen vom Feld zurückkam, stand ich wieder auf der Mauer, um die Wiederholung des Schauspiels zu genießen. Manchmal durfte ich auch mit aufs Feld fahren. Ich erinnere mich noch, wie einmal Korn geladen wurde. Es wurde noch nicht wie bei den späteren Mähdreschern gleich gedroschen und das

Stroh in Quader oder Rollen gepresst, sondern mit einem sogenannten Binder, bei dem sich ein Schaufelrad fast wie bei einem Dampfschiff dekorativ drehte, ungedroschen in Garben gebunden. Diese wurden mit Hilfe von zweizinkigen Gabeln mit sehr langen Stielen auf den großen Bölderwagen (mit vier relativ kleinen Rädern) gehoben, die Ähren zur Mitte hin. Ich saß mit einem der Heynen-Brüder oben auf dem Wagen, während die andern die Garben heraufstemmten, höher und höher, dass einem schwindelig werden konnte. Immer bevor Ella ein Stück weiter vorrücken sollte, rief Onkel Hen herauf: „Haalt dech!“ Ich bewunderte Ella, die dieses riesige Gefährt allein ziehen konnte. Gedroschen wurde später in der Scheune mit einer großen Dreschmaschine, die die Spreu von sich spuckte, so viel, dass man in dem Berg, der vor unserer Mauer lag, versinken konnte.

Natürlich lernte ich bald auch die anderen Nachbarn kennen, die um den Marktplatz herum wohnten. Neben Ingenerfs, am unteren Ende des Marktplatzes, hatte das Haus von Allofs gestanden. Dort gab es inzwischen das einzige neu gebaute Haus weit und breit. Im Erdgeschoss war die Kreissparkasse, wohin wir Kinder einmal im Jahr unsere Spardosen zur Abrechnung brachten. Darüber wohnte der Sparkassendirektor mit seiner Familie. In Walbeck gab es außerdem noch die Spar- und Darlehnskasse an der Hochstraße. Kurioserweise hießen die Direktoren beider Kassen Hans Eyckmann. Zur Unterscheidung wurde der von der Spar- und Darlehnskasse, der als gelehrter galt, Eyckmanns Doktor genannt. Die Eyckmanns von der Kreissparkasse, mit deren ältestem Sohn Herbert ich später zu Schule ging, hatten nun eine ganz ungewöhnliche moderne Wohnung; alles war neu, hell und irgendwie steril. Dazu passte auch, dass wir uns auf Anordnung von Frau Eyckmann – ich kann mich tatsächlich nicht erinnern, sie jemals Tante genannt zu haben – immer die Schuhe ausziehen mussten, wenn wir die Wohnung betraten. Das war mir sonst ganz unbekannt, habe es erst später in städtischen Wohnungen wiedergefunden. (Für die Dörfler im allgemeinen waren Schuhe wohl etwas grundsätzlich Sauberes, im Unterschied zu den hölzernen Klumpen, die man bei der Arbeit anhatte.)

Am unteren Ende des Marktes war eine Kreuzung, an der die Hauptstraße, die Maasstraße und die Pinnertstraße zusammentrafen. Letztere wurde im Volksmund nur als Papphuck bezeichnet. An der Ecke von Hauptstraße und Papphuck stand die Gastwirtschaft „Zur Friedenseiche“, die der Familie Lamers gehörte. Sie war damals eine der beliebtesten Wirtschaften in Walbeck, zumal sie einen großen Saal für alle möglichen Festivitäten im Dorf besaß. So feierte das ganze Dorf hier zur Kirmes den Schützenball, ebenso zu Fastnacht ging

es hoch her. Auch der Theaterverein trat auf der Bühne am Ende des Saales auf, in meiner Erinnerung nur noch mit Komödien. Kurz zuvor muss aber noch die Sitte gepflegt worden sein, an einem Abend immer zuerst eine Tragödie zu geben (selbstverständlich auf Hochdeutsch) und dann eine Komödie folgen zu lassen. Das war auch dringend nötig, um dem heftigen Tränenfluss Einhalt zu gebieten, der sich während der Tragödien regelmäßig einstellte. Mama spielte in den fünfziger Jahren übrigens auch manchmal mit. Ich erinnere mich noch, wie sie eine etwas zickige moderne Verkäuferin eines Miederwarengeschäfts in Geldern darstellte.

Sonntags nachmittags gab es in Lamers Saal Kino, meistens für Kinder. Dazu kam das Vorführer-Ehepaar mit dem großen Filmapparat immer aus Moers angereist. Die Dame ist mir in Erinnerung geblieben, da sie jedes Mal übertrieben geschminckt und mit Schmuck behangen war. Sie sah ganz undörflich aus und hatte ein teilnahmsloses Gesicht. Bestimmt war sie evangelisch, zumal sie aus Moers kam. Zuerst gab es immer die Wochenschau, die eigentlich nichts für Kinder zu bieten hatte; ich erinnere mich aber noch an den kuriosen, ganz deplazierten militärisch-herrischen Ton, in dem der Kommentator sprach, ganz so wie in den Wochenschauen der Nazi-Zeit, von denen ich natürlich erst später erfuhr, und dass er sich vor Begeisterung überschlug angesichts der Ausrottung der Maikäfer, die mir auch nur noch von *Max und Moritz* her bekannt waren. Da lagen sie alle, tausende unter einem Baum, triumphal besiegt.

Und dann gab es in Lamers Saal noch die Kegelbahn, die auf mich und meine Schulkameraden einen besonderen Reiz ausübte. Natürlich konnten wir nicht einfach zu Lamers Hein gehen und fragen, ob wir kegeln dürfen. Es war ja klar, dass wir es nicht durften, zumal Lamers Hein ein langes strenges Gesicht hatte und schnell wütend herummaulte. Nun war aber auf der Hinterseite des Saales ein kreisrundes Kellerfenster mit bunten Scheiben, das offenbar nicht richtig schloss und das man um seine Scheitelpunkte drehen konnte. Da krochen wir desöfteren durch, zunächst in die Bar unter der Bühne und dann in den Saal. So leise wir konnten, ließen wir in dem abgedunkelten Saal die Holzkugeln über die Bahn auf die Kegel rollen und über eine seitliche Rollbahn wieder zurück. Derjenige, der die Kugeln aufhob und zurückrollen ließ, musste aufpassen, dass er zwischendurch nicht von einer neu anrollenden Kugel getroffen wurde. Lange währte das Vergnügen ohnehin nicht. Denn unsere gespitzten Ohren hörten Lamers Hein schon herankommen und hinter uns her schreien, während wir uns hastig durch das runde Fenster zwängten.

Die Gastwirtschaft „Zur Friedenseiche“ war nach der ungewöhnlicherweise kerzengeraden Eiche benannt, die 1871 nach dem Deutsch-französischen Krieg gepflanzt worden war und gegenüber auf der Ecke von Markt und Hauptstraße stand. Um sie herum war ein sechseckiges, durchbrochenes Mäuerchen aus Ziegelsteinen, darauf Blumenkästen mit leuchtenden Geranien und drumherum eine Bank, auf der sich an Sommerabenden die Erwachsenen aus der Nachbarschaft trafen. Daneben, ein wenig zurückgesetzt, befand sich ein großes altes Haus mit einem Vorplatz zur Hauptstraße, der mit kleinen Granitsteinen gepflastert war. Es fiel in Aussehen und Lage unter den andern Häusern in Walbeck auf. Vor Jahrzehnten hatte hier der Bürgermeister gewohnt. Und darum war an der linken Seite ein winziger Anbau mit einer kleinen, alten, immer verschlossenen Tür; dahinter befand sich im 19. Jahrhundert das ehemalige Bürgermeisteramt. In dem Haus lebte jetzt nur noch eine Frau, Tante Ricka, die letzte ihres Geschlechts, mit dreißig Katzen. Wir Kinder hatten eine gewisse Scheu vor Tante Ricka; sie hatte etwas sonderbar Altjüngferliches und einen ziemlich herrischen Tonfall. Ich erinnere mich aber noch an die ungewöhnlich vornehme Atmosphäre in der halbdunklen Diele, wenn man über die Treppenstufen durch die hohe zweiflügelige Eichentür ins Haus trat, an den großen Standspiegel und das blanke Messinggeschirr. Tante Ricka war so einsam, dass niemand merkte, als sie starb. Erst zwei Wochen später fand man sie auf dem Fußboden ihrer Küche liegend, um sie herum alle ihre halb verhungerten Katzen, die weinten.

Bänke gab es im Dorf natürlich nicht nur um die Friedenseiche herum. Allein auf dem Markt standen mehrere, auch vor dem Haus unserer Nachbarn Ingenerf. Ich hatte mein Zimmer im Dachgeschoss zu dieser Seite und habe oft, wenn ich noch nicht einschlafen konnte, im Fenster gelehnt und zu den Alten auf die Bänke hinuntergesehen. Verstehen konnte ich von ihrem Gemurmel nichts, aber es tat doch irgendwie gut, dabei zu sein. Wenn es kühler wurde, ließ sich Tante Mia, die meist mit ihrer Freundin und Nachbarin Tante Trina auf der Bank saß, von mir eine Strickjacke herunterwerfen. Manchmal kam es auch vor, dass sie unten sangen, zum Beispiel: „So ein Tag, so wunderschön wie heute, so ein Tag, der dürfte nie vergehn.“ Und das Schöne daran war, dass es eigentlich ein normaler Alltag war.

Wenn es im Hochsommer sehr heiß war und die Hitze in den Schlafkammern unter dem nicht isolierten Dach fast unerträglich wurde, nahm Papa den Gartenschlauch und spritzte mit hohem Druck von der Straße aus Wasser auf die Dachziegel. Ob es viel nützte, weiß ich nicht mehr, aber es machte Spaß. Es kam auch vor, dass er aus einer Art jugenhaftem Übermut mit dem Luftgewehr ein paar Spatzen schoss und sie anschließend an meinem Fenster vorbei

hochwarf. Spatzen gab es überhaupt massenweise. Sie nisteten in den Linden vor dem Haus oder auch in den Gerüstlöchern des Nachbarhauses. (Das war zwar schon 1903 aufgestockt und neu verklankert worden, aber noch 60 Jahre später weder ausgefugt, noch mit nachträglichen Steinen für die Gerüstlöcher versehen worden. Außerdem war an der Traufe des Hinterhauses keine Dachrinne, so dass das Regenwasser zum Teil an der Wand entlang auf unsern Torweg lief und sich schöne kleine Farne angesiedelt hatten.) Eines solcher Nester war keine drei Meter von meinem Fenster entfernt jenseits des schmalen Torwegs, und ich konnte genau beobachten, wie die kleinen Spätzchen gefüttert wurden. Mehr Respekt als die Spatzen genossen bei der Dorfbevölkerung die fast ebenso zahlreichen Rauchschnalben, die vor allem am Abend in rasendem Tempo vom Kirchturm über den MarktplatZ schossen und Mücken jagten. Trotz ihres Tempos gehörten sie zu der beschaulichen Feierabendatmosphäre. Etliche der Schnalben wohnten bei unsern Nachbarn Fleuren, unter der Dachkante und im Kuhstall. Das große Schiebetor stand im Sommer immer einen Spalt offen, damit sie aus und ein fliegen konnten. (Und nahe dem unteren Rand war außerdem ein Loch gesägt für die Katzen.)

Dass schräg gegenüber von uns Onkel Alo und Tante Leni mit deren Eltern wohnten, habe ich schon erwähnt. Außerdem wohnten im selben Haus noch Tante Lenis Bruder Erkes Hans und seine Frau Tante Eva, die auch wieder aus dem Osten stammte. Da sich die vier jungen Leute ungefähr gleichzeitig kennenlernten, wurde beschlossen, eine Doppelhochzeit zu feiern, was ein besonderes Ereignis für das ganze Dorf war. Und ich war neben Sabine Mischke, der Nichte von Tante Eva, ausersehen, eine große Kerze voranzutragen. Freilich war ich erst vier Jahre alt und wusste nicht recht, was das Ganze sollte. Jedenfalls stand der MarktplatZ voller Menschen, als wir im feierlichen Zug zur Kirche gingen, wie sonst nur während der Kirmes oder geistlicher Prozessionen. Dazu wurden Böllerschüsse abgegeben (mithilfe eines gefährlichen Verfahrens – explodierendes Pulver in großen Milchkannen –, zu dem leider nur erwachsene Männer zugelassen waren). Da Onkel Alo und Tante Leni nach einiger Zeit bei Erkens auszogen, bin ich nicht allzu oft dort gewesen; Erkes Pitt und besonders Tante Mimm hatten auch kein besonders gewinnendes Wesen – er mit seiner mächtigen glatt rasierten Glatze und sie mit ihrer scharf herunter gezogenen Nase – dazu einen ziemlich barschen Ton; Tante Leni mochte wohl etwas davon geerbt haben, verband ihre Rauheit aber mit mehr Herzlichkeit als Tante Mimm. Papa erzählte mir einmal, dass es bei Erkens schon zu seiner Kindheit ziemlich rauh zugegangen sei. Einmal war er mit Hans, Leni und seinem Bruder Heinz in der fensterlosen Küche, und da Nikolaustag bevorstand, sangen sie zusammen Nikolauslieder, in der Hoffnung, dass Sinter Kloes ihnen ein paar milde Gaben vom Himmel

herunter würfe. Plötzlich wurde die Tür ein Stück aufgerissen; aber bevor Nüsse und Äpfel hereingeworfen wurden, flog zum Schrecken der Kinder ein Holtzklotz und ein Beil, eine Hieb, voran. Das sollte wohl die Kinder erstarren lassen, damit sie nicht gleich den frommen Spuk aufdeckten. Aber Hans kannte dergleichen Methoden schon und rief geistesgegenwärtig: „Dat kann Sinter Kloes ni sin. Dat es os Mamm!“

Ähnlich rauh ist es aber auch einmal dem Erkens-Haus selbst ergangen, als in einer gewaltigen Sturmnacht eine der alten Marktlinden umstürzte, nämlich gerade die, die vor Ingenerfs Haus stand, und quer über den Markt fiel; die obersten Äste schlugen in Erkens Schaufenster zwischen die verdutzten Fahrräder, die dort ausgestellt waren. Ich erinnere mich noch, wie die Nachbarn am nächsten Morgen die Linde zersägten und der Markt voller Baumstücke lag. Eine neue wurde nicht gepflanzt, so dass hier bis heute eine Lücke unter den Marktlinden geblieben ist.

Was den Sturm betrifft, so muss ich gestehen, dass ich als Kind – und vielleicht ist auch dieser Zug nicht ganz ausgewachsen – eine gewisse Euphorie bei Naturkatastrophen empfand. Es ging mir auch öfter bei Bränden so, z.B. als bei Liesen Paul in der Papphuck die Schreinerwerkstatt abbrannte. Irgendetwas gefiel mir daran, dass die Menschen plötzlich aus ihrer Selbstsicherheit gerissen waren und aufgeregt durcheinander liefen, sogar Heynen Hen als Mitglied der freiwilligen Feuerwehr. Ich sehe ihn noch, wie er in seinen Klumpen daher rannte und die Schläuche aneinander schloss. Wären die Katastrophen nicht mit unverkennbar betrüblichen Aspekten verbunden gewesen, hätte ich sie mir wohl öfter gewünscht. Aber die verbrannten Hühner, die bei Liesen im Maschendraht hingen, waren nicht zu übersehen. Nun, Gewitter gab es ja immer wieder, und nicht jeder Blitz schlug ein; aber dass er einschlagen konnte, dazu das drohende Donnerrollen, war aufregend genug. Natürlich hatte ich auch selber Angst, aber gerade nur so viel, wie es Spannung bringt und nicht Panik. Tante Mia dagegen, die sonst in allem so fest auftrat, saß jedesmal bei Gewitter in der Küche, machte das Licht aus, eine Kerze an und faltete zitternd die Hände.

Aber ich bin abgekommen von der Beschreibung unserer weiteren Nachbarschaft. Neben Erkens, unserm Haus direkt gegenüber wohnte ein älteres kinderloses Ehepaar, Tante Kaysers mit ihrem Mann Kaysers They. They, ein freundlicher etwas scheuer Mensch, war Bäcker und seine Frau verkaufte Brot und weitere Lebensmittel in ihrem kleinen Laden. Für Tante Kaysers, eine kleine gedrungene, ganz und gar abgerundete Person mit dunklen Haaren muss ich eine besondere Sympathie empfunden haben. Denn als ich einmal aus Tante Mias Najkamer eine ganze Weile hinüber in ihr Ladenfenster geschaut hatte – ich konnte noch

nicht lange sprechen – brach es mit Faszination aus mir hervor: „Die ssöne Frau Kaysers, die swarze Frau Kaysers!“ – Morgens wurde ich oft hinüber geschickt, um Brötchen zu holen. Damals war die Antipathie gegen jegliche Verschwendung noch ganz unkapitalistisch verbreitet, und so wurden nicht unnötig Brötchentüten verbraucht, sondern die alten immer zurückgebracht. Die Brötchen kosteten sieben Pfennige, waren etwas dunkler und fester als die neueren aufgeblasenen. An Brot gab es nur drei Sorten, Schwarzbrot, Graubrot und Weißbrot, das nur „Weck“ hieß, während Schwarzbrot eigentliches „Bruet“ war. Das Graubrot war schon eine Neuerung, die nach dem Krieg aufgekommen war. Früher aß man am Niederrhein nur das ganz feste, aber sehr dünn geschnittene Bruet und Weck, in der Kombination mit Wurst oder Käse dazwischen auch Rondöm genannt. (Als ich viel später an meinem ersten Studientag in Münster in eine Bäckerei ging und nach einem Graubrot fragte, schaute die Verkäuferin mich ratlos an und fragte: „Ja, welches denn?“ Es war dann wohl ein Kasseler.) An Feiertagen und vor allem zur Kirmes gönnte man sich, reinen Weck ohne Bruet zu essen – je reicher man war, desto mehr Tage – oder es gab gar Klöntjes-Weck, in dem Zuckerstücke während des Backens geschmolzen waren. Tante Kaysers hatte aber noch modernere Sachen als Graubrot, zum Beispiel Kalifornische Pfirsiche in Konservendosen. Die durfte ich öfter zum Nachtsch holen. Ich glaube, es war zuerst eine Idee von Mama, aber auch Oma – Küchentradition hin oder her – verachtete die modernen großen orangen Früchte in Zuckersaft keineswegs, und Tante Mia so wie so nicht. – Am wichtigsten war das Geschäft von Tante Kaysers aber natürlich wegen der Leckereien, die es dort auch gab, überwiegend in großen Gläsern. Ich weiß nicht mehr, wann Papa für uns Kinder das Taschengeld eingeführt hat. Jedenfalls gab es bis zum zehnten Lebensjahr wöchentlich einen Groschen, ab dann eine Mark und in jedem weiteren Jahr 50 Pfennige mehr. Er selbst freute sich nicht weniger als wir Kinder an der Auszahlung, pflegte Samstags nach dem Mittagessen mit seinem Portemonnaie übermütig auf den Küchentisch zu schlagen und zu sagen: „Jetzt ist Zahltag!“ Das Besondere an Papas Taschengeldregelung war, dass es den Groschen auch nach dem zehnten Lebensjahr weiterhin dazugab. Denn dieser Groschen war schon immer für unser „Lecker“ von Tante Kaysers gedacht, während man die Mark sparen konnte, wenn man wollte. Ich tat das denn auch gerne und tauschte sie, immer wenn ich fünf Markstücke zusammen hatte, gegen ein einziges schweres ein; Susanne sparte auch ganz leidlich, aber Annegret sah sich dazu weder willens, noch im Stande. (Und so ist es auch später geblieben.) Zur Kirmes Anfang Oktober gab es traditionellerweise immer Extrageld, ganze fünf Mark. Das war sehr großzügig, wenn man bedenkt, dass Pappa selbst als Kind nur 50 Pfennige bekam und sein Vater nur fünf Pfennige; damit konnte man sich auch damals nicht mehr als einen großen „Dauerbrock“

kaufen, auf dem die ganze Kirmes über gelutscht wurde. Bei Tante Kaysers kriegten wir für unsern Groschen schon etwas mehr. Wenn wir kamen, legte sie für jeden von uns ein kleines quadratisches Wachspapier auf die hohe Theke, und wir konnten darauf unsern Einkauf zusammenstellen. Einige Bonbons kosteten nur einen halben Pfennig. Wenn man eine ungerade Zahl nahm, pflegte Tante Kaysers freundlicherweise abzurunden. Sehr beliebt waren große rosa-weiße Würfel, die nach Pfefferminz schmeckten und zweieinhalb Pfennige kosteten, ansonsten natürlich Brausewürfel und Lackritzschnecken für fünf Pfennige. – Manchmal spielten wir bei Kaysers auch im Garten oder in der Scheune, wo ein paar längst ausgediente Dreschpflöge an der Wand hingen. Auch sonst hatte die Scheune keine Funktion mehr, außer dass hier das Jahr über der Fronleichnamsaltar der „Altargemeinschaft Markt“ und der ganze Unterbau mit den Stufen aufbewahrt wurde.

Rechts neben Kaysers, gegenüber von Fleuren, wohnten Polfers, das heißt Mikes Män mit Tante Gina und der Tochter Martina, die ungefähr so alt war wie Annegret. Mikes Män hatte, wie sein Bruder Jüpp, der ehemalige Ortsgruppenleiter, einen außerordentlich großen Kopf, wirkte aber eher ruhig und kühl. Er hatte meistens einen weißen Kittel an und führte zusammen mit Tante Gina eine „Drogerie“. Sie besaßen ein Auto, das, glaube ich, Isetta hieß und das Aussehen eines abgerundeten Tetraeders auf Rädern hatte. Noch kurioser war, dass man aus- und einstieg, indem man die ganze Vorderfront samt Steuer und Armaturenbrett aufklappte. Manchmal schaffte Mikes Män aus dem fernen Münster Medikamente und andere Sachen in Schachteln herbei, mit denen das kleine Auto ganz und gar vollgestopft war. Wenn er dann ankam, die Vorderfront sich öffnete und der mächtige Mann mit dem großen Kopf herauskroch, purzelten auch viele Schachteln heraus und fielen auf den Marktplatz vor seinem Haus. Wir Kinder hatten daran unsern Spaß; Mikes Män knurrte nur leise vor sich hin.

Eigentlich habe ich meine ganze Kindheit über (und irgendwie bis heute) nie recht verstanden, was eigentlich eine Drogerie sei. Das Geschäft, wie es nach einem völligen Umbau des Untergeschosses entstand, als ich ungefähr fünf Jahre alt war, war viel größer als das von Kaysers. In der rechten Hälfte gab es, wenn ich mich recht erinnere, hauptsächlich 4711 und andere Parfums, in der linken, neben diversen Heften und anderen Papieren, allerhand Gesundheitssachen, darunter auch den Rotkäppchen-Traubensaft, den Mama für mich kaufte, weil ein Arzt mir den wegen häufigerer Kopfschmerzen verordnet hatte. Ich glaube, er sollte blutbildend oder eisenhaltig sein, und ein bisschen schmeckte er leider auch so. Im Zentrum, um das man ganz modern herumgehen konnte, waren die Süßigkeiten

aufgestellt. Manchmal kauften wir mit unserm Groschen auch hier ein, aber lieber bei Tante Kaisers.

Das Schönste an Polfers Geschäft waren die Spielzeugauslagen im linken der beiden großen Schaufenster. Da fuhr eine kleine Eisenbahn zwischen den Teddybären und anderen Tieren her. Am meisten beeindruckt hat mich aber seltsamerweise ein bunter Blechglobus für Kinder. Wir hatten zu Hause auch einen kleinen Globus aus Pappe, auf dem die ganze Welt zu sehen war. Ich glaube, Mama hatte ihn Papa noch vor ihrer Hochzeit geschenkt. Ich spielte gern damit, vor allem seit Papa mir erklärt hatte, an welcher Stelle Walbeck darauf lag: In der Mitte zwischen dem kleinen Stiefelchen und dem Löwen gab es einen Fleck, der hieß Deutschland, und ganz am Rand davon lag Walbeck. Damit ich die Stelle leicht wiederfinden konnte, stach ich sicherheitshalber mit einem alten Zirkel dort ein Loch hinein; der so entstandene Krater in dem kleinen Globus war freilich so groß, dass alles Wasser des Rheins ihn nicht hätte füllen können. Der Globus von Mikes Män war größer, und es waren alle Länder in vielen Farben genau darauf gemalt. Ich wünschte ihn mir so sehr zu Nikolaus. Endlich war es Nikolaus-Abend. Der Nikolaus kam, wie jedes Jahr, in seiner Ehrfurcht gebietenden Bischofstracht mit hoher Mitra in unser Wohnzimmer und hielt eine mahnende, aber wohlwollende Rede, während draußen Knecht Ruprecht auf der Treppe beunruhigend polterte. Vor so viel unalltäglichem Glanz hielten wir Kinder den Atem an, aber Oma auch. Dann bekamen wir unsere Tüte mit dem Stütt, Nüssen, Apfelsine und Lecker und gingen zu Bett. Es war aber üblich, dass der Nikolaus noch ein Geschenk für uns zurückließ, wenn wir am nächsten Morgen aufwachten und wieder ins Wohnzimmer kamen. Ich habe diese Nacht wohl schlecht geschlafen. Jedenfalls wachte ich weit vor Tagesanbruch auf und konnte meine Ungeduld nicht weiter mäßigen, schlich mich leise hinunter ins Wohnzimmer, um zu sehen, ob Nikolaus mir den ersehnten Globus gebracht habe. Die Enttäuschung war bitter, sehr bitter. Statt eines Globusses stand da ein schnödes gelbes Postauto. Ich konnte nicht mehr an mich halten und stürzte weinend in das Elternschlafzimmer, bekannte auch gleich, dass ich so vorwitzig gewesen war und kein Postauto haben wolle. Als ich mich ausgeweint hatte, fragte Mama mich, ob ich denn bereit wäre, das Postauto abzugeben, z.B. an meinen Vetter Michael, wenn ich den Globus bekäme. Ich bejahte natürlich sofort, und nach dem Frühstück nahm Papa mich an der Hand, ging mit mir hinüber zu Mikes Män und kaufte mir den Blechglobus für 6.50 DM. Ich glaube, es war eines der schönsten Geschenke meines Lebens. Der Globus stand fortan immer auf meinem Nachtskonsölchen, so dass ich ihn im Bett liegend unentwegt betrachten konnte. Seit dieser Zeit datiert meine die ganze Schulzeit anhaltende Begeisterung für Erdkunde, besonders für Topographie, denn man will doch allzeit wissen, wo man sich auf

der Welt befindet. Aber auch meine anhaltende Antipathie gegen Autos und darüber hinaus auch gegen anderes Technische dürfte mit meinem Postauto-Erlebnis zusammenhängen. Das war freilich nicht in Papas Sinne, denn er ist immer ein begeisterter Autofahrer gewesen und sagte öfter: „Das Auto ist die beste Erfindung der letzten hundert Jahre.“ Mich hat er damit nicht überzeugt.

Am oberen Ende des Marktes, nahe bei der Kirche, lagen gleich drei Gastwirtschaften: Neyenhuys, Peters und Deckers. Insgesamt gab es von solchen Wirtschaften, zum Teil in Kombination mit Bauernhöfen oder Geschäften, fast ein Dutzend im Dorf. Einige von ihnen dienten in der Spargelzeit auch als Restaurant, ihre weitaus wichtigste Funktion lag aber darin, ein Treffpunkt für die Männer im Dorf zu sein, die dort Bier tranken, vielfach regelmäßig am Feierabend, unbedingt aber jeden Sonntag nach dem Hochamt. Obwohl Papa für Vereinsleben und dergleichen eigentlich nicht viel übrig hatte, ging auch er häufig in eine der Wirtschaften. Er war sogar von Oma nach dem frühen Tod seines Vaters dazu aufgefordert worden mit der Begründung: „We motte ok os Kundschaft wat verdiene loete.“ Nach Mamas Ansicht übertrieb er es aber manchmal und vergaß öfter, pünktlich zum sonntäglichen Mittagessen zurückzukommen. Darum kam sie auf die Idee, ihm in solchen Fällen einen Zettel auf den Teller zu legen; darauf stand: „Wer nach 1 Uhr zum Essen kommt, muss 5 Mark Strafe bezahlen.“ Das war eine der guten Ideen, von denen alle Beteiligten profitierten. Mama war mit 5 Mark für das Essen-warm-halten entschädigt, Papa fühlte sich einigermaßen entlastet, und wir andern hatten unsern Spaß.

Von den drei erwähnten Wirtschaften hatte besonders Neyenhuys seine beste Zeit gesehen. In dem Haus vor der Luzia-Kapelle lebte noch die alte Frau Neyenhuys, Lis; ihr Mann Schang war schon gestorben. Ich erinnere mich noch schwach, sie mit Oma Markt besucht zu haben, weiß nicht mehr wie sie aussah, wohl aber ihr alter schwarzer Hund. Vor dem Krieg fanden im Saal, der sich nach hinten an die Wirtschaft anschloss, diverse dörfliche Festivitäten statt, bei denen es oft hoch hergegangen sein soll. Damals führte noch Chris Marie, Schangs unverheiratete Schwester, das Regiment im Haus. Sie war eine Frau, die Papa als „grov“, „hölter“ und „bott“ beschrieb; sie habe eine „seykerige Stemm“ gehabt. Einmal wollte die Feierei gar kein Ende nehmen, obwohl es schon nach Mitternacht war. Da rief Marie (mit ihrer seykerigen Stimme) laut: „No üt met die Musik!“ und schaltete das Licht aus. Einer der verdutzten Feiernden fasste die Empfindungen aller in ein abgewandeltes Sprichwort zusammen, indem er in die plötzliche Stille sprach: „Die Abschiedsstunde schlug zu früh, doch Chris Marie bestimmte sie.“

Schang und Lis hatten eine blasse Tochter, Käthe, die mit einem gewissen Schleuser verheiratet war; zusammen hatten sie ein noch blasserer, ängstliches Töchterchen in Annegrets Alter, das Marliese genannt wurde. Ich weiß nicht mehr, ob wir öfter mit Marliese gespielt haben, allenfalls das Spiel, das man nur auf ihrem Stuck spielen konnte – so hießen bei uns die Bürgersteige –, weil man sich von da aus Fuß vor Fuß über die Treppe der Luzia-Kapelle bis zur Tür hocharbeiten musste. Eigentliche Regeln hatte das Spiel, glaube ich, nicht; auf der obersten Stufe stand immer eine „Mutter“, die nach reiner Gnadenwahl entschied, wie viele Füße man vor einander setzen durfte.

In Neyenhuys Wirtschaft war normalerweise nichts mehr los, aber einmal gab es dort erstaunlicherweise eine Vorführung mit Marionettentheater. Die kleinen Kerlchen haben mich stark beeindruckt, da sie vollkommen lebendig auf mich wirkten und in einer eigenen Welt lebten. – Früher scheint es bei Neyenhuys öfter Vorführungen für Kinder gegeben zu haben, zum Teil auch Filme. Offenbar waren aber die Vorfilme manchmal ganz unpassend für Kinder. So erzählte mir Papa später einmal, dass bei Neyenhuys früher eine Aufführung der Neunten Symphonie von Beethoven (wahrscheinlich von Furtwängler dirigiert) gezeigt worden sei. Sie muss eine Art hypnotische Wirkung gehabt haben. War es Ekstase oder Panik? Jedenfalls schrieten die Kinder mit einmal frenetisch durcheinander. Für Papa hatte das zur Folge, dass er einerseits Beethoven für den größten Komponisten aller Zeiten hielt, ihn auch gerne hörte und am Klavier spielte – selbst mitten in der Begeisterung für andere, z.B. für Schubert, sagte er öfter: „Aber Beethoven hat noch mehr drauf!“ –, andererseits mochte er niemals mehr die Neunte Symphonie anrühren; er hatte geradezu Angst davor.

Eingeklemmt zwischen Neyenhuys, Kapelle und Kirche stand das Wirtshaus Peters, das neben dem zugehörigen Hof von Peters Hen und seiner Frau Noy Gret, zwei dicken fröhlichen Menschen, und ihrem Sohn Peters Gerd geführt wurde. Peters Hen hatte eine helle Stimme, deretwegen er im Dorf „et Kindje“ genannt wurde. Die Wirtschaft, die später ganz abgerissen und durch ein modernes „Pfarrheim“ ersetzt wurde, war ein beliebtes Vereinslokal. Insbesondere trafen sich hier die Herren des 1877 gegründeten Musikvereins und – wer weiß, ob nicht schon seit 1428 – die vereinigte St. Antonius und St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, die so genannten Alten Herren. Die unverheirateten Jungmänner waren seit 1737 in der St. Aloysius-Bruderschaft organisiert. Es mag sein, dass sie sich auch bei Peters trafen. Jedenfalls wurde dort auf dem Hof jährlich am Kirmes-Donnerstag von den Schützen und dem Musikverein die Kirmespuppe gebaut. Aber das ist ein so wichtiges Thema, dass ich später extra davon erzähle.

Ansonsten habe ich an den Hof von Peters nur zwei Tiererinnerungen. Ein ebenso mickriger wie aggressiver Rehpinscher hat mich dort in die Wade gebissen. Auf der anderen Seite gab es einen ganzen Schweinestall voll frei herumlaufender Kaninchen, an denen wir uns nicht satt sehen konnten. Opa Schulsteg hat mir schließlich zum Geburtstag von diesen Kaninchen eine tragende Mutter geschenkt. Er baute auch einen großen und sehr schweren Kaninchenstall dafür, und zwar in unserm „Schlachthaus“, das als Schuppen genutzt wurde. Als er fertig war, sollte er an seinen Bestimmungsort hinter der Garage getragen werden. Doch er passte (wie in Schilda) nicht durch die Türe; glimpflicherweise mussten nur die Holzfüße abgeschnitten werden. Meine tragende Mutter bekam bald acht Zwillinge: zwei kräftige braune Kaninchen, von denen ich eines nach meinem Großonkel Franz nannte, zwei grau-weiße, eines nach meiner Tante Gabriele genannt, zwei schwarz-weiße und zwei zarte pechschwarze, die Hansi und Stubsi hießen. (Die andern Namen habe ich vergessen.) Hansi war mein Lieblingskaninchen und ich nahm es oft zum Streicheln aus dem Stall. Aber auch die anderen durften des öfteren in den Garten. Dazu hatte ich auf dem Rasen mehrere lange Bretter hochkant zu einer Art Zaungehege zusammengestellt. Die Kaninchen waren aber so unruhig, dass sie öfter ein Brett umwarfen und hinaus liefen. Und während wir Kinder damit beschäftigt waren, ein Entlaufenes wieder einzufangen, warfen die anderen Kaninchen schon wieder ein Brett um. Das Schlimmste war, dass sie eine Neigung hatten, durch den Zaun zu unsern Nachbarn Fleuren zu entweichen, weil es da so schönes Gemüse gab. Es dauerte nicht lange, bis Onkel Hen den Einbruch bemerkte und die Tiere laut schimpfend zurück über den Zaun warf. Einmal ist er aber auch mit erhobener Hieb hinter meinen armen Ausflüglern her gelaufen. Zum Glück hat er keines erschlagen.

Trotzdem muss in meiner Fantasie Onkel Hen ein grausamer Mensch gewesen sein, denn ich träumte an zwei aufeinander folgenden Tagen einen Traum, in dem Onkel Hen, einem Esel, den ich tags zuvor im Fernseh gesehen hatte und dem ein grausamer Mann die Ohren abzuschneiden drohte, tatsächlich die Ohren abschnitt, und zwar mit einer großen Schere direkt hinter dem bunten Eisentor am Eingang zu Fleurens Torweg. – Von den acht Kaninchenkindern starb eines, Stubsi, an Mixomatose und wurde von uns natürlich christlich in der Gartenecke bestattet. Ich verlor aber seitdem die Lust an den Kaninchen, zumal ich fürchtete, dass auch die andern stürben, und gab sie an Opa zurück.

Aber ich bin noch nicht ganz fertig mit der Nachbarschaft. An der rechten Seite der Luzia-Kapelle führte eine breite Treppe von der Kirche herab auf das obere Ende des Marktes, der neben dem schmalen Ausgang der Kirchstraße vom quer stehenden Haus Deckers

abgeschlossen wird. Im Erdgeschoss gab es auf der linken Seite eine Wirtschaft, auf der rechten eine Bäckerei mit weiteren Lebensmitteln, ein bisschen geräumiger als bei Tante Kaysers. Hinter der Ladentheke begrüßte mich die freundliche Bernhardine, die wie Tante Kaysers schwarze Haare hatte, aber sonst ganz anders aussah. Ich ging auch hierher gerne einkaufen, nicht nur, weil es dort die guten Heringe mit viel eingelegten Zwiebeln gab – die aß ich noch lieber als die Heringe –, sondern weil die Menschen in diesem Haus alle besonders freundlich und herzlich waren, und das schon seit Generationen; die milde menschenfreundliche Art gehörte offenbar zur Familientradition. Der Hausvorstand waren Deckers Willi und seine Frau Maria, die allgemein Deckers Mama genannt wurde. Außer mehreren schon erwachsenen Kindern gab es noch weitere Verwandte im Haus. Deckers Mama war eine geborene Hebing aus der Papphuck und hatte nach und nach etliche Geschwister ins Deckersche Haus geholt, auch Bernhardine. Offenbar war diese Familie ähnlich milde geartet und alle schienen sich bestens zu vertragen.

Übrigens hatte auch unsere Familie weitläufige verwandtschaftliche Beziehungen zu Deckers. Onkel Leo – Holles Ley –, der Vetter von Oma, Tante Mia und Onkel Franz, war mit Tante Hanna verheiratet, einer Schwester von Deckers Willi. Tante Mia hatte in der Najkamer unter der großen Wanduhr ein kleines ovales Bildchen hängen, ein fein gestickter Blumenstrauß, den sie von ihrer früh an Schwindsucht verstorbenen Freundin Deckers Maria geschenkt bekommen hatte, einer anderen Deckers-Schwester. Das Bildchen hängt heute in meiner Küche und schaut mich immer freundlich an.

In nähere Verbindung trat ich als Kind mit dem jüngsten Sohn Deckers Berni. – Als ich neun oder zehn war, fragte Papa mich, ob ich nicht auch wie Annegret ein Instrument lernen wolle. Die spielte wie er Klavier und machte sehr gute Fortschritte, fast beängstigend für einen „Goldstiefel“, der seit frühester Kindheit überall gewohnt war, die Sahne abzuschöpfen. Weil ich mit Annegrets Klavierspielen durchaus nicht konkurrieren konnte, entschied ich mich, Gitarre zu lernen. Ich fuhr mit Papa nach Kevelaer zum Musikhaus Gründjens und suchte die schönste Gitarre aus; sie kostete immerhin 89 Mark. Bei Deckers Berni, dem jüngsten der jüngeren Deckers-Generation, sollte ich Unterricht bekommen. Damit ging es ein bisschen sehr sporadisch zu. Wenn ich mit meiner Gitarre kam, war Berni meistens noch in der Backstube und musste sich zuerst die mehligte Schürze abbinden, bevor wir uns ins Wohnzimmer setzten. Er hatte eine altmodische Schule für mich in Frakturbuchstaben, aus der er selbst gelernt hatte. Das Notenlesen zu lernen, fand ich sehr leicht. Es ist ja auch alles viel klarer und einfacher als bei der Buchstabenschrift. Was das Instrumentaltechnische betraf, war ich nur mittelmäßig begabt. Immerhin lernte ich, einfache Lieder und Stücke zu

spielen. Aber dann taten mir die Finger immer ziemlich weh, weil meine Gitarre, wie die Western-Gitarre von Berni, dünne hohe Drahtsaiten hatte. Und nach einem halben Jahr verlor ich irgendwie die Lust. Später empfand ich das als Versagen und traute mich Jahre lang nicht, ein neues Instrument in Angriff zu nehmen. Erst als ich fünfzehn war und Papa von Ingenerfs für 50 Mark eine gerade geerbte Geige kaufte – darin war auf einem Zettelchen zu lesen: „Joseph Nadotti, Piacenza 1778“ – , knotete ich heimlich die alten Darmsaiten zusammen – so viel davon übrig war – und übte gleich das Lied, das ich auf der Gitarre immer besonders gern gespielt hatte: „Ännchen von Tharau ist’s, die mir gefällt“. Nach einer halben Stunde zog ich damit zu Oma Schulsteg und spielte ihr das Lied auf den beiden unteren Saiten vor; immerhin konnte sie es erkennen. Sie sagte mir, ihr alter Schullehrer habe auch Geige gespielt; und so sei es früher überhaupt üblich gewesen. Schließlich nahm ich dann doch Unterricht. Auch wenn die Fortschritte bald langsamer wurden, hat die Musik meinem Leben schließlich eine besondere Richtung gegeben.

Zwei Nachbarhäuser am Markt fehlen noch. Auf unserer Seite gab es neben Fleuren noch Luyven und dann in der Ecke zu Deckers Claessen. Ich erinnere mich noch schwach, dass der alte Luyven Max ein weißes Pony besaß, dass er vor ein gemütliches Kärren spannte und damit herumfuhr. Leider habe ich von dem reizvollen Schauspiel nicht mehr viel mitbekommen, denn Onkel Max wurde dauerhaft krank – es hieß, er sei gelähmt – und saß öfter im Rollstuhl auf dem Stuck vor der Haustür, manchmal zusammen mit anderen Nachbarn. Ansonsten lebten in dem Haus noch seine Frau Katrinchen und seine Stieftochter Maria. Katrinchen war früher mit Luyven Pitt verheiratet gewesen, der aber im Krieg gefallen war, worauf Max sie als Verwandter heiratete. Maria heiratete in meiner Kindheit Neyenhuis Thiss – es war eine der herrlichen Hochzeiten, an denen das halbe Dorf teilnahm und zu der wieder die gewaltigen Böllerschüsse abgegeben wurden. Und dann gab es noch Luyven Leni im Haus, ein kleines ältliches Fräulein, das eigentlich Leni van Ackeren hieß, aber als Waisenkind von der Familie Luyven aufgenommen worden war. Luyven Leni hatte ein Stoffgeschäft. Es war natürlich für die Schneiderinnen wie Tante Mia ein Glück, dass es Luyven Leni und ihr Geschäft in Walbeck gab. Ab und zu ließ Tante Mia mich bei Tante Leni ein Rölleken Garn oder ein Pöppken Najsij holen. Früher, als sie noch jung waren, ging Oma bei solchen Gelegenheiten für sie nach Geldern, zu Fuß, denn sie hatte Angst vor dem Radfahren seit sie einmal in den Straßengraben gestürzt war, wie ihr ein Pferdefuhrwerk entgegen kam.

In den komischen Geschichten, die Papa uns beim Zu-Bett-gehen erzählte, spielte auch die harmlose Luyven Leni eine Rolle: Einmal kam eine fremde, hochdeutsch sprechende Frau in das Geschäft und sah sich verschiedene Stoffe an. Luyven Leni bemühte sich, ihrerseits hochdeutsch zu sprechen und sagte beflissen: „Die können sie in allen Klüren haben: schwarz, weiß und greiss.“ (Schade, dass die feine Sprachkomik, die in solchen Verunglückungen liegt, wohl für uns Kinder nachzuvollziehen war, kaum aber für sprachlich Außenstehende; „greiss“ ist weder deutsch noch platt, sondern eine irrealer Mischung aus „grau“ und „griss“, die sich in der Verlegenheit an den Klang von „weiß“ anlehnt.)

Das Haus von Claessen war einmal neben dem von Fleuren das bevölkerungsreichste am Markt gewesen. Da aber beide Familien die unglückliche Veranlagung hatten, sich ständig unter einander zu streiten, waren schließlich alle verfeindet. Im Unterschied zu den Geschwistern Fleuren zogen die Claessen-Kinder daraus jedoch die Konsequenz zu heiraten und auszuziehen. Abgesehen von ihrer Tochter Adolphine, die ihr gelegentlich half, war Claesses Mutter die einzige, die bis zuletzt die Stellung hielt. Sie war ergraut und hatte viele Falten im Gesicht, sah gewissermaßen aschig aus, aber wie Asche, in der es noch glüht. Kurioserweise trug sie ihre Schlüssel immer bei sich, und zwar an einer kurzen schmuddeligen Kordel um den Hals. Es war lustig, ihr zuzusehen, wenn sie sich damit ganz nah an die Türklinken hinunterbeugte, um abzuschließen. Ursprünglich hatten Claessen einen Bauernhof, doch der wurde kaum noch bewirtschaftet und die Gebäude verfielen nach und nach. Auch das Wohnhaus war in keinem guten Zustand. Aufräumen und Putzen war nicht gerade die Stärke von Claesses Mutter, ganz im Gegensatz zu meiner Oma Markt. Die hatte denn auch keine gute Meinung vom Haus Claessen und hatte es schon früher nicht gern gesehen, wenn Papa als Kind dort spielte. Manchmal kam es vor, dass sie ihn fragte: „Woerste werr bey Claesse?“ Papa versuchte zu leugnen, aber sie ließ sich nicht beirren und sagte: „Ja seg et maar, ek kann et röcke.“

Trotz einer gewissen Neigung zum Chaos war Claesses Mutter eine rührige und geschäftstüchtige Person, die gleich zwei Geschäfte führte: eine Eisdiele in der rechten und ein Blumengeschäft in der linken Hälfte des Erdgeschosses. Das war bei ihrem verstorbenen Mann Jan noch anders gewesen. Jan und noch mehr sein Bruder Theyke waren für ihre Faulheit berühmt gewesen. Vielleicht lag es daran, dass sie ihre Berufe verfehlt hatten. Jan war Bauer und Theyke war Klempner; aber alle fanden, dass die Neigungen beider gerade umgekehrt waren. Theykes Hauptaufgabe war es, beschädigte Kochtöpfe zu reparieren. Man musste aber, wenn man ihm einen Topf brachte, unmittelbar dabei stehen bleiben, bis der

Topf fertig war; sonst warf er ihn zu den andern auf einen großen Haufen, wo er liegen blieb. Eine solche extensive Arbeitseinstellung soll früher gar nicht so selten, sondern vor allem bei etlichen Bauern und Köetern verbreitet gewesen sein; man arbeitete allenfalls wegen der Notwendigkeit, selten wegen des Profits oder des Ehrgeizes.

In gewisser Weise schien nun Claesses Mutter das Versäumte aufholen zu wollen. Freilich darf man das Ambiente ihrer Geschäfte nicht an heutigen Maßstäben messen. Das Blumengeschäft hatte etwas von einer Rumpelkammer, in der alles mögliche durcheinander lag und zwischen den mehr oder weniger frischen Blumen verstaubte. Passend dazu hatte Mutter im Hof ein ziemlich ruinöses Gewächshaus zur Anzucht verschiedener Blumen, das an die Mauer zum Stegsken angelehnt war. Es wuchsen aber mindestens so viele Unkräuter darin. Das Bewässern machte sie sich einfach, indem sie, wenn sie vorbei kam, den Wasserhahn aufdrehte, der mit einem längs durch das Gewächshaus geführten durchlöcherten Schlauch verbunden war. Wir Kinder fanden es toll, wenn das Wasser so wild umher spritzte.

Als ich einmal mit mehreren Freunden am Quakpul spielte, der jenseits der Bauernschaft Brocksteg am Waldrand liegt, entdeckten wir die schönen braunen Rohrkolben im Schilf. Ich kam auf die Idee, die müssten eigentlich gut in das Blumengeschäft von Claesses Mutter passen. Wir schnitten eine ganze Reihe Stangen ab und fuhren damit zu ihr. Sie sagte zwar zunächst: „Damit kann ich die Leute nicht andienen.“, nahm dann aber doch eine Reihe und gab uns einen Groschen pro Stück. Manchmal lächelte sie aus ihrem grauen Gesicht und dann sah sie geradezu mild und herzlich aus.

Mutters Eisdiele, in der ein paar kleine runde Tische mit Marmorplatten standen, hatte in der Nachkriegszeit das Flair von Luxus und wurde auch wohl allenfalls am Sonntag besucht. Für zwischendurch hatte sie an der Seite des Hauses, zum Stegsken, das zwischen ihrem Haus und Luyven hinunter ging, unter dem Fenster von Ziegelsteinen ein Podest bauen lassen mit drei Stufen von beiden Seiten. Dort konnte man aus dem hochgezogenen Fenster Eis im Hörnchen bekommen. Ich glaube, es gab nur Vanille, Erdbeer und Schokolade. Der Ballen kostete einen Groschen, wir bekamen auf Wunsch aber auch einen halben für fünf Pfennige – damit wir von dem Rest noch weitere Einkäufe machen konnten. Das Besondere an dem Claessen-Eis war der Umstand, dass der Geschäftsinhaberin bei ihrer hygienischen Sorglosigkeit ab und zu irgendwas ins Eis fiel, was eingerührt wurde. Wenn ich mich richtig erinnere, hatte ich einmal einen Knopf im Eis; es konnte aber auch eine Schraube oder gar ein holländischer Gulden sein. Bei einem solchen „Guldeneis“ hatte man für seinen Groschen das Elffache wieder herausbekommen, abgesehen vom Eisgenuss.

Das stärkste Erlebnis bei Claessen will ich zuletzt erzählen. Bei uns im Schuppen stand der Kinderwagen herum, mit dem ich als Kleinkind gefahren worden war, von Mama und diversen andern Frauen und Mädchen, die mit mir fahren mochten. Es war ein seinerzeit moderner wulstiger Korbwagen, der aber schon fünf Jahre später, als Susanne geboren wurde, reichlich altmodisch geworden war. Da er keine vernünftige Funktion mehr hatte, konnten wir ihn zum Spielen benutzen. Meistens quetschten wir uns zu zweit hinein und ließen uns von einem Dritten schieben. Irgendeiner von uns kam auf die Idee, damit zu Claessen zu gehen, wo das Stegsken vom Markt abfällt. Da könnten wir noch besser fahren. Gesagt, getan. Abwechselnd ließen wir uns den „Berg“ hinunter rollen und donnerten dabei mit Vorliebe auf das eiserne Tor zu Claessens Hof schräg vor uns. Offenbar hatte der Wagen einen gewissen Linksdrall. Claesses Mutter kam mehrmals hervor, ermahnte uns und schimpfte. Aber wir konnten es nicht lassen. Nun gab es zwischen diesem eisernen Tor und dem Fenster zur Eisdiele noch zwei weitere große Tore aus grün angestrichenem Holz, ein hohes und ein niedriges mit einem kleinen unverglasten Fenster darin; das hatte ungefähr eine Höhe von zweieinhalb und eine Breite von dreieinhalb Metern. Und als ich ein weiteres Mal mit meiner Schwester Annegret im Wagen den Berg hinunter raste, bog der Wagen plötzlich scharf nach links ab und rammte mit aller Wucht gegen das niedrigere Holztor. Ehe wir uns versahen, brach das ganze marode Tor aus den Angeln und fiel in voller Fläche auf uns. Annegret duckte sich tief in den Wagen, mich aber traf das Tor exakt an der Stelle, wo das Fenster ausgeschnitten war, so dass es mir wie eine riesige hölzerne Halskrause um den Kopf lag. Ich glaube, ich habe nur eine leichte Schramme abbekommen. Hinter dem Tor lag der Kuhstall, und die rückwärts stehenden Kühe sahen sich entgeistert zu uns um. Ich werde wohl nicht viel anders geguckt haben. Im Nu gab es einen Menschauflauf, der die Situation mit Entsetzen genoss und das ganze Stegsken zum Markt hin verstopfte. In meiner Verwirrung dachte ich, es sei wohl das beste, sich jetzt zu verdrücken; ich kroch mit Annegret durch das Fensterloch aus dem Wagen und wir rannten das Stegsken hinunter. Es lief aber ein Mann hinter uns her, der uns einfing. Und schließlich mussten wir mit Claesses Mutter zu Mama gehen, der der Schaden geklagt wurde. Wir wurden – ich glaube, mehr pro forma – ein bisschen ausgeschimpft; aber im Grunde waren alle froh, dass es so glimpflich abgegangen war.

Kirche

Die Nachbarn am Markt waren nach der Familie wohl die ersten Walbecker, die ich kennen lernte, aber bald folgten nach und nach so ziemlich alle anderen. Wie bei uns im Haus, gab es auch im Dorf sogar Leute, die mir ein Begriff waren, obwohl ich sie nie gesehen habe. Da war zum Beispiel der sogenannte Erlkönig, Hanses Grad, der in einer Hütte vor dem Wald lebte. Ich glaube, er war zeitlebens nichts anderes als Knecht gewesen, konnte aber schöne Geschichten von früher erzählen und alte Lieder singen und war wegen seiner Originalität allseits bekannt und beliebt. Als Kinder schlichen wir öfter um seine Hütte herum, um ihn zu Gesicht zu bekommen. Wir wussten nicht, dass er schon seit einiger Zeit mit über 90 Jahren verstorben war und seine Hinterlassenschaft der ganzen Gemeinde vermacht hatte. Später sah ich in der Schule ein Bild von ihm, wie er ganz in seinen märchenhaften Bart eingewachsen war.

Oder da war Basen Bart, eigentlich Bartholomäus Brouwers, der Mühlenwirt oben im Dorf an der Kreuzung, schräg gegenüber vom „Heiligen Kreuz“. Bas heißt soviel wie Chef; ich weiß nicht, weshalb der Mühlenwirt diesen Ehrennamen hatte, jedenfalls war Basen Bart der weitaus stärkste Mann im Dorf. Papa, der sich selber in verschiedenen athletischen Disziplinen hervorgetan hatte, auch im Gewichtheben, sprach immer mit Bewunderung von Basen Bart. Mit jeder seiner gewaltigen Hände habe er einen Zentnersack gepackt und mit einem Griff ohne Anzeichen von Anstrengung auf den Bölderwagen gestellt.

Da es in Walbeck zwei Metzgereien gab, kaufte fast die Hälfte der Familien – abgesehen von denen, die sich ganz auf Hausschlachtungen beschränkten – bei uns ein, auch aus den umliegenden Bauernschaften; denn von Supermärkten oder ähnlichen Einrichtungen war noch keine Spur zu sehen. Aber auch die andere Hälfte bekam ich ohne weiteres zu Gesicht, vor allem durch die regelmäßigen und außerordentlichen kirchlichen Veranstaltungen, wie Sonntagsmessen, Hochzeiten, Beerdigungen und Prozessionen. Das alles spielte sich nicht nur in der Kirche selbst ab, sondern auch auf den Straßen, besonders bei uns auf dem Markt. Überhaupt hatte die Kirche weniger die Funktion, die Menschen als Gläubige zusammenzuführen als die ganze dörfliche Gesellschaft zu organisieren. Als ich später in der Pilzzucht meines Vaters den Gesprächen der Pflückerinnen zuhörte, fiel mir auf, dass die einfache Bevölkerung vieles von dem, was in der Kirche gelehrt wurde, oft gar nicht glaubte. Zum Beispiel wurde die Auferstehung von den Toten bezweifelt, gleichzeitig ging man aber selbstverständlich jeden Sonntag zur Kirche und fand es auch richtig, dass Herr Pastor im kirchlichen Sinne von diesen Dingen sprach. Man mag dergleichen scheinheilig finden, aber ich glaube nicht, dass es das wirklich trifft.

Aus heutiger Sicht kann man sich kaum noch vorstellen, wie „allumfassend“ die „katholische“ Kirche das Leben auf dem Dorf damals prägte, eigentlich seit dem Mittelalter ohne grundlegende Veränderungen, zumal das obergeldrische Gebiet zu keiner Zeit auch nur in den Dunstkreis des Protestantismus gekommen war. Wahrscheinlich liegt hierin auch der größte Unterschied zum protestantischen Milieu, in dem aufgrund der Zwei-Reiche-Lehre zwischen geistlichen und weltlichen Dingen unterschieden wird. So etwas ist nicht nur von dogmatischer Bedeutung, sondern drückt sich im Alltag und in den Umgangsformen aus. Für den normalen Walbecker Katholiken waren die wenigen Protestanten gerade deshalb irgendwie bedauernswert: halbe Christen, halbe Heiden, jedenfalls defizient. Dazu kam die Abwertung als Flüchtlinge; denn vor dem Krieg gab es in Walbeck nur einen einzigen einsamen Protestanten, der passenderweise Herr Saueressig hieß und an dem herablassend beklagt wurde, dass er sich sein Leben lang nicht bekreuzige. (Ein Kind in der Schulklasse von Onkel Heinz muss das aufgeschnappt haben und meldete sich im Unterricht zu Wort: „Herr Lehrer, der Herr Saueressig segnet sich von so Leben nicht.“) Durch die Flüchtlinge kamen nach dem Krieg immerhin so viele Evangelische zusammen, dass sie in Walbeck sogar eine kleine Kirche bauten. Die war aber nicht größer als ein Haus und stand außerhalb des Zentrums an der Ringstraße.

Der katholische Alltag war davon geprägt, dass zu allen Hauptmahlzeiten gebetet wurde, vorher „Vater unser“, hinterher „Gegrüßet seist du, Maria“, dazu Morgen- und Abendgebet. (Wenn Mama oder Rösi uns zu Bett brachten, beteten wir „Müde bin ich, geh zur Ruh“; bei Papa fiel das Beten zugunsten seiner lustigen Geschichten unter den Tisch, und das, obwohl er früher Obermessdiener gewesen war.) In buchstäblich jedem Zimmer hing ein Kruzifix über der Tür, das zu Palmsonntag mit einem frisch gesegneten Pälmkén von Buchsbaum besteckt wurde. Für die Abstellkammern und Schuppen begnügte man sich meist mit einem bloßen Pälmkén. In den Schlafzimmern hing über den Betten normalerweise ein religiöses Bild, vorzugsweise die Mutter Gottes. Bei Tante Mia und Oma hing sogar im Wohnzimmer über dem Sofa ein riesiger Kupferstich in breitem Eichenrahmen von Leonardo da Vincis *Letztem Abendmahl*. (Leider ist uns das Bild abhanden gekommen, da unser späterer jugoslawischer Mieter es einfach an einen Kollegen in Straelen abgegeben hat. Als Papa es in dessen Lokal unerwartet wiederentdeckte und den Wirt darauf ansprach, sagte der: „Geschenk von Nico. Können Sie aber wiederhaben, wenn Sie anderes Bild besorgen, – außer nackte Frau; denn hier ist katholische Gegend.“) Neben den Schlafzimmertüren hing überall ein Weihwasserkesselchen aus Metall oder Ton, in das man vor dem Zu-Bett-gehen die Finger tauchte, um sich zu bekreuzigen.

Der Vorrat an Weihwasser für das ganze Jahr musste Karsamstag bei der Pastorat abgeholt werden. Diese ehrenvolle jährliche Aufgabe übernahm ich sehr früh. Ich ging mit zwei Blechkannen die Treppen zur Kirche hinauf, einer kleineren Milchkanne mit Henkel, die außen schwarz und innen blau war, und einer großen weißen „Teut“. Vor der Pastorat gab es meist schon ein Gedränge. Herr Pastor hatte etliche Zinkbüten voll Wasser vorbereitet, gesalzen und gesegnet, und wir konnten daraus schöpfen. Das Ganze wirkte nicht sonderlich sakral, hatte aber doch etwas Rituelles, das mich ansprach. Ja, es trug dazu bei, dass mir der Karsamstag als der schönste Tag im Jahr erschien. Überhaupt war der Samstag mein Lieblingstag, weil die Vorfreude auf den Sonntag so schön war und die Leute alle geschäftig und guter Dinge waren, weil Oma Schulsteg Kuchen buk und ich mein Teil vom Teig abbekam und weil um 12 Uhr auf dem Bürgermeisteramt, schräg gegenüber von Oma, die Sirene heulte, was ich als Ausdruck der Feierabendfreude verstand. Am Karsamstag kam die Frühlingsstimmung dazu, die Freude auf den Osterhasen und das Ende der langen Fastenzeit, in der es keine Süßigkeiten und kein Obst gegeben hatte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal am Karsamstag kurz nach 12 im Wohnzimmer war, wie Papa herein kam, um die bereits aufgefüllte Obstschale herumging, sich endlich eine Banane nahm und auf meinen fragenden Blick mit Bestimmtheit erwiderte: „Am Karsamstag um 12 Uhr ist die Fastenzeit zu Ende!“

Am Karsamstag wurde der Unterschied zwischen der düsteren Fastenzeit und der schönen Osterzeit besonders stark erlebt. Aber auch in der normalen Woche bestand ein viel größerer Unterschied zwischen Werktag und Sonntag als heute. Mama und Papa waren am Sonntag von der Arbeitswoche so erschöpft, dass sie lange schliefen und sich nachmittags noch einmal hinlegten. Wir Kinder hatten aber die Gewohnheit zu ihnen Sonntag morgens ins Bett zu kriechen. Da machte Papa gewöhnlich mit uns Turnübungen; das heißt: Wir spielten – nach *Tausendundeiner Nacht* – das „Berg Semeli-Spiel“. Dabei stemmte Papa die Füße gegen die Bettdecke und drückte sie einem von uns gegen den Bauch, während er ihn an beiden Händen fest hielt. Dann mussten wir sagen: „Berg Semeli, Berg Semeli, tu dich auf!“, und Papa streckte seine Beine langsam nach oben. Wenn wir oben auf dem „Berg“ lagen und zappelten, kitzelte er uns mit den Füßen durch. Wir fanden das so lustig, dass wir nicht genug davon kriegen konnten.

Zum Frühstück am Sonntag Morgen wurde immer – außer zu Weihnachten, wenn wir im Wohnzimmer Rauchfleisch aßen – ein Spiegelei gegessen. Diese Sitte hatte Papa von seinem Vater übernommen. Meist buk er die Spiegeleier auf dem Gasherd, während wir auf dem

kalten Kohleherd daneben standen und von oben in die Pfanne schauten, wie Papa unsere drei Namen mit drei Butterstücken in die heiße Pfanne schrieb.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Kirche, wenn die Glocken läuteten. Schon vor dem Kommunionunterricht, auch schon vor der Schule ging ich gerne mit in die Messe, und es wurde mir dort nicht leicht langweilig. Man kam in eine schöne gotische Halle mit einer prächtigen Orgel aus dunklem Eichenholz. Am unteren Rand war ein Schild mit der Jahreszahl 1803 angebracht. Damals in der Franzosenzeit, als Napoleon die Klöster auflösen ließ, war die Orgel aus einem Venloer Kloster hierher transportiert worden. Sie war für die Walbecker Kirche leicht überdimensioniert, so dass der König David, der oben auf der Orgel mit seiner Harfe stand, mit dem Kopf direkt an das Kreuzrippengewölbe stieß. An der Südseite hatte die Kirche ein schmales Seitenschiff, in denen verschiedene Heiligenfiguren auf kleinen Sockeln standen, nämlich die Patrone der Schützenbrüder, der alte, etwas langweilige St. Antonius mit einem Stab und der mit etlichen Pfeilen durchbohrte junge St. Sebastianus. An den Außenwänden der Kirche hingen vierzehn Bilder mit den traurigen Kreuzwegstationen, über die manchmal Sonntag nachmittags um halb drei in der Andacht meditiert wurde. Hinten in der Ecke standen zwei Beichtstühle; der eine, in dem Herr Pastor die Beichte abnahm, hatte ein kleines Schild mit einem ausgestreckten Zeigefinger, auf dem stand: „Bitte nur links beichten.“ Herr Pastor war nämlich auf einem Ohr schwerhörig.

Die Bänke waren in zwei Blöcke aufgeteilt, die Frauen- und die Männerseite; davor standen kleine Bänkchen für die Kinder. Außerdem gab es auf der linken Seite noch eine kleine Seitenkapelle, in der früher die adeligen Herren von Walbeck gesessen hatten, jetzt aber Herr Klein-Walbeck mit seiner Familie, die sich als Rittergutsbesitzer wie deren Nachfolger fühlten und immer kurz vor Beginn des Hochamts einzogen. Vorne im Seitenschiff auf der anderen Seite gab es eine ähnliche von einer Barriere eingerahmte Bank. Sie war offenbar nach der Teilung der Herrschaft Walbeck im 16. Jahrhundert für die Herren von Steprath eingerichtet worden, da aber auch *die* längst ausgestorben waren und die adeligen Erben woanders wohnten, war die Bank für den auf Haus Steprath sitzenden Förster und seine Familie vorgesehen.

Vor der Messe beteten viele Leute, besonders ältere Frauen, für sich den Rosenkranz, was schon an dem leisen Klicken der Perlen gegeneinander zu hören war. Dann zog Herr Pastor oder Herr Kaplan mit den Messdienern unter plötzlichem Orgelgebraus ein, nachdem der erste von ihnen an dem Glockenstrang neben dem Eingang zur Sakristei gezogen hatte. Darüber brannte in einem blutroten Ölglas das Ewige Licht, das mich anhaltend faszinierte, wohl gerade weil es mich mit der Sorge erfüllte, es könne vielleicht doch einmal verlöschen.

Die Hochämter waren immer besonders feierlich, weil mehr Messdiener als die üblichen zwei oder vier aufgeboten wurden und weil ausgiebig mit dem Weihrauchfass geschwenkt wurde, so dass der ganze Kirchenraum von dem feierlichen orientalischen Geruch erfüllt war. Auch die lateinischen Wechselreden zwischen Priester und Messdienern auf den Stufen vor dem Altarraum gefielen mir, und dass sich alle bei den Worten „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“ an die Brust klopfen. Manchmal beeindruckten mich auch die Predigten, zu denen Herr Pastor auf die Kanzel stieg. Wir drehten uns dann in den Kinderbänken um und setzten uns oben auf die Bänkchen. Manchmal muss es mir aber auch langweilig geworden sein, denn ich nutzte die Gelegenheit des öfteren, wie die andern Kinder Heiligenbildchen auszutauschen. Es kam sogar vor, dass dabei so viel Unruhe entstand, dass Herr Pastor auf der Kanzel seine Predigt unterbrach und uns ermahnte. Meistens hatte man aber schon zuvor vom Kirchenschweizer einen Puff in den Rücken bekommen mit dem langen Stab, auf dem eine Kugel aus Messing steckte. Der Kirchenschweizer war überhaupt eine imposante Erscheinung, weil er einen scharlachroten Mantel und eine ebensolche Mütze mit Bömmel trug.

Gelegentlich kamen auch Patres aus Steyl oder sonstwoher, um bei uns zu predigen. Das war schon etwas anderes als der Singsang-Tonfall von Pastor Hamanns. Sie sprachen mit dramatischer, meist sehr lauter Stimme und schlugen dabei desöfteren temperamentvoll mit der Faust auf die Brüstung der Kanzel. Wenn sie dann noch einen zünftigen Strick mit Knoten um den dicken Bauch hatten, war ich ganz hingerissen. Ja, noch bevor ich Bäcker werden wollte, äußerte ich mit fünf Jahren, ich wolle Pater werden und auch so kräftig predigen. Den Alten gefiel mein Berufswunsch durchaus, während meine Eltern die Patres mit ihren donnernden Predigten gar nicht so gern zu haben schienen. Manchmal machten sie sich sogar leise darüber lustig und Mama erzählte, ein Pater habe bei einer „Missionspredigt“, die er exklusiv für Frauen hielt, theatralisch ausgerufen: „Es soll Mütter geben, deren Kinder stehen des Morgens vor dem Bette und rufen flehentlich: ‚O Mutter, so stehe doch auf!‘“ Mama saß währenddessen auf der Orgelempore neben ihrer Freundin Maria Schopmans, geborene Lamers; die habe sich zu ihr hinüber geneigt und geflüstert: „Bei uns ist das so.“

Es gab auch einen Pater Jansen, der selbst aus Walbeck stammte und gelegentlich zu Besuch kam, um in der Heimatgemeinde eine Messe zu feiern. Als er aber vor der Wandlung an die Bittgebete kam, in denen auch für den Bischof gebetet wurde, fiel ihm der Vorname des Bischofs von Münster nicht ein, denn er lebte seit Jahrzehnten in einem anderen Bistum. Er wurde darüber so ungehalten, dass er mitten in der heiligen Handlung, vor sich hin zischte:

„Maar minne Gott, wie hitt de Keerl toch?!“ Die Messdiener flüsteren ihm darauf den richtigen Namen zu und der Ritus konnte weiter gehen.

Schon früher muss es ab und zu Leute gegeben haben, die den Klerus nicht allzu ernst nahmen und mehr oder weniger heimlich über ihn spotteten. So hörte ich einmal von dem früheren Hauptlehrer Backes, der aus Korschenbroich oder der Gegend da kam und mit der jüngsten Schwester der kleinen Oma, Tante Katrín, verheiratet war. Backes gab nicht viel auf die Religion, musste aber mit den Kindern zur Schulmesse gehen. Einmal kam er zu spät in die Kirche. Als er eintrat, las der Herr Pastor gerade die Worte aus dem Evangelium: "Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" Backes zeigte sich angesprochen, drehte den Kopf und sagte laut: "Dat soll mesch dr ejal sin!"

Mir ging es mit den Worten des Evangeliums durchaus anders. Denn es waren beileibe nicht nur die Umstände und Zeremonien, die mich in der Kirche beeindruckten, nicht nur die unverständlichen lateinischen Wechselreden, sondern auch, was aus der Bibel vorgelesen und besprochen wurde. Da gab es wirklich starke Worte, nicht nur von dem komischen Apostel Paulus, sondern gerade auch von dem Herrn Jesus selbst, und ein bisschen wunderte ich mich schon damals darüber, dass die Erwachsenen das alles so schluckten, als ob es nichts wäre, zum Beispiel wenn es hieß: „Feuer auf die Erde zu werfen bin ich gekommen, und wie wünschte ich, dass es schon brennte!“ oder: „Wenn dir dein Auge zum Ärgernis wird, so reiss es aus!“ Auch die schönen Reden vom Himmelreich, die ich besonders mochte, ließen mich die Luft anhalten, etwa wenn vom „Heulen und Zähneknirschen“ und der ewigen Verdammnis der Sünder die Rede war. Und sogar die positiven Worte konnten etwas Beängstigendes haben, weil sie so übermenschlich waren: „Und seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Das war alles schwer zu verstehen, und was die Priester dazu sagten, befriedigte mich oft nicht recht.

Eines aber schien mir immerhin klar und eindeutig zu sein, dass nämlich Jesus massiv etwas gegen reiche Leute hatte; denn „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich.“ Da konnte man von Glück reden, dass es in Walbeck kaum reiche Leute gab. Ich wußte als Kind nur von einem Millionär, Felix Opheys, der in Veert kurz vor Geldern in seiner Villa Elisabeth neben dem Stahlbaubetrieb wohnte und sich manchmal aus Angerebtheit oder Lebensüberdruß die Zigarre mit einem Fünzig-Mark-Schein anzündete. Obwohl ich Felix Opheys nie persönlich gesehen habe, bedauerte ich ihn aufrichtig, weil er so schlechte Chancen hatte, in den Himmel zu kommen. – Und dann gab es noch ein Ehepaar Scholz in Moers, mit dem meine Eltern – ich weiß nicht woher – bekannt waren. Die hatten den doppelten Nachteil, evangelisch und ziemlich reich zu sein; denn sie

hatten, als wir einmal mit der Familie dorthin fuhren, im Keller eine Hollywood-Schaukel stehen. Ehrlich gesagt fanden wir die alle toll und haben auch darin geschaukelt. Und doch hab ich mich ein bisschen für sie geschämt. – Seit den sechziger Jahren sind dann freilich auch in Walbeck die Leute immer reicher und reicher geworden. Sie mochten sich aber nicht dafür schämen und verloren lieber den Glauben an das Himmelreich. Ja, vielleicht hat von allen nur Tante Agnes wirklich daran geglaubt, das heißt: ganz und gar danach gelebt. – Jedenfalls hat mich ihr Beispiel schon früh davon überzeugt, dass Vermögen, welches über ein gewisses Maß der Existenzsicherung hinaus geht, das wirkliche Glück nicht nur nicht befördert, sondern ihm direkt schadet.

Der Wechsel der Liturgie im Laufe des Kirchenjahres hatte keinen geringen Reiz für mich, etwa wenn zu Weihnachten die großen Tannenbäume neben dem Altar standen und der Chor das „Transeamus“ der Hirten mit dem „Glo-o-o-o-o-o-ria“ der Engel sang und Herr Pastor aus dem römischen Kalender las, wie zur Zeit des Kaisers Augustus, als Jesus geboren wurde, auf dem ganzen Erdkreis Frieden herrschte, wenn zu Ostern die große Osterkerze brannte und alle wie aus einem Munde begeistert sangen: „Das Grab ist leer, der Held erwacht!“ oder wenn zu Pfingsten zwei weiße und zwei rote breite Stoffbänder vom Gewölbe herunterhingen, dazu die wechselnden prächtigen Messgewänder, besonders die blutroten für die Märtyrerfeste.

Am merkwürdigsten erschien mir aber die Karfreitagsliturgie. Überhaupt war der Karfreitag immer ein höchst eigenartiger Tag. Es fiel mir auf, dass die wenigen Evangelischen ihn völlig anders begingen als wir Katholiken. Sie schienen ihn irgendwie für einen richtigen Feiertag zu halten, zogen sich dem entsprechend ganz sonntäglich an und schienen auch sonst guter Dinge zu sein. Ich fand das geradezu skandalös, weil es doch an diesem Tag weniger zu feiern gab als an sonst einem im Jahr. Man konnte doch nicht feiern, dass der liebe Herr Jesus so schrecklich zu Tode gefoltert worden war. Da musste ein Mißverständnis vorliegen. Die Katholiken verhielten sich ganz anders. Für sie war Karfreitag der strengste Fast- und Bußtag, an dem man sich darauf besann, dass man durch seine Sünden zu der Kreuzigungsmisere selber beigetragen hatte. Da gab es wahrhaftig nichts zu feiern. Man tat lieber Buße und arbeitete eifriger als sonst, was freilich um so leichter fiel, als der Freitag auch sonst normalerweise Putztag war.

Einmal kam es allerdings auch bei uns im Haus zu einer Differenz, nämlich als Opa am Karfreitag auf dem Hof Holz hackte. Tante Mia, da sie das hörte, lief bestürzt hinaus und rief: „Vater, was machst du?!“ Unter den Katholiken im Osten galt das Holzhacken als normale

Arbeit, die man auch am Karfreitag ausüben konnte; im Rheinland waren aber am Karfreitag alle Arbeiten, in denen irgendwie geklopft oder geschlagen wurde, streng untersagt; denn man wollte sich doch nicht mit den Kriegsknechten identifizieren, die Jesus geißelt und ans Kreuz genagelt hatten.

Die Liturgie in der Kirche begann zu ungewöhnlicher Zeit um drei Uhr nachmittags, von Sonnenaufgang gerechnet die neunte Stunde, in der Jesus gestorben war. Ungewöhnlich war auch, dass man keine Glocken hörte und selber auf die Zeit achten musste; denn die Glocken schwiegen seit Gründonnerstag vor Trauer und kamen erst am Ostermorgen mit vollem Geläut zurück. Auch in der Kirche läuteten die Messdiener weder mit der Sakristeiglocke, noch mit den Schellen; diese wurden durch eigenartige Holzklappern ersetzt, was einen fast unheimlichen Effekt machte. Insgesamt dauerte die Liturgie doppelt so lange wie ein feierliches Hochamt, obwohl es gar keine Eucharistiefeier gab. Allein das Verlesen der ganzen Passionsgeschichte mit verteilten Rollen brauchte seine Zeit, und dann die vielen Fürbitten, zwischen denen Pater Diederichs aus Steyl immer sang: „Flectamus genua“ und „Levate“. Zuletzt wurde sogar für die ungläubigen Juden gebetet, dass sie Christus endlich erkennen und ihrer Finsternis entrissen werden. – Gab es denn überhaupt noch Juden? Ich kannte nur die aus der Bibel. – Danach wurde das Kreuz, das die Fastenzeit über mit einem violetten Tuch zugedeckt war, feierlich enthüllt und verehrt. Der Vorgang irritierte mich. War denn für die Katholiken das Kreuz als solches auch verehrungswürdig wie für die Evangelischen? Es hingen ja auch überall Kreuze herum, aber ich dachte, mehr zur Mahnung als zur Verehrung. Und wenn gebetet wurde: „Wir danken dir Herr Jesus Christus; denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst“, so hätte ich viel lieber gesagt: ... denn dem schrecklichen Kreuz und aller Bosheit der Menschen zum Trotz hast du die Welt erlöst. – Ich wollte nicht um den Preis des Grauenhaften erlöst sein.

Von den regulären Messen, Andachten und Feiertagen abgesehen, spielte die Kirche auch bei allen Hochzeiten und Beerdigungen eine wesentliche Rolle. Diese waren nicht so privat wie heute. Zwischen Tod und Beerdigung beteten die Nachbarn an drei Tagen den schmerzhaften Rosenkranz mit den Worten: „... der für uns Blut geschwitzt hat...“ und so weiter; nach der Beerdigung gab es das Sechswochenamt und ein Jahr später noch das Jahresamt; in der Allerheiligenandacht am 1. November wurden alle in den letzten zwölf Monaten Verstorbenen der Gemeinde verlesen. Es gab sogar Gedenken, die über Jahrhunderte gingen. So betete Herr Pastor in den Bittgebeten vor der Wandlung jedes Mal für die Verstorbenen einer sonst längst vergessenen Adelsfamilie, nämlich die des spanischen Kapitäns Lambert de

Freneau, der im frühen 18. Jahrhundert Besitzer des Kaplanshofes an der Südseite der Kirche gewesen war und der Walbecker Kirche eine große Stiftung hinterlassen hatte, verbunden mit der Gegenleistung, „auf ewige Weltzeiten“ für ihn und seine Familie zu beten.

Da in unserer Nähe lange Zeit niemand starb, erinnere ich mich nur, als Kind lediglich an der Beerdigung von Oma Markt selber teilgenommen zu haben; damals war ich zehn Jahre alt. Oma war schon lange Zeit krank gewesen und sah schlecht aus, ließ sich aber sonst nichts anmerken, wie sie überhaupt nie über Schmerzen klagte und alles geduldig aushielt. Schließlich kam sie nach Kevelaer ins Krankenhaus und war 14 Tage später tot.

Die Nachricht von ihrem Tod lag schwer auf unserm Haus. Ich sehe noch, wie Papa ans Klavier ging und schweigend den Deckel zuklappte. Er spielte längere Zeit keine Note, was sonst nie vorkam. Mir war sehr beklommen zu Mute. Wir gingen alle zusammen in die Leichenhalle auf dem Friedhof, um Abschied zu nehmen, wie es hieß. Oma lag in dem offenen Sarg, der schön mit Kissen ausgestattet war, sie hatte ein weißes Totenhemd an. Obwohl sie im Gesicht und den Händen schon etwas bläulich angelaufen war, hat mich ihr Anblick nicht erschreckt, und ich ging wie die andern ganz nah heran. Sie strahlte Ruhe aus. (Nur die ineinander gefalteten Hände, in die ein Rosenkranz unnatürlich verschlungen war, hatten etwas Störendes.) Auch die anderen Toten, die ich später gesehen habe, machten mir keinen unangenehmen Eindruck, am wenigsten Tante Agnes. Ich glaube, ich bekam damals einen Eindruck davon, dass die Verdrängung und Bekämpfung des Todes, wie sie vor allem die Ärzte seit Hippokrates betreiben, inzwischen aber alle Welt, eine sehr einseitige Sache ist. Wenn der Tod das Schlimmste wäre, was einem zustoßen kann, dann wären wir alle Verdammte, weil wir sterben müssen. Viel schlimmer als der Tod ist ein miserables Leben.

Während der Totenmesse war in der Kirche ein schwarzer Katafalk aufgebaut, um den herum Kerzen brannten. Auch wurden andere Lieder gesungen als sonst. Eines davon war schon über tausend Jahre alt und hatte auch eine sehr altertümliche Melodie:

„Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfassen,  
 Wer ist's, der uns Hilfe bringt, daß wir Gnad erlangen?  
 Das bist Du, Herr, alleine.  
 Uns reuet unsre Missetat, die Dich, Herr, erzürnet hat.  
 Heiliger Herre Gott! Heiliger starker Gott!  
 Heiliger barmherziger Heiland! Du ewiger Gott!  
 Laß uns nicht versinken in des bitterm Todes Not!  
 Kyrie eleison!“

Nach der Messe gingen wir in einer Prozession über den Markt, die Hauptstraße und die Kevelaerer Straße zum Friedhof; wir drei Kinder schritten hinter den Messdienern und vor den Eltern und den andern Verwandten voraus; alle waren ganz schwarz angezogen und

sämtliche Männer hatten Zylinder auf. Später hab ich sogar noch einmal selber bei einer Beerdigung, auf der ich als Sargträger mitwirkte, den Zylinder meines Großvaters getragen. Während der Prozession wurde wieder der schmerzhafte Rosenkranz gebetet, laut von einem Vorbeter, dass der ganze lange Zug ihn hören konnte, wir anderen beteten leiser nach: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“

Auf dem Friedhof wurde der inzwischen geschlossene Sarg aus der Leichenhalle herausgefahren. Alle standen im Kreis herum und Herr Pastor sprach die vorgeschriebenen Gebete. Die sechs Sargträger fassten den Sarg mit weißen Handschuhen. Es waren Männer aus der Nachbarschaft, wie überhaupt eine Hauptfunktion der Nachbarschaften gewissermaßen in Sterbebündnissen bestand. An unserm Familiengrab wurde der Sarg mit zwei dicken Stricken heruntergelassen, während der Küster Gooren Hannes mit der Schola sang: „In paradisum deducant te angeli...“ Dann nahm Herr Pastor mit einem Schüppchen dreimal etwas Erde und warf sie hinunter auf den Sarg; dabei sprach er: „Staub bist du, und zum Staube kehrst du zurück. Der Herr aber wird dich auferwecken am Jüngsten Tage.“ Schließlich traten wir alle ans Grab und warfen ein Blumensträußchen hinunter auf den Sarg. Dann stellten sich die Familienmitglieder auf und alle übrigen zogen an uns vorbei, um zu condolieren.

Nach der Beerdigung ging ein großer Teil der Trauergesellschaft zu Lamers in die Gastwirtschaft. Einer der Nachbarn sagte traditionsgemäß: „Laßt uns beten für den aus unserer Mitte, der zuerst der Verstorbenen vor das Angesicht Gottes folgen wird.“ Und alle fielen ein: „Vater unser, der Du bist im Himmel...“ Danach setzte eine spürbare Entspannung ein, die man fast als Fröhlichkeit empfinden konnte. Es gab eine niederrheinische Kaffeetafel mit Weck und Brot, Aufschnitt, Kaffee und Kuchen.

## Feste

Hatten die Hochzeiten und Beerdigungen einen halbwegs privaten Charakter, so gab es andererseits etliche öffentliche Feste, in denen ebenfalls, auch wenn sie weitgehend außerhalb der Kirche stattfanden, das kirchliche und gesellschaftliche Leben des Dorfes eng ineinander verflochten waren. Zumal das Winterhalbjahr hatte den Vorzug der vielen Feste. Der wunderbare reine, stille Schnee allein, auf den ich mich im Herbst so freute, konnte ja die Vorzüge des Sommers nicht aufwiegen, zumal er bei uns gar nicht verlässlich fiel und liegen blieb.

Das Martinsfest kündigte sich nicht nur durch den Fall der Blätter an, sondern schon vorher durch die immer glutvolleren Sonnenuntergänge. Die Alten sagten dann zu uns Kindern: „St. Martin bäckt.“ Wir freuten uns aber nicht nur auf die schönen runden Stütts, die da im Himmel gebacken wurden, nicht nur auf die andern Sachen, die mit dem Stütt in der Tüte waren und die alle Kinder bis zu den kleinsten sowie alle alten Leute, die über 80 Jahre waren, am Ende in der Schule bekamen, sondern vor allem auf den Umzug, in dem wir mit unsern Laternen singend hinter St. Martin durch die Straßen des Dorfes her zogen: „St. Martin, St. Martin, St. Martin ist ein guter Mann, ...“ Nicht nur wir Kinder hatten Laternen; die Erwachsenen stellten auf den Fensterbänken überall bunte Lichtlein mit Kerzen auf, wie wenige Tage zuvor an Allerheiligen auf dem Friedhof. St. Martin selbst saß in vollem Ornat wie der Bischof von Münster mit Mitra und Krummstab hoch zu Ross und ritt zur Schule, auf deren Balkon er eine Ansprache an uns hielt, die nicht nur die Kinder bewegte. Danach machte die Freiwillige Feuerwehr ein Staunen erregendes Feuerwerk, und zwar aus dem Garten von Oma und Opa heraus, das heißt: von van de Venns Jüppke.

War St. Martin vorbei, konnte man sich auf St. Nikolaus freuen, worüber ich schon berichtet habe. Nikolaus war ein Fest, das am Niederrhein wie in Holland sehr wichtig genommen wurde und für die Kinder erst zu meiner Zeit von Weihnachten als Hauptgeschenkfest verdrängt wurde. Ich hatte das Glück, beides ausgiebig geniessen zu können. Ähnlich war es mit Geburtstag und Namenstag. Vor dem Krieg feierte man eigentlich nur den Namenstag, also die Feier seines Namenspatrons. Den Geburtstag zu feiern war nicht nur deshalb fragwürdig, weil man sich dabei selbst zu wichtig nahm; vielmehr hatte man von einer Feier ohne religiöse Grundlage gar keine rechte Vorstellung; man wäre sich irgendwie heidnisch vorgekommen. Als Alternative zum Namenstag kam der Geburtstag von daher nicht in Frage. Wohl aber kam man allmählich dazu, ihn zusätzlich zu feiern; und so war des Feierns oft kein Ende. Besonders fiel uns das bei Tante Mia auf. Sie hatte einen ziemlich großen Kreis von Freundinnen, die wir Kinder der Übersicht halber in Groß-, Halb- und Viertelfreundinnen einteilten. Mit letzteren gab es nur gelegentliche Treffen, während unter den Großfreundinnen ein wechselseitiges Namenstags- und Geburtstagsbündnis bestand. Zu den Großfreundinnen gehörte an erster Stelle Tante Trina von nebenan, sodann Lamers Bella aus der Gastwirtschaft „Zur Friedenseiche“, von uns Kindern auch Lamermutter genannt, die milde Cürvers Gunna von der Hauptstaße neben dem Haus, in dem Tante Frieda gewohnt hatte, und Dicks Angnies (eigentlich Agnes Leenen), die jüngste, die neben der evangelischen Kirche wohnte, schon 20 Jahre Kriegerwitwe war und es noch weitere 40 Jahre bleiben sollte. Früher gehörte noch eine von auswärts zugewanderte Frau Fumfei dazu, die bei Lamers

wohnte. Die inzwischen Verstorbene war die Exotin des Frauenkränzchens gewesen, und das nicht nur weil sie die übliche Propprigkeit nicht teilte und bei ihr die Spinnweben von der Decke hingen, wie Tante Mia bemerkte. Vielmehr war sie eine Wahrsagerin. Nach dem Krieg sollen die Leute bei Lamers auf der Treppe Schlange gestanden haben, um sich von ihr sagen zu lassen, wohin bestimmte im Krieg verschleppte Gegenstände gelangt sind; die Trefferquote soll sehr hoch gewesen sein. Papa erzählte von Frau Fumfei, wie er sich einmal im Krieg mit dem hölzernen Butterfass herumgequält habe – es lag später noch auf dem Speicher – ; der Rahm wollte sich auch nach einer halben Stunde noch nicht verbinden; da kam Frau Fumfei herein, sagte: „Junge, mach mal die Augen zu“, sprach etwas – und nach wenigen Schlägen war die Butter fertig. Nur die kleine Oma mochte Frau Fumfei nicht und nannte sie immer abfällig „die Bumfei“. – Die „Visiten“ der Großfreundinnen hatten etwas Exklusives. Außer Oma Markt durften wir anderen nicht daran teilnehmen, wenn die Damen aus ihren sich ständig vermehrenden Sammeltassen Kaffee tranken. Es wurde aber immer so reichlich eingekauft und gebacken, dass viel übrig blieb und wir uns hinterher auf der Küche daran gütlich tun konnten.

Was meinen eigenen Namenstag „Peter und Paul“ betrifft, so war er ein hoher kirchlicher Feiertag und wurde schon von daher wichtig genommen und selbstverständlich mit einer Messe begonnen, in der alle sangen:

„Laßt uns St. Peter rufen an,  
die Himmel er aufschließen kann;  
die Schlüssel sind ihm anvertraut;  
auf ihn ist Gottes Kirch' gebaut.“

Oder das Lied:

„Heut singt dem Herrn die Christenheit  
und preist ihn ob der Gütigkeit,  
die er ihr hat erwiesen,  
daß Petrus führt die ganze Herd  
und Paulus rings die Völker lehrt,  
zu Fürsten beid' erkiesen.“

Die Konkurrenz meines Namenspatrons mit dem hl. Paulus musste ich freilich in Kauf nehmen; sie hat mir auch später nicht behagt und den Blick geschärft, für all die unsympathischen Züge, von denen die paulinischen Briefe so voll sind.

Mein Geburtstag lag eigentlich recht günstig in der Mitte zwischen Weihnachten und Ostern. Allerdings fiel er oft schon in die Fastenzeit, und da kam keine rechte Feierstimmung

auf, auch wenn vor allem Mama sich darüber hinwegsetzte und mich beschenkte; in der Regel bekam ich sowohl etwas Nützliches zum Anziehen als auch etwas Schönes zum Spielen.

In den der Fastenzeit voraufgehenden Fastnachtstagen verkleideten wir uns gern, indem wir auf dem Speicher in alten Körben wühlten und uns das eine oder andere altmodische Kleidungsstück heraussuchten. Mama hatte auch immer was beizusteuern und bei unserm Friseur Thönes Karl, der in dem schmalen Haus gegenüber von Tante Frieda wohnte, kauften wir nach Möglichkeit Maske, Pritsche, Luftschlangen und Platzpatronen. Das Geld dafür erbettelten wir uns zum Teil an den Türen, wie alle Kinder zu Fastnacht taten, indem wir immer den Vers riefen:

„Fastelauwend kömt heraan, Kleenken op die Bösse,  
hier ne Gross on doer ne Gross on doer en Mettwoers tösse.“

Glücklicherweise gab es zu meiner Zeit tatsächlich in aller Regel Groschen und keine Mettwürste. Irgendwie war mir das Betteln immer unangenehm; und überhaupt war Fastnacht nicht mein Lieblingsfest. Dass meine Eltern sich auch verkleideten, wenn sie nach Lamers hinüber zum Fastnachtsball gingen, und andere Albernheiten machten, die Erwachsene normalerweise nicht machen – jedenfalls Mütter nicht –, fand ich zwar einerseits lustig, aber andererseits auch ein bisschen verunsichernd.

Übrigens konnte ich mich außer für Fastnacht auch nicht so recht für Zirkus begeistern. Von Zeit zu Zeit kamen kleine Wanderzirkusse nach Walbeck, die auf dem Schulhof ein paar Vorstellungen gaben. Ich ging zwar hin, fand auch die Clowns komisch und das mit den Hufen zählende Pony erstaunlich, aber irgendwie taten mir sowohl die Menschen wie die Tiere leid; sie machten mir unterschwellig einen armseligen Eindruck, so dass ich es – ganz anders als Papa – besser gefunden hätte, wenn es keinen Zirkus gäbe.

Und was Fastnacht betraf, hatte ich jedenfalls nichts dagegen, wenn mit dem Aschermittwoch die Normalität wieder einkehrte. Es gefiel mir auch, dass die Leute in der Kirche alle von Herrn Pastor oder Herrn Kaplan mit dem Daumen ein Kreuz aus Asche auf die Stirn gemalt bekamen und dabei gesagt wurde: „Gedenke, dass du Staub bist und zu Staub zurückkehren wirst.“

Wenig vorher gab es auch andere schöne Riten in der Kirche, etwa Maria Lichtmeß zum Ende der Weihnachtszeit, da alle Kerzen in den Händen trugen, oder St. Blasius. Dabei hielten die Geistlichen jedem Einzelnen zwei ineinander gewundene brennende Kerzen vor's Gesicht, legten die Hand dazwischen und sagten: „Auf die Fürsprache des hl. Blasius bewahre dich der Herr vor Krankheiten des Halses und allen anderen Krankheiten. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes.“, worauf man „Amen“ sagte. (Es fiel mir später in

evangelischen Gottesdiensten auf, dass die Pfarrer, wenn sie gebetet hatten, immer selber „Amen“ hinzufügten. Das kam mir ganz unsinnig vor; aber vielleicht taten sie es aus Not, weil die verstockte Gemeinde einfach nicht antworten wollte.)

Übrigens hat die Fürsprache des heiligen Blasius bei mir nicht sonderlich gefruchtet, da ich des öfteren unter Mandelentzündung litt und Dr. Ball in Kevelaer, der mir durch ein Loch in einer silbernen Scheibe in den Hals guckte, gleich der Meinung war, meine Mandeln müssten raus. Zuerst beruhigte ich mich selbst mit der Aussicht, mehrere Tage im Bett zubringen zu können, wo ich in Ruhe meine Bücher weiter lesen konnte, die ich zur Kommunion geschenkt bekommen hatte. Die Realität sah aber anders aus; ich musste alle meine Kraft zusammen nehmen. Im Kevelaerer Krankenhaus wurde ich an Händen und Füßen mit etlichen Bändern auf einen Operationsstuhl gefesselt, bekam eine fürchterliche Maulsperre in den Mund, die nur weiter auf, aber nicht mehr enger zu machen war, dazu eine Art Maulkorb vor die Nase. Darauf lagen klorophormgetränkte Tücher. Dann sollte ich langsam von 21 an zählen; ich kam nur bis 29 und hörte die Schwester von ferne sagen: „Herr Doktor, pfeifen sie mal, vielleicht reagiert er noch.“ Mit Mühe schob ich noch „Dreißig“ hinterher. Ich träumte, dass ich bei Oma Schulsteg vor der Tür stehe, aber nicht herein komme und eine scheussliche Tablette im Mund habe, die ich nicht ausspucken konnte. Als ich aufwachte, floss mir noch das Blut aus dem Mund in eine Gummikappe, die mir um den Hals gebunden war. Es ging mir miserabel, und ich hatte ein Blutgerinsel im Bauch. Auch nachdem ich es in der folgenden Nacht erbrochen hatte, blieb da noch Tage lang ein krampfhafter Brechreiz, weil mein Körper von dem Klorophorm ganz vergiftet war. Aus dem Lesevergnügen war nichts geworden.

Aber weg von diesen üblen Dingen! Ich muss doch noch von Weihnachten berichten. – Es lag an Mama, dass das Weihnachtsfest bei uns so aufgewertet wurde. Im Osten war dies schon früher so gewesen, und die Erinnerung daran gehörte zu ihren liebsten. (Von den vielen unangenehmen, vor allem der letzten Jahre in Rheda, sprach sie fast nie.) Die Weihnachtsstimmung wurde im dunklen Advent mit dem täglichen Öffnen der Fensterchen des Adventskalenders und dem Singen am Adventskranz vorbereitet. Auch im Kindergarten sangen wir immer das Lied „O komm, o komm Emanuel!“ Das Christkind hieß offenbar so.

Am Heiligen Abend stieg die Erwartung geradezu bis ins Unerträgliche. Nachmittags saßen wir Kinder auf der Küche von Oma Markt und Tante Mia und sangen ein Advents- und Weihnachtslied nach dem andern. Oft kamen, wenn es dunkel wurde, Oma und Opa Schulsteg dazu, sofern sie nicht bei einem ihrer anderen Kinder waren, und stimmten mit ein. Das Christkind wollte aber nicht kommen. Derweil schrubbten Mama und Papa unten die

Metzgerei, die noch bis weit in den Heiligen Abend hinein geöffnet hatte. Endlich, endlich hörten wir das kleine Glöckchen bimmeln, auf das wir schon stundenlang die Ohren gespitzt hatten. Wir gingen die Treppe hinunter, und Mama sagte: „Das Christkind ist gerade da gewesen.“ Und einmal geschah es, dass ich auf dem erwartungsvollen Weg durch den Laden ins Wohnzimmer das Christkind tatsächlich gesehen habe: durch das Milchglas der Ladentüre sah ich draussen ein Kind in langem Gewand mit blonden Haaren stehen, das eine Kerze in der Hand trug. Als ich aber hin lief und die Tür aufmachte, war nichts mehr zu sehen. Es war in einer Zeit, als ich schon angefangen hatte, an der Existenz des Christkinds zu zweifeln; jetzt aber glaubte ich wieder fest daran.

Der Anblick des geschmückten Weihnachtsbaums im umgeräumten Wohnzimmer war in seiner fast himmlischen Unalltäglichkeit überwältigend. Damals brannten am Baum noch echte Kerzen; es gab phantastisch geformte Kugeln in verschiedenen Farben, auch Glöckchen, silberne Vögel, eine prachtvolle Spitze und reichlich blitzendes Lametta. Unter dem Baum, der auf einem kleinen Tischchen stand, lagen die Geschenke, aber wir stürzten uns keineswegs gleich darauf, sondern waren ganz befangen. Papa saß am Klavier, und wir sangen ehrfürchtig mehrere Weihnachtslieder. Trotz unserer eigenen Ergriffenheit irritierte uns immer, dass Mama am Ende als einzige weinte. Dergleichen kam sonst im Verlauf des Jahres normalerweise nicht vor, aber zu Weihnachten musste man sich daran gewöhnen, auch Mama selbst.

Die erste Weihnacht, an die ich mich schwach erinnere, war noch ohne meine Schwestern. Ich sehe nur noch einen großen zauberhaften grünlichen Marzipanfrosch auf dem hohen schwarzen Klavier sitzen. Der Anblick hat sich bei mir mit einem ähnlichen grenzenlosen Glücksgefühl verbunden wie der wunderschöne Holzbaukasten, den ich wenig später zu Weihnachten geschenkt bekam. In der Nacht darauf träumte ich von den unterschiedlichen, auch farblichen Klötzen und Bögen so intensiv, dass ich der Meinung blieb, nie etwas Schöneres erlebt zu haben.

Ob ich meinen Teddybär auch zu Weihnachten geschenkt bekam oder zum Geburtstag, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde er schließlich mein Lieblingsspielzeug, ja ich sah ihn an wie ein Lebewesen. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber ich gab ihm den eigenartigen Namen „Meister Kluster“ und nahm ihn überall hin mit. Sogar wenn ich mit Papa auf seiner Bella fuhr und zwischen seinen Knien auf dem Blech stand, war Meister Kluster dabei. Einmal muss ich ihn dabei fallen gelassen und verloren haben. Ich war untröstlich. Am nächsten Tag kam aber eine Frau aus dem Sand in unser Geschäft und brachte mir den Wiedergefundenen zurück.

Eine der wenigen Katastrophen meiner Kindheit, die mir als solche bewusst sind, war der Tod von Meister Kluster. Ich war in die große Schule gekommen und hatte wohl eine Zeit lang nicht mehr mit dem Bären gespielt. Da kam Mama auf die Idee, ihn verschwinden zu lassen. Er sah auch in der Tat jämmerlich aus: das Fell war ganz abgewetzt und an den Beinen guckten schon die Drähte heraus. Mama verbrannte Meister Kluster kurzerhand in unserer Koksheizung im „Schlachthaus“ und glaubte wohl, der Verlust werde mir gar nicht auffallen. Als wenn ich es geahnt hätte, fragte ich gleich, als ich aus der Schule nach Hause kam, nach Meister Kluster. Ich ließ nicht locker, bis Mama alles zugab. Ich stürzte ins Schlachthaus, riss die Tür des Ofens auf; aber was ich unter heißen Tränen mit der langen Greifzange noch aus dem Inferno herausholen konnte, war nur das glühende Drahtgerippe meines lieben Bären. Ich verstand die Welt nicht mehr: dass Meister Kluster auf diese Weise zu Tode gekommen war und dass ausgerechnet Mama daran Schuld war. Mama war vorher und auch hinterher die Verlässlichkeit in Person und gewissermaßen für alle Angelegenheiten der Maßstab und der feste Punkt, sogar mehr als Oma Markt. Sie machte auf mich immer den Eindruck, zu wissen, wo es lang ging. In sich selbst mochte sie sich manchmal anders fühlen, aber für mich war sie die Orientierung selbst, auch weil sie bei Streitfragen so gut wie immer Recht behielt, ohne rechthaberisch zu sein. Ihre Klugheit schützte sie davor, etwas zu behaupten, was sie nicht genau wußte; Papa war in diesen wie in andern Dingen viel leichtsinniger. – Und nun dieser Missgriff; so etwas ist im Stande, den Glauben an die Weltordnung zu unterminieren.

Meister Kluster war natürlich nicht zu ersetzen. Ich versuchte mich aber zu trösten, indem ich während der nächsten Kirmes einen neuen, allerdings hellblauen Teddy aus der Losbude gewann. Auch dieser Bär, dem ich keinen Namen mehr geben wollte, wurde ein Opfer der Flammen, da ich ihn einmal unvorsichtigerweise direkt neben unsern brennenden Gasherd legte. Die Flamme schlug hoch auf, und im Nu war alles vorüber.

Um mich endlich zu trösten, brachte mir Nelly Sero, eine unserer Haushaltshilfen, ihren eigenen Teddybär mit. Das war ein ganz anderer großer altmodischer Bär, der einem geradezu Respekt abforderte, weil er so streng guckte und ein sehr kurzes Fell von braunem Filz hatte. Wenn ich auch nicht mehr so ein herzliches Verhältnis zu ihm hatte wie zu Meister Kluster, hielt ich ihn doch in Ehren und ließ ihm von Tante Agnes eine rote Hose und eine ebensolche Weste schneiden. Die Kanten besetzte Tante Agnes sogar mir schwarzem Samt. Und diese Kleidung trägt er noch heute.

Tante Nelly nahm mich auch manchmal mit zu sich nach Hause. Sie wohnte in der Siedlung an der Südseite des Dorfes in einem der Häuser, die alle fast gleich aussahen, aber

recht gemütlich waren, zusammen mit ihrer Schwester Tante Anna, mit der sie oft Arm in Arm durchs Dorf ging, und der alten Frau Sero. Während die Töchter eher weiche, gemütvolle Menschen waren, hatte die alte, immer schwarz gekleidete Frau Sero mit ihrem markanten, herrischen Gesicht etwas von einem „Sabel“, wie man sagte. Vielleicht war die kleine Oma ein bisschen ähnlich gewesen, aber bestimmt lustiger. Frau Sero hatte ihren Töchtern – ob mit oder ohne Worte – schlicht untersagt zu heiraten, damit immer jemand für sie da war. Tante Anna war wie meine Großtanten Schneiderin, hatte sich aber an eine auswärtige Firma verkauft und musste jetzt Kleider im Akkord schneiden, was trotz ihrer elektrischen Nähmaschine eine Plage war, unter der sie stöhnte.

Das Schönste bei Seros war die Kollektion von Bügeleisen, die auf dem Ofen standen und offensichtlich alle noch in Gebrauch waren. Da gab es ein kleines Bügeleisen, dessen massiven Unterteil man aus dem Griff ausklinken und ins Feuer legen konnte, dann ein ganz hohes schwarzes Bügeleisen mit einem Türchen, durch das man glühende Kohlen einführen konnte, dann ein neueres einfaches Strom- und ein hochmodernes Dampfbügeleisen. Im verglasten Wohnzimmerschrank standen weitere schöne Sachen, und Tante Nelly schenkte mir davon noch eine kleine Porzellanbüste, die den alten Fritz mit Dreispitz darstellte.

Aber ich bin wieder viel zu weit abgeschweift, wollte doch noch von den Festen des Sommerhalbjahres erzählen. Auch sie waren mehr oder weniger kirchlich geprägt oder hatten zumindest etwas mit der Kirche zu tun, auch wenn sich viel mehr draussen abspielte. Da gab es vor allem die Prozessionen. Es fing an mit der Palmweihe am Sonntag vor Ostern. Die Pälmkes wurden nämlich nicht in oder vor der Kirche geweiht, sondern am Josephskapellchen, das kurz vor dem nördlichen Dorfrand Richtung Brocksteg stand. Darin gab es eine Figur des hl. Joseph, den die Leute in der Nachbarschaft mit Blumen versorgten. Die ganze Gemeinde zog also mit ihren mehr oder weniger großen Sträußen von Buchsbaum – je nachdem, wie viele Zimmer man zu versorgen hatte – nach dem Hochamt über den Markt und die Papphuk bis zum Josephskapellchen, natürlich in Reih und Glied, und sang vom Musikverein begleitet:

„Sion, singe Jubelsalmen,  
sieh, dein König naht heran,  
eil entgegen ihm mit Palmen,  
streu ihm Blumen auf die Bahn...“

Vorweg gingen Fahnenträger und Messdiener; in der Mitte aber schritt würdig Herr Pastor im Messgewand. Die Messdiener trugen Weihrauch, Räucherfass und Weihwasser. Am Josephskapellchen wurde zuerst zu Ende gesungen:

„... Ehr und Preis ihm in der Höhe,  
hochgelobt sei Davids Sohn!  
Ehr und Preis ihm in der Höhe,  
fest auf ewig steht sein Thron!“

Dann sang Herr Pastor die vorgeschriebenen lateinischen Gebete und ging durch die Reihen, indem er den goldenen Weihwassersprenger in das Becken tauchte und nach allen Seiten damit herumspritzte. Wir hielten unsere Palmsträuße möglichst hoch, damit wir auch einen Spritzer abbekamen, auch wenn es hieß, darauf komme es nicht an. Sicher ist sicher.

Die nächsten Prozessionen gab es an den Bitttagen Anfang Mai. Sie waren weniger aufwendig, schon weil sie an Werktagen stattfanden. Da zogen wir an drei Tagen nach der Frühmesse mit Herrn Pastor und den Messdienern vor das Dorf in die Felder, jeweils bis zu einem bestimmten Hagelkreuz, wo für ein gutes Gedeihen der Saat gebetet wurde.

Der Höhepunkt war dann Fronleichnam nach Pfingsten. Da wurde der Herr Jesus, der das ganze Jahr über im goldenen Tabernakel gefangen saß, selbst draußen herum getragen, und zwar in der schönen goldenen Monstranz, die Herr Pastor in seinem prachtvollen Messgewand unter dem Baldachim, der von vier Messdienern getragen wurde, ehrfürchtig vor sich her trug und unentwegt anschaute. Alle Straßen, durch die wir zogen, waren mit Blumen bestreut.

Wir hatten noch einen zweiten Garten hinter der Schule, wo es allerhand Obstbäume und Blumen gab. Dorthin ging ich gern mit Tante Mia, um Obst zu ernten, zu schuffeln und zu harken. Am Tag vor Fronleichnam aber pflückten wir Blumen, nicht wie sonst, indem wir die Rispen abbrachen, sondern indem wir gleich die Blüten in Körbe abstreiften. - Für den Herrgott sollte nichts zu schade sein.

Bei der Prozession liefen immer alle in zwei Reihen, auch die Messdiener, an den in die Straßenmitte gestreuten Blumen vorbei; allein Herr Pastor durfte mit der Monstranz über die Blumen gehen. Der Schmuck des Dorfes beschränkte sich aber keineswegs auf die Prozession selbst, nicht auf die Schützenbruderschaften mit ihren Fahnen und nicht auf den Musikverein, der die Lieder begleitete. Vielmehr gaben sämtliche Häuser zu beiden Seiten der Straßen, durch die wir zogen, ihr Bestes. Normalerweise hatte jede Häuserfront über der Haustüre einen Fahnenhalter. Wir hatten sogar einen besonders schönen, der mit eisernen Blättern verziert war. Da hinein wurde eine große Fahne aus weißem und gelbem Tuch gesteckt;

außerdem zwei kleine Fähnchen, weiß-gelb und weiß-rot in die kleinen Halterungen, die an den Linden angebracht waren. Ähnlich machten es alle. Notfalls wurden die Fahnen in Ermangelung eines Halters aus den Fenstern heraus geschoben. Doch damit nicht genug! In einem Fenster oder in der Haustüre errichtete man einen Altar. Diese Hausaltäre bestanden meist aus mehreren Stufen, die mit feinem Tuch verkleidet waren. Oben stand ein Kreuz, ein Bild oder auch eine Herz-Jesu-Figur aus Gips mit einem außen liegenden Herzen, das von Dornen umrankt war. Auf den anderen Stufen standen Kerzenständer und Blumen.

Bei uns zu Hause wurde zu Fronleichnam immer das Schaufenster der Metzgerei ausgeräumt und mit Nelken und Kerzen dekoriert. Und dann wurde das große Abendmahlsbild aus der Najkamer herunter geholt und an zwei Fleischerhaken ins Schaufenster gehängt. Unser Altar war vergleichsweise nüchtern. Woanders ging es meist bunter zu. Wir Kinder hatten das größte Vergnügen daran, schon vor der Messe, wenn noch alles im Aufbau war, durch die Straßen zu springen – nur nicht auf die Blumen treten! – und alle Altäre zu begutachten, welcher wohl der schönste sei. Manchmal gab es auch komische Situationen. So passierte es Tante Leni bei Erkens gegenüber, dass ihr beim Aufbau des Hausaltares die große Vase mit den Gladiolen drin umkippte. Die Vase brach auseinander und das Wasser floss über die Altartücher. Tante Leni ließ sich aber nicht beirren, drehte die heile Seite der Vase nach vorn und stellte die Blumen trocken wieder hinein; sie mussten ja auch nur ein paar Stunden halten.

Am meisten Aufmerksamkeit wurde aber nicht einmal den Hausaltären gerwidmet, sondern den vier großen Hauptaltären, an denen die Prozession jeweils anhielt und Herr Pastor besondere Gebete sprach. Unsere ganze Nachbarschaft gehörte zur Altargemeinschaft Markt, die den letzten Hauptaltar vor dem Haus von Fleuren zu besorgen hatte. Es gab da einen blockartigen hölzernen Altartisch mit Aufsatz und Kreuz, dazu ein mehrstufiges großes Podest und eine hohe Rückwand aus Latten und Draht. Diese Rückwand musste ganz und gar mit Fichtenzweigen durchwirkt werden. Das allein war eine größere Aktion. Zwei Abende vor Fronleichnam trafen sich die Männer der Altargemeinschaft und fuhren mit einem Trekker und Anhänger in den Wald, um Tacks zu holen. Ich durfte einmal als Junge mitfahren. Im Wald in der Nähe des Schlosses trafen wir auf Herrn Klein-Walbeck, der eine Machete in der Hand hatte und einen Baum bezeichnete, der gefällt werden sollte. Die Fichte wurde gefällt, nicht wie sonst, des Stammes wegen, sondern wegen der Äste, der Täck. Der Tacks wurde verladen und man fuhr fröhlich ins Dorf zurück, wo am nächsten Tag das Verflechten besorgt wurde.

Am Vorabend des Festes ging es dann an den Aufbau des Altares. Da am Markt selbst kein Schreiner ansässig war, kam Liesen Paul aus der Papphuk hinzu und leitete den Zusammenbau des Altars, dessen signierte Einzelteile von Kaysers Heuboden herunter geholt wurden. Am nächsten Morgen war die Geschäftigkeit groß, weil die Nachbarsfrauen nicht nur ihre Hausaltäre, sondern auch den Hauptaltar zu dekorieren hatten. Wenn ich mich recht erinnere, war es Tante Kaysers, die das Altartuch aufbewahrte und jetzt frisch gewaschen und gestärkt auf dem Altar ausbreitete. Tante Mia war für die Nelkenvasen zuständig, noch jemand anderes für die Kerzen, Mikes Män und Tante Gina holten den roten Läufer hervor, über den Herr Pastor zum Altar hochschreiten sollte. Und zuletzt kam Tante Anna mit dem wunderschönen Kniebänkchen, das mit rubinrotem Samt bezogen war und direkt vor den Altar gestellt wurde, wo Herr Pastor knien sollte.

Soweit war alles fertig. Wir konnten ins feierliche Hochamt gehen und dann endlich die Prozession miterleben. Dabei wurden viele Lieder gesungen, auch lateinische wie „Tantum ergo Sacramentum“ oder:

„Kommt her, ihr Kreaturen all,  
kommt, was erschaffen ist,  
kommt her, und sehet allzumal,  
was hier zugegen ist!  
Dies ist das heilige Sakrament,  
das sollt ihr loben bis ans End.  
O daß ich's loben könnt,  
allzeit bis an mein End!“

Einmal gab es ein außerordentliches Prozessionsereignis, als nämlich der Bischof von Münster höchstpersönlich zur Firmung kam, die nur einen Monat nach meiner Kommunion stattfand. So etwas widerfuhr den Gemeinden in seinem großen Bistum nur relativ selten, besonders am entlegenen Niederrhein. Bischof Michael war einige Tage zuvor schon nach Kevelaer gereist, und unser Herr Pastor hatte ausgerechnet Papa ausersehen, ihn dort mit unserm neuen Auto abzuholen. Warum er gerade Papa diese Ehre antat, weiß ich nicht, vielleicht weil der bei seinem Amtsvorgänger de Cleur Obermessdiener gewesen war. – Es ging natürlich nicht, dass Papa einfach nach Kevelaer fuhr und den Bischof dort im Priesterhaus bei der großen Basilika einlud, sondern er musste zuerst zu Herrn Pastor kommen und sich im einzelnen unterrichten lassen, wie er sich zu verhalten und was er zu sagen habe. Papa war etwas angespannt, doch es lief alles prima, als er den Bischof am Abend vor der Firmung abholte.

Nun brachte er ihn aber nicht direkt zur Pastorat, sondern nur bis zum Friedhof an der Kevelaerer Straße, damit er von dort durchs Dorf bis zur Kirche einziehen konnte. Fast alle

dreitausend Dörfler, bis auf die Kleinkinder und die Schwerkranken, waren auf den Beinen und säumten die Straßen, durch die Bischof Michael in schönstem Ornat mit Mitra und Krummstab unter dem Gesang der Gläubigen einzog, sich ihnen unentwegt von rechts nach links zuwandte und sie mit seiner weiß behandschuhten Rechten segnete. Überall aber, wo er vorüberging, fielen die Leute sogleich auf die Kniee und bekreuzigten sich, und ich natürlich auch.

Als der Bischof am Friedhof ausgestiegen war, muss er wohl seinen Mantel bei Papa im Auto zurückgelassen haben. Jedenfalls lag der am Abend bei uns auf der Küchenbank und wurde von allen ehrfürchtig angeschaut, besonders von Tante Mia. Später brachte Papa ihn zur Pastorat.

An die Firmung am andern Tag erinnere ich mich nur schwach. Meine Eltern hatten unsern Nachbarn Theo Ingenerf gefragt, ob er nicht Firmpate sein wolle. Theo ging in der Kirche hinter mir her und legte mir die Hand auf die Schulter, während wir in langer Reihe bis zum Bischof am Altar vorrückten. Wir hatten gelernt, dass man bei der Firmung vom Bischof einen „Backenstreich“ bekomme; es war aber alles andere als eine Ohrfeige. Vielmehr ging es ganz würdig und freundlich zu; Herr Pastor sah ungewöhnlich zufrieden und stolz aus, und der Messdiener, der den Krummstab festhielt, ebenso.

Eigenartigerweise habe ich mich trotz solcher eindrucksvoller Erlebnisse hinterher hartnäckig geweigert, selber Messdiener zu werden, so oft auch Herr Kaplan mich nach dem Religionsunterricht dazu überreden wollte. Es wäre sehr bequem für ihn gewesen, für den Fall dass mal bei einer Messe ein Messdiener unerwartet ausfiele, denn ich wohnte nah bei der Kirche, – und unbequem für mich. Aber ich glaube, es war noch etwas anderes als Bequemlichkeit, was mich so halsstarrig sein ließ: ich wollte nicht vereinnahmt werden. Und es gibt wohl schwerlich etwas Vereinnahmenderes in der Welt als eine Kirche, erst recht aber wenn es die „allumfassende“ ist.

## Kirmes

Ein Ereignis im dörflichen Jahreszyklus war aber unbestreitbar das größte und wichtigste, wichtiger als Weihnachten und Ostern und sogar Fronleichnam. Es war die Kirmes, die immer vom ersten Sonntag im Oktober bis zum Donnerstag danach gefeiert wurde.

Früher hatte es in Walbeck drei mal im Jahr Kirmes gegeben, doch zwei wurden Ende des 19. Jahrhunderts auf staatliche Anordnung beseitigt. Natürlich war die Dorfbevölkerung

entschieden dagegen und feierte wenigstens die Luzia-Kirmes im Dezember trotzig weiter. Doch dann passierte es, wie die kleine Oma erzählte, dass bei einem Unwetter das Festzelt zusammenbrach; man sah das als ein Gottesurteil an und beschränkte sich fortan auf die Oktober-Kirmes. Die sollte dann aber um so ausgiebiger gefeiert werden.

Nun könnte man denken, so eine Kirmes sei doch nichts weiter als ein bloßer Jahrmarkt oder Rummel mit Buden; aber am Niederrhein und gerade in Walbeck war das anders. Auch die Kirmes war selbstverständlich im weitesten Sinne eine kirchliche Veranstaltung, nicht nur weil es sich dabei eigentlich um das Kirchweihfest handelte, sondern vor allem weil die kirchlich organisierten Schützenbruderschaften dabei eine Hauptrolle spielten.

Die Kirmes warf ihre Schatten weit ins Jahr voraus. Spätestens nach der Spargelzeit, die immer mit dem Fest Johannes des Täufers am 24. Juni endete, lebte und sparte das Dorf auf die Kirmes zu. Ein besonderes Zwischenereignis war dabei das Vogelschießen im Sommer, das von den beiden Schützenbruderschaften abwechselnd veranstaltet wurde. Genauer gesagt: Die vereinigte St. Antonius und St. Sebastianus-Bruderschaft mit den verheirateten Männern schoss nur alle vier Jahre den Vogel ab, die Aloysius-Bruderschaft mit den Jungmännern dazwischen alle zwei Jahre, so dass jedes vierte Jahr eine Kirmes ohne Schützenfest stattfand.

Dem Vogelschießen ging eine gemeinsame Andacht der Schützen in der Kirche voraus. Normalerweise hatten wir Kinder am Sonntag Nachmittag wenig Lust, noch einmal in die Kirche zur Andacht zu gehen, vor allem weil gerade um halb drei oft die schönsten Kindersendungen im Fernseh zu sehen waren. Unüberftrefflich war für mich die Augsburger Puppenkiste und darin besonders die Geschichten von der Muminfamilie mit ihren dicken gemütlichen Schnauzen. Unsere Eltern schliefen selbst und legten eigentlich keinen Wert auf unseren zweiten Kirchgang, aber Oma und vor allem Tante Mia machten uns und ihnen Druck. Wir konnten nur hoffen, dass um drei Uhr auf dem Sportplatz am Waldrand ein Fußballspiel mit dem SV Walbeck 1913 stattfand, dann beeilte sich Herr Pastor nämlich mit der Andacht, damit er rechtzeitig dorthin kam. Eigentlich sah er ganz und gar unsportlich aus, aber das Zugucken schien ihm zu gefallen, was ja eigenartigerweise auch bei vielen anderen Menschen so ist.

Wenn aber das Vogelschießen anstand, ging ich gerne zur Andacht. Die Kirche war dann voll von bunten Uniformen und Fahnen; am schönsten war aber das leise Klappern des Königssilbers während der heiligen Handlungen. Besonders der König der Aloysius-Bruderschaft, die erst 1737 gegründet worden war, war über und über mit gravierten Silberplatten behängt, die mit kleinen Ketten verbunden waren.

Nach der Andacht ging es zur Gastwirtschaft „Heideblümchen“, die im Sand ein paar hundert Meter hinter Onkel Franz' Haus und ebenso weit von der holländischen Grenze entfernt lag. Dort war auf der Wiese ein Mast aufgerichtet, auf dem ein Vogel saß; er bestand aus einer Zigarrenkiste, an die ein hölzerner Kopf, Schwanz und Flügel befestigt waren. Den ersten Ehenschuss hatte immer Herr Pastor abzugeben, der so ganz und gar nichts Treffsicheres ausstrahlte. Gefahr, das er selber den Vogel mit einem Schuss herunterhole, bestand praktisch schon deshalb nicht, weil der Vogel fest angezimmert war und nur nach und nach in Stücke geschossen werden konnte. Das mochte sich durchaus über Stunden hinziehen. König wurde der, der das letzte Stück herunterschoss, Minister, die beiden Schützen, die die größten Teile abschossen.

Nun war das siegreiche Schießen freilich eine zweischneidige Sache. Denn auf den neuen König und seine Familie kamen immense finanzielle und andere Belastungen zu, so dass manchmal Familienmitglieder, insbesondere Mütter oder Ehefrauen, in das Geschehen heimlich einzugreifen und das Königtum zu unterbinden versuchten. Da aber während des Schießens immerzu ordentlich getrunken wurde, war manchmal alle vorgenommene Zurückhaltung vergessen. Und wenn der Vogel einmal abgeschossen war, gab es kein Zurück mehr. Noch am Abend des Vogelschießens nahm der neu ermittelte König am Heideblümchen die Parade ab. Dabei wurde vom Musikverein und vom Trommlercorps immer der Marsch gespielt „Seht, da kommt der König“, bei dem mir regelmäßig Schauer des Entzückens über den Rücken liefen.

Die nachfolgenden Wochen bis zur Kirmes gingen damit hin, dass der König und die beiden Minister sich nach einer Königin bzw. nach Hofdamen umsahen. Bei den Sebastianern waren das in der Regel die Ehefrauen, aber offenbar nicht immer. Ich erinnere mich nämlich an ein Foto von 1928, auf dem der alte dicke Lamers, der Vater von Lamers Hein, Schützenkönig war – damals als „der schwerste König der Welt“ bekannt –, mein Großvater aber einer der Minister; und seine Hofdame war nicht Oma Markt, sondern Tante Mia. Ich glaube, Oma hatte sich geweigert, das Theater mitzumachen.

Viel spannender waren die Jahre, in denen die Aloysius-Bruderschaft den König stellte. Über die Wahl der Königin und der Hofdamen wurde, besonders von den Frauen, viel getuschelt, denn sie wurde einer Verlobung gleich gestellt. Und dann die Kleider! Die Männer hatten ja ihre immer gleichen Uniformen, so dass man nur mit den Kleidern der Frauen den früheren Hofstaat überbieten konnte. Schon Wochen vor der Kirmes wussten alle Frauen im Dorf, wie die Kleider aussehen würden.

Kurz vor der Kirmes entstand allenthalben eine fiebrige Geschäftigkeit, auch bei uns Kindern. Ich überlegte mir, ob ich nicht auch selber eine Bude aufmachen könne. Neben dem Schloß am Waldrand gab es eine alte Allee von Eßkastanien, die wie kleine Igel aussahen. Davon sammelte ich mit meinen Schulkameraden eine Menge und zerschlug die Igel mit einem riesigen runden Schöpflöffel, den Papa in der Wurstküche gebrauchte. Ich hatte gehört, dass man Kastanien rösten und so zum Essen anbieten könne. Leider stellte sich ein paar Tage vor der Kirmes heraus, dass unsere im Schuppen aufbewahrten Kastanien inzwischen ganz von glasigen Würmern durchfressen waren, so dass aus unserm Stand nichts wurde.

Meine Idee ist aber trotzdem produktiv geblieben und im nächsten Sommer veranstaltete ich in unserm Garten mit meinen Schwestern und ein paar anderen Kindern eine Kinderkirmes, auf der ich selbst gleichzeitig drei Stände bediente: einen „Hau den Lukas!“, wo man mit möglichst wenigen Schlägen einen Nagel in einen Balken schlagen musste, eine Losbude, für die ich auf kleinen Zettelchen Lose ausschrieb und in der ich allen möglichen Krimskrams anbot – der Hauptgewinn waren zwei Pfund Spargel, den die Mutter meines Freundes Ernst stiftete – und ein Schnurtelefon mit Kondensmilchbüchsen, das zwischen meinen beiden Buden gespannt war. Außer etlichen Kindern kamen auch ein paar Erwachsene – ich erinnere mich an die Ingenerfs Mädchen –, um bei uns einzukaufen. Trotz meiner Begeisterung für die eigene Kirmes gab es für mich keinen Zweifel, dass das alles nichts sei im Vergleich mit der richtigen Kirmes.

Da die Schausteller jedes Jahr wiederkamen, kannten wir sie natürlich gut. Direkt vor unserm Haus stand die Eisdiele der alten Frau Voss, in einem Wagen auf Hartgummirädern, dahinter im Schatten unter unsern beiden Linden eine große Kiste mit Eisblöcken. Den Platz vor unserer Einfahrt und vor Ingenerfs nahm das große Karussell ein, das von der jüngeren Voss-Familie bewirtschaftet wurde. Anfangs wurde es noch von kleinen Ponys gezogen, die im Stall bei Claesses Mutter übernachteten. Es war spannend, den Aufbau des Karussells zu verfolgen, der schon deshalb nicht einfach war, weil der Boden auf dem Stuck und dem Markt uneben war und mit allerhand Klötzen ausgeglichen werden musste. Am Schluss wurde im Zentrum des Karussells eine prächtige Spiegelkugel aufgehängt und alles ringsum mit einer Plane verschlossen. Da unser Torweg eine Woche lang durch das Karussell blockiert war, bekamen wir als Ausgleich eine stattliche Anzahl Freikarten.

Der ganze Markt war mit Buden dicht zugestellt. Da gab es eine Los-Bude, eine Lecker-Bude, eine quadratische Ping-pong-Bude, eine Wurf-Bude, für die Erwachsenen mehrere Schießbuden, eine Schiffschaukel, die bis hoch unter die Friedenseiche ausschlug, und eine Fisch-Bude bei Tante Ricka vor der Tür, weil der Markt nicht alle Buden fasste. Meine

Lieblingsbude war aber der Billige Jakob, der immer vor Fleuren stand. Hier gab es die schönsten Spielzeuge, zum Beispiel eine Blechtrommel oder eine kleine Peitsche mit Lederriemen, vor allem aber die wunderbaren Seifenblasen, mit denen ich mich stundenlang vergnügen konnte. Feil geboten wurde das alles vom billigen Jakob selbst, einem älteren Mann mit Hut, der immer lustige Sprüche auf den Lippen hatte und aus Veert kam.

Was übrigens die Wurf-Bude betraf, so musste man dort mit einem aus Lumpen zusammengenähten Ball auf Blechbüchsen werfen und bekam dann irgendeine Rose aus Plastik oder dergleichen. Ich bedauerte, dass es nicht mehr so war wie zu Papas Kindheit. Wenn man damals alle Büchsen getroffen hatte, bediente der Schausteller, ein gewisser Herr Schneiders aus Geldern, einen Hebel, – und gleich sprang ein Püppchen in die Höhe, das im Hemd in einem Bettchen lag. Dabei rief der Kerl jedesmal: "O wie nett! Gritt springt aus'm Bett in de Hemdsklepp." Das wäre doch noch lustig gewesen.

Was nun aber die Schützen betraf, so traten sie für uns Kinder erst am Kirmes-Dienstag wieder in Erscheinung, dem Höhepunkt der Kirmes. Es begann damit, dass der Major, zu meiner Zeit immer Weghaus Ben, mehrere Ehrengarden abkommandierte, um die Majestäten in feierlichem Geleit abzuholen. Sodann formierte sich der Zug und holte am Bürgermeisteramt den Bürgermeister Fleurkens und den Amtsdirektor Erkens und von der Treppe vor der Kirche den Herrn Pastor ab, die zu dritt in einer offenen schwarzen Kutsche Platz nahmen, von der sie wohlwollend herunter grüßten. Zuvor aber hielt der Major in seiner prächtigen Montur mit dem runden Hut vom Pferd aus jeweils eine laute Begrüßungsrede. Weghaus Ben war ein kräftiger Kerl mit klotzigem Kopf und machte seine Sache sehr gut, wie ich fand. Er war Bauer auf Coolshof, der nach Osten vor dem Walbecker Hügel lag und mit 300 Morgen Land der größte Walbecker Hof war; hunderte Gänse bevölkerten die Wiesen um seinen Hof. Er sprach immer mit großer Sicherheit, Begeisterung und Würde. Ich fragte mich bei seinem Anblick, ob er nicht selbst einmal König werden wolle. Tatsächlich war es dies, was ihm noch zu seinem Glück fehlte. Als er den Vogel abgeschossen hatte, kam es zu einem der großartigsten und spendabelsten Schützenfeste, die es je in Walbeck gegeben hat. Ben wußte vor Begeisterung über sich selbst nicht, wohin mit sich; und als er mit seinem Hofstaat und allen Schützen Kirmes Dienstag beim Festgelage war, rief er ihnen zu: "Ek! - Ek ben enne Meenz, däen paaßt in'e Wäelt!!" – Später, später als alles anders wurde, starb seine Frau und Ben ging mit seinem großen Hof bankrott; er starb verarmt und vereinsamt in einem Mietshaus hinter der Papphuk. Kein Walbecker, der ihn als Major oder König sah, hätte so etwas voraus gesehen.

Der Schützenzug setzte sich aus verschiedenen Abteilungen zusammen: vorweg die ganz in Weiß gekleideten Fahnenträger, dann die Mitgliedern beider Vereine, die alle einen wie ein Gewehr über die Schulter gelegten Spazierstock trugen, auf dessen Ende ein Sträusschen gebunden war, dazu die grün uniformierten Offiziere mit rot-weißen Fahnenhelmen auf dem Kopf, der Musikverein 1877, das neue Trommlercorps mit den durchdringenden Querpfeifen, die Kutsche mit den Honoratioren, schließlich die Majestäten selbst. Wenn sie würdig vorüberschritten und huldvoll nach allen Seiten grüßten – nicht viel anders als der Bischof von Münster – hielten alle erregt die Luft an, auch wenn sie sich nicht bekreuzigten. Ja, das eigentümliche Hochgefühl, das alle Beteiligten ergriff – das wurde mir schon als Kind bewußt –, lag darin, dass hier nicht einfach ein Spiel inszeniert wurde, sondern dass alle die Sache in einem schwer zu definierenden Grade ernst nahmen. Von außen betrachtet hätte man die Männer mit ihren geschulterten verzierten Spazierstöcken höchst lächerlich finden können. Aber wie ihre enthusiastischen Gesichter verrieten, sahen sie sich selbst keineswegs so, und die Menschen, die sie an den Straßen entlang umdrängten, auch nicht. Man hätte geradezu wie Rilke am Beginn des ersten Weltkriegs in Versuchung fallen können auszurufen: „Heil mir, daß ich Begeisterte sehe!“ (Vielleicht war es das, was Papa an der ganzen Sache so missfiel. Er war früher notgedrungen in der St. Aloysius-Bruderschaft gewesen, nach seiner zeitigen Heirat aber nicht bei den Sebastianern eingetreten. Eigentlich war er ja für alle möglichen Späße zu haben; aber er mochte offenbar nicht, wenn man ohne Selbstironie den Spaß ernst nahm. – Uns Kindern ging es damals natürlich ganz anders, und wir ließen uns mitreißen.)

Die einzige komische Ausnahme im Schützenzug bildeten die drei Soldaten vom Pflasterkasten, die den Zug abschlossen. Sie hatten wohl eine ähnliche Funktion wie die Komödie, die der Theaterverein immer im Anschluss an die ernste Tragödie gab. Tatsächlich waren sie sehr entkrampft, machten allerhand Gags, besonders der kleine, immer komische Kisters Hermann, der eine Zeit lang Wirt im „Heideblümchen“ war; und die Leute lachten. Die drei waren nicht so romantisch uniformiert wie die anderen Schützen, sondern preußisch mit Pickelhaube, und der große hölzerne Pflasterkasten, den der mittlere wie einen Tornister trug, war schwarz-weiß-rot gestreift. Darin steckte ein Stück traditionelle Staatsverspottung.

Nachdem der Zug durch's ganze Dorf gezogen war, kehrte er auf den Markt zurück, wo sich die Majestäten vor dem Haus von Fleuren in breiter Front aufstellten: das Königspaar in der Mitte, die Minister mit den Hofdamen rechts und links, gegenüber die Honoratioren. Die Schützen drängten die Menge im weiten Rund auseinander, und nun kam die Huldigung durch die Fahenschwenker. Unter den sanften Klängen des Musikvereins schwenkten zwei Fahnenträger ihre Fahnen, auf denen die heiligen Patrone abgebildet waren, eine geraume Zeit

um ihre Handgelenke, Fesseln und Taillen oder warfen sie auch mal in die Luft; der König nickte huldvoll. Anschließend bewegte sich der Zug auf Lamers Saal zu, wo der Schützenball gefeiert wurde. So viele Erwachsene, wie nur hineinpassten, zogen mit.

Damit war die Kirmes aber keineswegs beendet. Der Kirmes-Mittwoch gehörte als Nachspiel immer ganz dem Pflasterkasten, der jetzt erst voll zur Geltung kam. Ohne Hofstaat und Honoratioren zogen die Schützen erneut geschlossen durch's Dorf und kehrten nacheinander in jeder der zahlreichen Wirtschaften ein, wo es für sie Freibier und Schnaps gab. Hinter ihnen her zog ein Trecker einen großen Bölderwagen, der mit Stroh bedeckt war. Auf dem Wagen saß Kisters Hermann und die andern beiden mit dem Pflasterkasten. Immer wenn einer der betrunkenen Schützen zusammenbrach (oder nur so tat), wurde er von zwei „Sanitätern“ an Armen und Beinen gepackt und in hohem Bogen auf das Stroh geworfen. Dort wurde er nach allen Regeln der Kunst „verarztet“, was sicher auch nicht gerade angenehm war. Das Harmloseste waren noch die Klopapierrollen, in die die „Satten“ eingewickelt wurden. Die eingeflöbte „Medizin“ dürfte nicht unbedingt zur Ernüchterung beigetragen haben. Wir Kinder und auch viele Erwachsene zogen stundenlang hinter dem Zug her und hatten unser Vergnügen, auch wenn wir manchmal ziemlich lange vor den Wirtschaften warten mussten.

Die Erwachsenen setzten am Abend bei Lamers im Saal den Klamauk mit dem „Thronsturz“ fort. Dabei wurde der König in einer wilden, übermütigen Aktion von einem meterhoch aufgeschichteten Gebäude aus Tischen und Stühlen heruntergestoßen. Leider durfte ich nie daran teilnehmen.

Der Kirmes-Donnerstag beschloss die Kirmes als eine Art heidnischer Aschermittwoch. Es war eine Art Katzenjammer über das in den Kirmestagen verprasste Geld, das man den Sommer über gerade zusammengebracht hatte, und der schrie nach einem Sündenbock. Darum wurde am Kirmes-Donnerstag von alters her die Kirmespuppe verbrannt, wie der Pflasterkasten eine Sitte, an der weder der Herr Pastor, noch die anderen Honoratioren, noch der Hofstaat teilnahm. Sonst aber fand das Geschehen abermals großen Anklang.

Am frühen Nachmittag trafen sich die Schützen und der Musikverein im Vereinslokal Peters unter der Kirche. Die meisten von ihnen saßen vorne in der Wirtschaft, andere aber waren hinten im Hof tätig. Kinder waren zwar nicht zugelassen; doch konnten wir die Vorgänge durch die Ritzen im Tor beobachten. Ein paar Männer nagelten auf dem Boden einige kräftige Latten zusammen, ungefähr wie ein Kreuz, nur mit zwei Beinen. Wenn das fertig war, zogen sie dem Gerüst Lumpenkleider an, nähten alles grob zusammen und stopften

es prall mit Stroh aus. Frau Peters hatte schon einen runden Sack genäht, der mit Heu vollgestopft und als überdimensionaler Kopf oben aufgesetzt wurde. Zuvor aber brachte der Friseur Thönes Rolf, der im Musikverein Klarinette spielte, eine Fastnachtsmaske, die man auf den Stoffball nähte. Nun musste das Monster, dem an Händen und Füßen das Stroh herausguckte, auf eine kleine Karre gehievt und dort mit Drähten gut verankert werden. Zum Schluß kam die Dekoration der Puppe mit leeren Schnapsflaschen und Knochen. Die holte man manchmal bei uns aus der stinkenden Wanne auf dem Hof, in der die ausgelösten Rinder- und Schweineknochen von glänzend grünen Fliegen abgenagt wurden. Endlich wurde der Puppe ein Namensschild umgehängt, meistens ein schrecklich klingender Fantasienname. Gegen vier Uhr war alles fertig, und der Zug setzte sich in Bewegung: vorweg der Musikverein, dahinter die Schützen und am Ende alles überragend die schauerliche Kirmespuppe, an der die Flaschen und Knochen herumbaumelten. Wir Kinder wetteiferten um das Vergnügen, das Kärrchen ziehen zu dürfen. Hinter dem Wagen aber gingen noch zwei Figuren: der schon etwas ältliche Richter Niersmanns Karl, der einen pechschwarzen Frack und einen ebensolchen hohen Zylinder trug sowie, in scharfem Kontrast dazu, der Scharfrichter Maasmanns Jakob, der in seiner gewöhnlichen Alltagskleidung erschien, und die war denkbar schlecht. Die Maasmanns gehörten nämlich neben einer anderen Familie, die mit ihnen oben im Dorf am Feuerwehrtürmchen in den „Gemeindehäusern“ wohnten, zu den sogenannten Asozialen. Sie waren gleichsam offizielle Asoziale, die zwar partout nicht arbeiten wollten, aber als solche paradoxerweise wiederum irgendwie in die Dorfgemeinschaft integriert waren. Sonst hätte Maasmanns Jakob ja auch nicht Scharfrichter sein können. Während Niersmanns Karl einen großen schwarzen Aktendeckel unter dem Arm trug, hatte Maasmanns Jakob eine Mistgabel über der Schulter, auf deren Zinken Kartoffeln steckten, damit er die Leute während des Umzug nicht so leicht verletzen konnte. So zogen wir abermals hinter dem Musikverein und den Schützen von Wirtschaft zu Wirtschaft durch's Dorf.

Das Schauspiel hatte mich über die Jahre derart angesprochen, dass ich auf den Gedanken verfiel, mit einigen Freunden, eine eigene zweite Kirmespuppe zu bauen. Es störte mich zwar selber, dass damit das traditionelle Zeremoniell verändert wurde, aber der Reiz an der Idee siegte. Freilich hatten wir Kinder anfangs noch keine rechte Vorstellung vom Bau einer Kirmespuppe. Wir nähten einfach einen meiner verschlissenen Schlafanzüge zusammen, stopften Stroh hinein und setzten oben einen aus Pappe geschittenen und bemalten Kopf auf. Die kleine Puppe setzten wir in unsern alten Kinderwagen und fuhren hinter der großen her.

Im Jahr darauf wollte ich es besser machen. Wir holten aus dem Lumpenkorb eine alte Hose und ein Hemd von Papa, stopften sie entsprechend aus, steckten zur Stabilisierung Stöcke in Arme und Beine und verankerten die Puppe auf unserer Fitzekarr. Im Laufe der Fahrt sackte sie aber immer mehr in sich zusammen, so dass sie einen etwas lächerlichen Anblick bot. Außerdem verfiel ich bei der Suche nach einem scheinbar unverfänglichen Namen unglücklicherweise auf „Walter Ulbricht“. Ich wußte nur, dass das jemand sein sollte, der sowohl als Schurke wie als Witzfigur galt; das musste doch für eine Kirmespuppe passen. Da er aber den Vornamen mit Papa gemeinsam hatte und außerdem dessen alte Klamotten trug, zogen mich einige Schützen damit auf und sagten: „Der könnte auch Walter Tenhaef heißen.“

Im dritten Jahr machte ich alles richtig. Wir bauten ein anständiges Gerippe aus Latten und nannten die prächtige Puppe „Nikita Chruschow“; das war unverfänglich. Der Richter Niersmanns Karl tat mir denn auch die Ehre an, meinen „Nikita Chruschow“ in seiner Gerichtsrede mit anzuklagen und zu verurteilen. Es war nämlich so, dass der Zug nach dem langwierigen Besuch der Wirtschaften am Ende, wenn es schon lange dunkel war, in stark angetrunkenem Zustand auf den Schulhof einmündete. Jetzt strömten auch viele Erwachsene hinzu und stellten sich unter die vier alten im Quadrat gepflanzten Linden. Die Puppen wurden von den Karren geholt, aber weiterhin aufrecht stehen gelassen, indem Maasmanns Jakob seine Mistgabel hineinstieß und sie so festhielt. Im Schein einer brennenden Fackel verlaß Niersmanns Jakob nun auf Platt seine Rede, in der die ganzen Schandtaten der Puppen geschildert wurden, meist mit konkreten Anspielungen auf „Verbrechen“ in den letzten Kirmestagen, wo die Kirmespuppen überall eingebrochen hatten. Der Richter fungierte gleichzeitig als Staatsanwalt; ein Rechtsanwalt erschien ohnehin überflüssig, da es keinen Zweifel an den Verbrechen gab. Zum Schein wurde aber immer am Ende die Art der Bestrafung diskutiert, wobei nur Todesstrafen in Betracht kamen. Niersmanns Jakob fragte pathetisch in die Menge: „Wat salle wej no met öm make? - Salle wej öm hange?“ oder „Salle wej öm de Kopp afhaue?“ oder „Salle wej öm versuppe?“ Die Reaktion war dabei immer ein mehr oder weniger unzufriedenes Gemurmel. Als er aber fragte: „Salle wej öm verbranne?“ schrieen alle fanatisch: „Verbranne! Verbranne!“ Ich wußte damals noch nichts von Hexenverbrennungen, allenfalls wußte ich von der Verbrennung meines Teddybären Meister Kluster. Oder kamen mir die hysterischen Rufe der Volksmenge aus der Passion in den Sinne, die immer am Karfreitag verlesen wurde: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ Ich weiß es nicht mehr, nur dass jedes Mal eine bestimmte Mischung aus Faszination und Beklommenheit entstand und völlige Stille eintrat, wenn die Puppe – und diesmal auch die meine – mit Benzin

bespritzt, am Bein angezündet wurde und im Nu lichterloh brannte. Sie mussten im Stehen verbrennen, und Maasmanns Jakob hatte seine liebe Not, die Puppen an der Mistgabel so weit von sich zu strecken, dass er selber nicht anschmorte. Im Schein der brennenden Puppen sah man, wie ihm der Schweiß herunter lief. Das schaurige Faszinosum des Vorgangs wurde dadurch erheblich gesteigert, dass der Musikverein währenddessen ein Litaneilied spielte. Es wurde nicht dabei gesungen, aber den Text kannten trotzdem alle und fühlten ihn mit:

„Als Lazarus  
gestorben war,  
da weinten  
Johanna,  
Marianna,  
Katharina,  
Josephina,  
Stetina,  
Christina  
...  
Armer Lazarus!“

Die Melodie war ebenso einfach wie der Text und ging immer vom Grundton zur Terz hinauf, um schließlich bei den Worten „Armer Lazarus!“ jammervoll zur Quinte auszuweichen und auf die Sekunde im Halbschluß zurückzufallen. Dass die betrunkenen Musiker selbst bei dieser einfachen Melodie kaum noch richtig zu intonieren verstanden, wirkte nicht eigentlich lustig, sondern erhöhte den Charakter der erbärmlichen Klage. Die Litanei wiederholte sich so lange, bis die Puppen vollständig verbrannt waren und Maasmanns Jakob die glühenden Reste mit der Mistgabel zusammenharkte. Darauf wechselte die Stimmung schlagartig, und während die Menge gelöst vom Schulhof zog, spielte der Musikverein mit letzten Kräften jedes Mal das Lied „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“.

Niersmanns Karl hat sich übrigens später bei Arcen in der Maas ertränkt. Er war schwermütig; aber das hatte sicher nichts mit der Kirmespuppe zu tun.

## Ausflüge

So unbezweifelt mein Heimatdorf das Zentrum meines Lebens war, so sehr hatten Ausflüge einen großen Reiz für mich, da sie die Aura von Abenteuer und Geheimnis ausstrahlten. Schon als kleines Bübchen soll ich einmal halbnackt vom Töpfchen aufgestanden, unbemerkt nach draußen auf den Markt gelaufen und in einen Linienbus eingestiegen sein. Eine Frau habe mich aber gleich zurück gebracht und gefragt: „Es dat Oh Männeke?“ Ich erinnere mich

nicht mehr daran, wohl aber wie ich damals mit den Eltern von Geldern per Zug in die große Stadt Düsseldorf fuhr, um Tante Friedel, Tante Liselotte und Onkel Hugo zu besuchen, die Verwandten meiner lieben Tante Frieda, die schon im Himmel war, wie es hieß. Wir reisten mit einer gewaltigen schwarzen Dampflokomotive, die bei der Anfahrt laut stöhnte und den Dampf an unserm Fenster vorbeiblies.

Öfter fuhren wir in die andere Richtung nach Grafwegen zu Tante Gabi und Onkel Georg. Grafwegen war der mit Abstand einsamste Ort am ganzen Niederrhein. Er bestand nur aus einem Zollamt, ein paar Zöllnerhäusern oder „Commisenhüs“, wie man in Walbeck sagte, und einer Wirtschaft. Um dorthin zu gelangen, musste man zuerst über etliche Landstraßen an der Grenze entlang fahren, dann in den großen Reichswald hinein Richtung Kleve, mitten im Wald nach links abbiegen und dann sieben Kilometer schnurgeradeaus fahren. Wir fuhren anfangs zu dritt mit Papas Motorroller, der wie unsere Nachbarin Bella hieß. Ich war zwischen Mama und Papa eingequetscht und die Fahrt dauerte ziemlich lange, besonders bei Regen. Manchmal wurden auch noch etliche Sachen mittransportiert, z.B. mehrere lebende Hühner in Käfigen, die Opa uns mitgegeben hatte. Immer hatten wir Knackwürstchen aus unserer Metzgerei dabei, weil wir wussten, dass Tante Gabi Kartoffelsalat machte, der ebenso hervorragend schmeckte wie der von Oma Schulsteg.

Das Fahren wurde bequemer, seit wir ein Auto bekamen. Tante Gabi und Onkel Georg wohnten inzwischen mit ihren Kindern in Emmerich, wo Onkel Georg jetzt die Schiffe auf dem Rhein abfertigte. Die Fahrt nach Emmerich war immer ein großes Vergnügen. Wir Kinder freuten uns auf den Moment, wenn Papa hinter Kleve mit Schwung über den Deich fuhr. Das Auto hob dann ein bisschen ab und man glaubte zu fliegen. Und dann ging es mit der großen Fähre über den Rheinstrom; denn die Brücke wurde erst später gebaut. Wenn uns schon eine Autoschlange entgegenkam, beeilte Papa sich besonders, die Fähre zu kriegen. Einmal hatte sie schon gerade abgelegt, als er im letzten Moment noch mit dem Auto hinaufschoss. Solche Abenteuer mochte er. In Emmerich spielten wir gerne mit unsern drei Cousinen und meinem Cousin. Mehrmals war ich auch in Urlaub dort. Besonderes Vergnügen machte das Abhören alter Schallplatten mit Schlagern: „Sie hieß Mary Ann und war mein Schiff“ oder „Steig in das Traumboot der Liebe“ oder „Was haben die Matrosen in Singapur gemacht?“ Der Gipfel war aber eine uralte Platte aus dem Jahr 1910, auf der ein Heldentenor mit Salonorchester, 78 Umdrehungen und irrsinnigem Rauschen zwei Lieder sang:

„Rheinische Lieder, schöne Frau'n beim Wein,  
was braucht man mehr noch, um glücklich zu sein?!“

und

„Ober, schnell noch eine Runde her!  
 Ober, schnell, die Gläser werden leer.  
 Trinken, trinken, eh daß uns bedroht  
 genau wie in Amerika das Alkoholverbot.“

Die altertümliche Artikulation der Worte und der Musik hatte etwas reizvoll Befremdliches für mich, und gerade darin wirkte sie eigenartig vertraut. Weil ich diese Klänge so sehr mochte, bekam ich die Schallplatte von Tante Gabi später geschenkt. – Die Rückfahrt im Dunkeln war weniger schön. Wir Kinder schliefen immer ein, waren beim Aufwachen knatschig und brauchten uns vor dem Zu-Bett-gehen ausnahmsweise nicht die Zähne zu putzen.

Aber ich will noch erzählen, wie wir überhaupt das Auto bekamen. Schon im Zuge des Hinterhaus-Neubaus war auch der Schuppen hinter dem Hof erneuert und dabei eine Garage mit einem großen Holztor eingerichtet worden. Ein oder zwei Jahre später war es dann so weit, dass ein Auto gekauft werden konnte. Vor allem Papa war sehr erpicht darauf. Schon sein Vater hatte sich immer für den technischen Fortschritt begeistert und in den dreißiger Jahren bereits alle nötigen Kraft-durch-Freude-Marken für ein Auto geklebt. „On du koem de Krig“ – und es wurde nichts daraus. Papa hatte schon vor Jahren den Führerschein gemacht, sozusagen im Handstreich mit einer einzigen Fahrstunde. Jetzt holte er endlich sein Auto ab. Während dessen wurde von Mama und den Ingenerfs Mädchen, die Garage bekränzt, geradezu wie bei einer grünen Hochzeit mit Fichtengirlanden und Papierrosen. Über dem Tor wurde ein Schild angebracht, auf dem stand: „Herzlich willkommen!“ Das Auto war ein dunkelblauer Ford Taunus 12 M, eigentlich nicht sehr ansehnlich – es zog so komisch die Schultern hoch –, aber alle waren stolz.

Wir machten mit dem Auto in den folgenden Jahren häufiger Verwandtenbesuche, auch in der „Samt- und Seidenstadt“ Krefeld, wo immer gleichzeitig Kleider gekauft wurden. Als Mama auch den Führerschein gemacht hatte, fuhr sie mit oder ohne uns Kinder gerne dorthin. Mich interessierten die Kleidereinkäufe immer herzlich wenig. Hinterher wurde regelmäßig über die netten Verkäuferinnen gesprochen. Manchmal gab es auch was zu lachen. So erzählte Mama, als sie einmal mit meinen beiden Omas und Tante Mia nach Krefeld gefahren war, Tante Mia habe meine Omas beim Anprobieren fachkundig beraten, wobei sie beide, wie auf dem Land üblich, immer mit „Mutter“ angedredet habe. Die Verkäuferin habe ratlos dabei gestanden und schließlich gesagt: „Entschuldigen Sie bitte! Ich muss doch mal fragen: Welche von den beiden Damen ist denn nun Ihre Mutter?“ – Aber die eine war ihre Schwester, die andere die Schiegermutter ihres Neffen.

Mit Papa fuhren wir Kinder regelmäßig über die Grenze nach Holland. Während es bei uns bis zum 19. Jahrhundert gar keine Grenze gegeben hatte, muss schon vor dem zweiten Weltkrieg eine gewisse Anspannung zwischen Deutschen und Niederländern geherrscht haben, die mit dem Krieg natürlich erst richtig schlimm wurde. Der beiderseits der Grenze gesprochene gemeinsame Dialekt konnte die Differenzen auch nicht mehr auffangen. Papa sagte, er sei als Kind nicht sehr oft nach Holland gekommen. Wenn er mit seinem Vater per Rad über die Grenze fuhr, sagte der: „No fahre wej naar Batavia!“ Das klang schon ziemlich exotisch.

Nach dem Krieg normalisierte sich das Verhältnis langsam wieder und die Deutschen fuhren in großen Scharen über die Grenze, um dort billiger einzukaufen. Es lag zwar noch eine gewisse Beklommenheit in der Luft; aber Feindseligkeit habe ich nicht erlebt. Man begegnete sich auf einer unpolitischen Basis, was nicht schwer war; denn ebenso wenig wie die Rheinländer sich wirklich als echte Preußen gefühlt hatten, fühlten sich die Niederländer an der Maas als echte Holländer; man sprach ja auch nicht „huech-hollands“. Nur manchmal fuhren wir mit Papa die sechs Kilometer durch bis Arcen. Dort gab es ein altes Rathaus wie aus dem Bilderbuch: mit einem Glockentürmchen und einer großen Rundbogentür, zu der eine von zwei steinernen Löwen flankierte Doppeltreppe hinaufführte. Die Kirche dagegen war neu gebaut worden, da die alte von den Deutschen zerbombt worden war. An der Maas gingen wir gern spazieren und beobachteten von der Ruine des Zollturms aus die Schiffe. – Wo mochte wohl die Stelle sein, an der Niersmanns Karl sich ertränkt hatte? – Ein paar mal sind wir auch mit einer kleinen Kettenfähre hinüber gefahren, um auf der anderen Seite bei einem Bauern ein paar Kisten Äpfel zu kaufen oder um Coxen Schak zu besuchen; Schak half Papa die ersten Jahre in der Champignonzucht. Papa hatte vorher über längere Zeit Ausbildungskurse in Venlo besucht, weil die Holländer sich mit den Champignons besser auskannten. Weiter nach Westen kamen wir nie; denn dahinter lag de Peel, eine fast menschenleere Sumpfggend auf der Grenze zwischen dem ehemaligen geldrischen Oberquartier und Brabant.

Meistens fuhren wir nicht einmal bis Arcen; denn es gab gleich hinter der Grenze mehrere Geschäfte. Wir kauften entweder bei Basten oder bei Frau Schrawen ein. Letzteres gefiel uns Kindern besonders, weil die alte Frau Schrawen ein Original war. Ihr Haus lag direkt hinter der Grenze, nicht weit von Onkel Franz und Tante Agnes entfernt. Man musste aber mit dem Auto einen weiten Umweg über den Grenzübergang Lingsfort fahren. Der direkte Weg war von einem Schlagbaum versperrt und wurde streng von Zöllnern bewacht, die den Schmugglern auflauerten. Frau Schrawen sah ein bisschen aus wie eine Hexe; sie hatte eine

markante Nase, kaum noch Zähne im Mund und trug immer ein Kopftuch, im Winter einen Schal dazu. Denn in ihrem Geschäft war es eiskalt. Und wir fragten uns, ob sie aus Sparsamkeit vielleicht überhaupt nirgends heize. Am meisten gefiel uns ihre Art, Käse zu schneiden. Sie nahm das große alte Messer in beide Hände, setzte es in der Mitte des dicken Gouda-Rades an, das vor ihr lag, und drückte von oben mit ihrem ganzen Körpergewicht darauf, wobei sie leise ächzte. Außer Käse kaufte Papa meistens noch Kaffee und Butter, so viele Pfund, wie für die mitfahrenden Personen zollfrei waren, und schließlich für uns Kinder „Zuckerspeck“, der in Form von gelb-rosa Rauten in großen Gläsern verwahrt wurde; er war sehr dehnbar und außerordentlich süß. Bei Basten kaufte Papa in der Regel noch eine große Flasche Oude Genever. Die hätte er wohl in jedem Fall verzollen müssen, versteckte sie aber unter dem Fahrersitz. Wir Kinder hatten dabei die Aufgabe, unsere Füße unauffällig davor zu stellen, falls die Flasche hinten herausrollen sollte. Das Schmuggeln fanden wir spannend; und es ging immer gut, zumal Papa die Zöllner meist kannte und mit ihnen plauderte. Im allgemeinen waren sie freilich nicht so beliebt, schon weil sie Fremde waren, die in den eigens für sie gebauten Commisenhüs in der Bauernschaft Sand wohnten. Vor dem Krieg war es überdies vorgekommen, dass ein Zöllner einen schmuggelnden Walbecker Jungen im Übereifer erschossen hatte. So etwas wurde nicht leicht vergessen. Mir fielen bei den Zöllnern immer diejenigen in den Evangelien ein, von denen in der Kirche gesprochen wurde. Der liebe Jesus nimmt sie da zwar in Schutz; aber das scheinen sie auch bitter nötig gehabt zu haben. – Die Schmuggerei spielte in Walbeck schon seit Jahrzehnten bis in meine Kindheit eine große Rolle. Unser Heimatdichter Schopmans Jakob hatte darüber einen Roman mit dem Titel „Grenzvolk“ geschrieben. Er wurde auch ins Niederländische übersetzt und sogar von der Kronprinzessin Juliana gelesen, die inzwischen Königin geworden war.

Den größten Nutzen hatte unser Auto aus kindlicher Sicht für die tollen Schlittenfahrten, die Papa mit uns und etlichen anderen Kindern machte. Wenn genug Schnee lag, banden wir Kinder unsere hölzernen Schlitten aneinander und Papa machte sie an seinem Auto fest. So fuhren wir durch die Felder rund um Walbeck. Papa fuhr ziemlich schnell und die hinteren Schlitten torkelten leicht, besonders in Kurven, so dass die Besatzung hinunterfiel; aber das gehörte auch zu dem Spaß. Mindestens ein Kind musste immer auf der Rückbank des Autos knien, die Lage durch die Heckscheibe beobachten und bei Unregelmäßigkeiten sofort Alarm geben. Außerdem musste mit aufgepasst werden, ob nicht etwa ein Polizist zu sehen sei. Wir hatten in Walbeck zwar nur einen einzigen Polizisten, Rütten Karl, der ganz am Dorfrand hinter dem Friedhof wohnte, und der sah zwar streng aus, unternahm jedoch nicht viel; aber man konnte ja nie wissen. Die Rede von Polizisten als Freunden und Helfern habe ich

jedenfalls während meiner Kindheit niemals gehört; ich habe stattdessen gelernt, dass man sich vor Uniformierten, gleich welcher Art, in Acht nehmen müsse.

Im Sommerhalbjahr machte Papa mit uns Kindern des öfteren eine kleine Tour in den Wald, einfach so; er pflegte dann geheimnisvoll zu sagen: „Wir fahren in den Tiefen-Tiefen“. Und dann brachte er uns bei, dass man im Wald immer nur leise sprechen und lauschen sollte. Freilich passte der brummende Automotor nicht ganz ins Bild.

Als ich noch ziemlich klein war und wir noch kein Auto hatten, wurde ich einmal mit Papa im Wald von einem starken Gewitter überrascht. Es regnete furchtbar, und der Baum, unter den wir uns stellten, hielt schließlich kaum noch etwas ab. Papa nahm mich unter seine Jacke, während es über uns krachte und goss. Es war ein Abenteuer am Rande der Angst, was aber um so schöner nachwirkt, wenn man es überstanden hat.

Besonders gefielen mir die Familienausflüge in den Wald, wo an einer schönen Stelle eine große Decke ausgebreitet und darauf Kuchen gegessen wurde. Einmal hatte ich auch aus einem alten Teppichläufer eine Hängematte gebastelt, die wir zwischen zwei Bäumen aufhängten und darin schaukelten. Außerdem gab es sportliche Unterhaltungen wie Wettrennen und Federball, die auch Mama begeisterten. Papa machte dann öfter Fotos von uns.

Gern fuhr ich mit Papa auch zu verschiedenen Bauern in der Umgebung, mit denen er meist über den Kauf von Rindern oder Schweinen verhandelte. Schon sein Vater hatte sehr gute Beziehungen zu Onkel Servas im Geniel. Anfangs war mir der magere alte Bauer ein bisschen unheimlich, weil er, wie es hieß, einen Wolfsrachen hatte und nur schwer verständlich sprechen konnte, aber dann merkte ich, dass er ganz nett war und uns die vielen verschiedenen Tiere auf seinem Hof zeigte. Im Winter wohnte auch ein Schäfer bei ihm, und eine ganze Scheune war voller wolliger Schafe.

Vieles in den Bauernhäusern wirkte auf mich noch altertümlicher als in den Bürgerhäusern im Dorf, vor allem der eigentümliche Geruch und die großen Küchen mit ihrem unmodernen Hausrat. Dies galt besonders für die Küche von Heesiker Will im Sand, der eigentlich Brouwers hieß, aber Besitzer von Heesiker-Hof war. Der alte Will hatte furchterregende buschige graue Augenbrauen und trug, wenn er ganz langsam mit dem Rad ins Dorf fuhr, regelmäßig Ledergamaschen. Er hatte zwar einmal im Theaterverein mit einem einzigen Ausspruch den Stier von Uri aus Schillers *Wilhelm Tell* gespielt – es ging hier wohl mehr um sein Aussehen –, war aber im übrigen ein zeitlos urwüchsiger und kulturloser Mensch. Das galt ebenso für seine dicke Frau Lisa, die wie Tante Agnes von der Klus stammte und eine Jugendfreundin von ihr war. Auch der Hof von Heesiker war ohne alle Verfeinerung, gerade die Küche, die von einem riesigen, aber lehmig-schmucklosen uralten Rauchfang beherrscht

wurde. Darunter hängte man zum Kochen die Töpfe und Kessel an schwarzen Haken auf. – Als ich später Bilder von Pieter Breughel kennenlernte, kam mir vieles bekannt vor.

## Schule

Nun wird es aber Zeit, auch von der großen Schule zu erzählen. Mama wartete mit Ungeduld darauf, dass ich in die Schule komme, wohl weil sie selber gerne länger in die Schule gegangen wäre. Beinahe wäre ich schon an der Einschulung gescheitert, da ich nur 34 Pfund auf die Waage brachte, zwei Pfund unter dem amtlichen Minimum. Auf Mamas Bitten wurde ich aber versuchsweise eingeschult. Ich ging mit Mama in die große alte Schule an der Hauptstraße, gleich neben der Wohnung von Oma und Opa. Wir kamen in einen Raum, wo schon viele andere Kinder mit ihren Müttern waren. Wie im Kindergarten stand in der Mitte ein großer schwarzer Ofen, der von einem Hausmeister eingeheizt wurde. Ich setzte mich in eine der Bänke mit den lustigen Klappsitzen, die quietschten, wenn man aufstand. Sie waren sehr alt, wie man an den vielen Gebrauchsspuren sah, und in der Mitte zwischen den beiden Plätzen, wo die Rillen für die Griffel zusammenstießen, war ein gemeinsames Tintenfass für die Federhalter beider Schüler eingelassen. Wir haben es aber nie benutzt, da wir auf unsern schwarzen Schiefertafeln immer mit langen dünnen Griffeln schrieben; die durfte man nicht fallen lassen, weil sie sonst zerbrachen. Vorne vor der schwarzen Tafel war ein breites Katheder, auf dem stand rechts eine große alte Rechenmaschine mit zehn mal zehn dicken Holzkugeln, links am Fenster ein Pult und hinter ihm Fräulein Niehaus, unsere Lehrerin. Sie lächelte uns sehr freundlich an und schrieb in der ersten Stunde den Namen „Dieter“ an die Tafel. Fräulein war 26 Jahre alt, kaum älter als Mama, und hatte, wie die Erwachsenen sagten, erst gerade ihre Ausbildung beendet; sie vertrat die neue sogenannte Ganzheitsmethode. Darüber kam es in den nächsten Monaten bei einer Elternversammlung zum Streit, als wir Kinder immer noch Kreise und Löffel mit dem Griffel malten und noch kein Wort schreiben konnten. Mama hat aber Fräulein Niehaus verteidigt und gesagt, man solle sie doch erst mal ihre Methode richtig ausprobieren lassen. Das war nett von ihr; aber die Kritik war wohl doch nicht ganz unberechtigt, weil ich nie richtig lernte zu buchstabieren und noch viele Jahre beim Lesen stockte, wenn ich auf ein Wort traf, das ich noch nie gesehen hatte.

Ich hatte eine gute Verbindung zu Fräulein Niehaus, zumal seit ich ihr einmal einen großen Strauß von unsern roten Heckenrosen mitgebracht hatte, die im Hof auf der Grenze zu Ingenerf standen und die Mama mir mitgab. Trotzdem hat Fräulein mich einmal – ich weiß

nicht mehr, warum – an den Ohren gezogen. Mama sagte ihr, ich habe schon so große Ohren und sie solle mich lieber an den Haaren ziehen, wenn ich ungezogen sei. (Wir drei Geschwister hatten tatsächlich drei große und drei kleine Ohren, ich die großen, Susanne die kleinen und Annegret von beiden eins, weil sie sich, als sie noch in Mamas Bauch war, mit der Hand an einer Ohrkrempe festgehalten und sie dadurch breitgezogen hat.) Kurz darauf ließ Mama mir bei Thönes Karl die schönen Locken abschneiden und einen kurzen Mecki schneiden; sie fand das für einen Schuljungen wohl passender. Es hatte aber auch einen Vorteil; ich ging zu Fräulein und sagte keck: „Jetzt kannst du mich nicht mehr an den Haaren ziehen!“ Fräulein lachte. Sie hatte ja auch noch den Stock. Damals waren solche pädagogischen Hilfsmittel noch durchaus in Gebrauch, und ich hörte nie davon, dass etwa Eltern sich dagegen ausgesprochen hätten.

Ich habe den Stock von Fräulein Niehaus nicht zu spüren bekommen, aber ein paar ziemlich flegelhafte Mitschüler schon. Ich glaube, es war Walter Fischermann, der daraufhin auf die Idee kam, den Stock anzusägen. Er brachte eine kleine Säge mit und bereitete in einem günstigen Moment alles vor. Dann provozierte er Fräulein mit irgendeiner Dreistigkeit, bis die ihn verdreschen wollte. Walter war so frech, unter die Bänke zu kriechen, Fräulein hinterher, und als sie ihn endlich hatte und mit den Stock schlug, brach der tatsächlich durch. Fräulein wunderte sich und einige erlaubten sich zu lachen.

Fräulein Niehaus war trotz solcher Vorkommnisse bei uns Schülern eigentlich sehr beliebt, und ich ging recht gern in die Schule. Besonders mochte ich unser schönes breites Lesebuch, auf dem vorne neben etlichen Spielsachen, ein freundlicher Halbmond zu sehen war, der eine Laterne auf einer Stange über seiner imaginären Schulter trug. Auch innerhalb des Buches gab es die schönsten Bilder. Gleich auf der ersten Seite oben links war ein fröhliches Bübchen mit einem grünen Hut zu sehen; und darunter stand: „Das ist Peter.“ Das Buch hat mich so beeindruckt, dass ich noch heute etliche Seiten vor Augen habe, zum Beispiel die mit dem Gedicht von der kleinen Hex, die in schönen Randzeichnungen dargestellt war, oder die Geschichte vom dicken fetten Pfannekuchen, den ich auch gern gegessen hätte, oder die von den Osterhasen mit den außerordentlich bunten Eiern oder die von dem Wundergarten mit dem Gedicht, in dem immer alles wiederholt wird oder die traurige letzte Seite, auf der zwei Geschwister Hand in Hand auf eine große untergehende Sonne zulaufen und nie mehr gesehen wurden. Ja, es war ein Buch nach meinem Sinn, weil so vieles wunderbar darin war. Die Lesebücher späterer Zeit, mit denen die Kinder in die moderne Realität eingeführt werden sollten, erschienen mir dagegen immer entzaubert, oft geradezu abstoßend banal, und ich war im Nachhinein froh, dass ich nicht aus einem solchen Buch lesen lernen musste.

Trotz meiner Begeisterung für unser Lesebuch war ich kein guter Schüler, sondern, zu Mamas großer Enttäuschung, ganz mittelmäßig. Mit dem Lesen ging es noch leidlich, obwohl Annegret das später auch merklich schneller lernte und Inge Hermsen es in meiner Klasse mit schwindelerregendem Tempo beherrschte. Das Rechnen war ein Problem. Mama machte mit mir jeden Tag um halb drei Hausaufgaben; dadurch kam ich wenigstens mit. Zeichnen konnte ich gar nicht gut, wenn auch nicht ganz so miserabel wie Annegret; hierin übertraf Susanne uns bald beide. Und im Turnen war ich der schlechteste von uns dreien. Dies wiederum war eine Enttäuschung für Papa, der auf Turnen eigenartigerweise größeren Wert legte als auf alle anderen Fächer. Schon Jahre vor der Schule hatte er mit uns immer wieder Turnübungen gemacht, Preise für Kopf- und Handstand ausgesetzt und uns übermütig durch die Luft geworfen. Im Ganzen hatte ich mit Papa aber keine Schwierigkeiten wegen der Schule, mit Mama schon, da sie immer sehr traurig war, wenn ich mit schlechten Noten nach Hause kam, auch wenn sie nicht schimpfte. Ich glaube, Mama hatte noch lange falsche Vorstellungen von meinen Möglichkeiten. Da ich gerne in meinen Kommunionbüchern las, kam sie wohl auf den Gedanken, ich könne vielleicht einmal Bibliothekar werden. Ich habe aber jederzeit gefunden, dass Bücher zwar ihren Wert haben – wenn man den denn auch herauszuziehen vermag! –, dass es jedoch etliche Dinge im Leben gibt, die viel anziehender sind. Aber erst mit 19 Jahren wurde mir richtig bewußt, dass es zwischen Mama und mir deutliche Unterschiede gebe, was Vorstellungen und Ziele betrifft. Erst dann wurde mir klar, dass ich eigentlich nicht sonderlich ehrgeizig bin und dass ich nur da Energien entfalten mag, wo ich ein wirkliches Interesse habe. Tatsächlich ist es mir immer außerordentlich schwer gefallen etwas zu lernen, was mich nicht interessierte, im umgekehrten Fall freilich leicht. So war es mit Erdkunde und Geschichte, in denen wir aber erst später unterrichtet wurden.

Anfangs gab es also einige Frustrationen, übigens auch außerhalb des Unterrichts. Am schlimmsten war wohl die Geschichte mit der zinnoberroten Strickhose, die Mama mir im ersten Schuljahr verpasste. Sie war durchaus überzeugt davon, und so fand ich die rote Hose denn auch ganz schön. (Mein liebstes Kleidungsstück, von dem ich Jahre lang gar nicht lassen wollte, war aber vorher eine von Mama gestrickte grasgrüne Weste mit Bambusknöpfen gewesen.) Als ich nun mit meiner knallroten Strickhose nichtsahnend in die Schule ging, zeigt Johannes Lommen, ein Bauernjunge von der Grift, der immer eine komische Bürstenfrisur hatte, mit dem Finger auf mich und ruft den andern zu: „Kick es, daen häet enne roije Box aan!“ Alle sahen mich an, neckten mich und lachten. Ich konnte die Hose doch nicht einfach ausziehen. Zu Hause aber erklärte ich, sie niemals wieder anziehen zu wollen und Mutti musste sie wohl zu anderer Verwendung der Wolle aufribbeln.

Im dritten Schuljahr bekamen wir Fräulein Mohr, an die ich mich nur schwach erinnere, mehr noch an den Religionsunterricht bei unserm Herrn Pastor. Besonders vor der Kommunion wurde darauf großer Wert gelegt. Darum hatten wir auch zwei Religionsfächer: Bibel und Katechismus. Die wenigen evangelischen Kinder mussten währenddessen die Klasse verlassen und bekamen Unterricht von dem evangelischen Pfarrer, der extra aus Geldern kam.

Unser Religionsunterricht bestand im wesentlichen aus Auswendiglernen und Abfragen. Das war ziemlich langweilig. Herr Pastor saß die ganze Stunde über fest hinter dem Pult, so dass wir zu unserer Unterhaltung die Mutprobe ersannen, unter der Bank abzutauchen, sich bis nach vorne zum Pult vorzuschleichen, das Pult zu berühren und zurückzuschleichen. Herr Pastor hat es oft genug nicht bemerkt. Er war zu sehr mit dem Abfragen der Zehn Gebote beschäftigt, die er immer abzählte, indem er mit dem rechten Daumen den linken krumm bog. Wenn man etwas gut gelernt hatte, bekam man am Ende der Stunde von ihm ein kleines Heiligenbildchen geschenkt, das man sammeln konnte. Mit meinen Leistungen scheint er aber nicht besonders zufrieden gewesen zu sein. Denn einmal hat er auf der Hauptstraße von einer Straßenseite zur anderen zu Mama hinüber gerufen: „Frau Tenhaef, der Peter muss aber den Katechismus besser auswendig lernen!“ Mama war immer eine couragierte Person, nahm sich ein Herz und erwiderte ruhig: „Herr Pastor, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, kommen Sie doch bitte auf meine Straßenseite.“

Nun ja, um den Katechismus besser zu lernen, ging ich zu der sehr wirksamen Methode über, die Passagen, warum Gott allmächtig oder gütig oder heilig ist, vor dem Zu-Bett-gehen noch einmal zu lesen und sie dann aufgeschlagen unter mein Kopfkissen zu legen. Leider nahm Herr Pastor mich am nächsten Morgen gar nicht dran, obwohl ich die ganze Zeit aufgezeigt hatte. Ich war verärgert, dass die Mühe umsonst gewesen war, ging nach der Stunde zu ihm und sagte: „Wenn Sie mich drangenommen hätten, hätte ich auch alles gekonnt.“ Er zögerte, gab mir dann aber doch ein Heiligenbildchen.

Im vierten Schuljahr bekamen wir Lehrer Kauter. Kauter war ein außergewöhnlicher Mensch und wurde auch von den Eltern als solcher angesehen. Er hatte einen Mecki, sah sportlich, aber auch ein wenig asketisch aus – und das war er auch. Er wohnte im Obergeschoss der alten Schule und schlief, wie es hieß auf einem mit Schaumgummi bezogenen Brett. An Wurst aß er nur billige Blutwurst. (Dergleichen Dinge konnte man im Dorf leicht wissen, da es nur wenige Geschäfte gab, in denen man einkaufen konnte.) So streng wie mit sich selbst war Herr Kauter auch mit uns Schülern, wobei er seinen Beruf als Lehrer sehr ernst nahm. Es hieß, er wolle noch eine Ausbildung als Blindenlehrer machen.

Herr Kauter konnte es kaum ertragen, wenn ein Schüler faul oder dumm war. So verfiel er einmal auf die Idee, uns eine Klassenarbeit so oft neu schreiben zu lassen, bis er allen eine 2 geben konnte. Das war eine Schönschriftarbeit mit der neu gelernten deutschen Sütterlinschrift, für die wir zunächst immer das ganze Blatt mit dem runden Winkelmesser und Bleistift in 75-Grad-Linien vorformatieren mussten; an diese Linien wurden die Buchstaben, die wir mit altmodischen Federhaltern und schwarzer Tinte schrieben, angelegt und die Bleistiftstriche hinterher ausradiert. Bei einigen Schülern war freilich Hopfen und Malz verloren. Ich war ziemlich schlecht in Rechtschreibung, aber im Vergleich zu Heinz-Willi Heesters geradezu ein Musterschüler. Heinz Willi machte einmal in einem Diktat 128 Fehler, mehr als das Diktat Worte hatte. Herr Kauter rechnete uns vor, was man bei einer solchen Leistung für eine Note zu geben habe, wenn es mehr als sechs Noten gäbe; es kam eine 13 heraus. Bei Herrn Kauter dumm zu sein, war schon schlimm; schlimmer war es, faul zu sein, am schlimmsten aber verschwenderisch. Er hasste es wie die Pest, wenn man in den Klassenheften unnötig Platz verschwendete. Nun war auch Jüppi Polfers in meiner Klasse, der Sohn vom Bäcker Polfers Heini und seiner Frau Dehli und Enkel des ehemaligen Ortsgruppenleiters Mikes Jüpp. Der dicke Jüppi war wohl etwas leichtsinnig oder glaubte, sich nicht so genau an die Normen halten zu müssen. Und eines Tages entdeckte Herr Kauter zu seinem Entsetzen, dass Jüppi in seinem Heft sage und schreibe 26 Seiten einfach überschlagen hatte. Er war höchst erbost und kündigte an, dass Jüppi für jede überschlagene Seite einen Hieb mit „Bubi“ bekomme. So nannte er seinen Bambusstock, von dem er oft Gebrauch machte. Jüppi musste sich über die Bank legen und Kauter fing mit dem Schlagen an. Nach zehn Schlägen war der weiche Jüppi aber dermaßen am Ende, dass Kauter sich verächtlich abwandte.

Ich selber habe auch einmal Bubi zu spüren bekommen, ein anderes Mal bin ich haarscharf daran vorbei gekommen. Das war als die Schule von „Katholische Volksschule“ in „St. Luzia Schule“ umbenannt wurde. Herr Kauter wollte dazu ein drei bis vier Meter hohes Mosaik außen an der Schulwand anbringen. Obwohl es keinen Zweifel gab, dass er seinen eigenen Entwurf ausführen würde, forderte er uns alle auf, als Hausarbeit Entwürfe mit der Figur der hl. Luzia zu malen. Ich vergaß diese Aufgabe. Und das wurde mir erst mit Entsetzen bewußt, als Herr Kauter am nächsten Tag durch die Reihen ging und sich die Entwürfe ansah. Ich war wie erstarrt; aber mein Nebenmann flüsterte mir zu: „Mal doch noch schnell was!“ Ich warf mit dem Bleistift eine wüste Frauenfigur auf das Zeichenblatt, in den Händen eine Schüssel mit ihren ausgestochenen Augen. Herr Kauter kam und meinte abschätzig; „Du hast dir ja nicht viel Mühe gegeben.“ Aber ich war gerettet.

Das andere Mal ging es daneben. Wir sollten den Kölner Karnevalszug malen. Nun kam Herr Kauter selbst aus Köln – wenn auch seine Vorfahren aus Island –; ich ärgerte mich über seinen blöden Lokalpatriotismus, mit dem er uns hier in Walbeck behelligte, wo es nicht gerade an Umzügen mangelte, aber einen Karnevalszug nicht gab. Aus Trotz malte ich das Bild nicht, dachte wohl, dergleichen werde nicht so schwer geahndet. Ich hatte mich getäuscht. Ich bekam das reguläre Strafangebot, das heißt: man konnte bei Herrn Kauter normalerweise selber wählen, wie viele Schläge man mit Bubi bekommen wollte. Sagte man: „Einen“, so schlug er mit aller Gewalt zu, sagte man „Zehn“, so waren es zehn kleine Schlägskes. Ich wählte, wie die meisten, drei. Das war schon ziemlich unangenehm, ließ sich aber so gerade noch ohne Tränen aushalten. Danach war es aber schmerzhaft, sich hinzusetzen, und so hing ich etliche Minuten auf die Ellbogen gestützt über meinem Pult.

Natürlich gab es auch kleinere Strafen. Bei anderen Lehrern musste man beispielsweise für Schwätzen längere Zeit in der Ecke mit dem Gesicht zur Wand stehen. Herr Kauter hatte sich etwas Originelleres ausgedacht. Wer schwätzte, musste seinen Stuhl an zwei Beinen fassen und mit ausgestreckten Armen so drei Minuten festhalten. Das war sehr anstrengend; denn Herr Kauter achtete darauf, dass man nicht die Arme anzog.

Mein viertes Schuljahr fiel in das Jahr 1963, als die Kubakrise die Welt beunruhigte. Herr Kauter sprach mit uns darüber und erklärte uns die Gefährlichkeit einer Atombombe. Einer von uns fragte, wie lange es denn beim Fall einer Atombombe dauere, bis man tot sei. Herr Kauter sagte, das komme natürlich auf die Entfernung an, aber im Durchschnitt könne man sagen: vier Sekunden.

Bei Herrn Kauter selbst hat es mit dem Tod länger gedauert. Er hatte einen uralten, eigentlich nicht mehr verkehrstauglichen VW-Käfer. Mit dem pflegte er am Wochenende nach Bad Godesberg zu seiner Verlobten zu rasen. Er hatte einen schweren Unfall und starb nach einigen Wochen an seinem Leberriss. Wir fuhren alle nach Köln zur Beerdigung.

Mama war der Meinung, dass sie mit meiner übereilten Einschulung einen Fehler gemacht habe. Darum wollte sie mich nicht gleich nach dem vierten Schuljahr zum Gymnasium schicken. Das Vorhaben war ohnehin nicht so naheliegend, da es nicht üblich war, dass mehr als zwei oder drei Schüler einer Klasse zum Gymnasium gingen, und natürlich nur die besten. Unser neuer Lehrer Herr Hinse war in meinem Fall dagegen, da ich die vier Fächer nicht beherrsche und folglich auch kein Latein lernen könne. In der Tat fand ich die dabei zu stellenden Fragen „Wem gehört der Hut?“ oder „Wen lieben wir?“ manchmal ganz

unpassend. So kam es, dass ich erst nach dem sechsten Schuljahr das Gymnasium besuchte und bis dahin weiter in Walbeck bleiben konnte, was mir durchaus recht war.

Herr Hinse, der aus dem Münsterland kam und schwindelerregende 1,98 Meter maß, war aber ein ganz anderer Mensch als Herr Kauter. Er förderte meine Begeisterung für Erdkunde und Geschichte und lobte sogar manchmal meine Aufsätze, trotz zu vieler Rechtschreibfehler. Einmal sagte er, ich habe einen poetischen Stil. Zwar wußte ich nicht genau, was das war, fühlte mich aber trotzdem verstanden. – Nicht immer freilich. Einmal sollten wir einen Aufsatz schreiben über das Thema: „Was mir in unserer Klasse nicht gefällt“. Ich schrieb: „Es gefällt mir nicht, daß mein Nachbar Heinz-Günter Pohl mir einfach eine Kopfnuss gibt und dafür nicht bestraft wird.“ Herr Hinse war darüber eigenartigerweise so verärgert, dass er deswegen sogar meine Eltern aufsuchte; aber die verstanden auch nicht recht, warum er sich so aufregte. Vielleicht war er der Meinung, ich habe die Sache mit Heinz-Günter allein regeln sollen, was aber angesichts eines so hartgesottenen Flegels wirklich eine Überforderung war.

## Freunde

Ja, meine Mitschüler. So große Dissonanzen wie mit Heinz-Günter gab es selten. Dabei war ich mit ihm sogar entfernt verwandt: sein Großvater war ein Sohn von Tante Kathrin, der jüngsten Schwester unserer kleinen Oma. Grosspa hatte sie als Letztgeborene in seinem Gebetbuch mit einem besonderen schönen Schnörkel eingetragen. Aber schon ihre Enkelin Ziska, Heinz-Günters Mutter, war eine auffallend giftige Person.

Zu den meisten Mitschülern und –schülerinnen hatte ich ein recht gutes Verhältnis, da ich keinen Streit suchte. Ich galt wohl schon damals ein bisschen als komischer Außenseiter; das führte einerseits zu Distanz, andererseits aber paradoxerweise zu einer gewissen Beliebtheit, da ich nirgends als Konkurrent auftrat.

Ich muss sagen, dass mir die Mädchen in der Klasse im allgemeinen besser gefielen als die Jungen. Obwohl ich selbst gern herumtobte, war mir die dreiste und rüpelhafte Art mancher Jungen unsympathisch. Bei Mädchen kam so etwas kaum vor. Einige waren sogar im Übermaß schüchtern, zum Beispiel die hinten in der Ecke sitzende dicke Anna Pipklomp, die schon zweimal sitzen geblieben war. Womöglich war sie gar nicht so dumm, aber sie brachte niemals etwas heraus, sondern errötete nur regelmäßig bei jeder Frage. Die pfiffigeren Mädchen gefielen mir freilich besser, ja es kam dazu, dass ich mich weit vor der Zeit in Inge Hermsen „verliebte“. Das hatte nichts mit einer verfrühten Pubertät zu tun, – aber was es

eigentlich war, weiß ich bis heute selber nicht recht. Inge war eine der besten Schülerinnen, hatte ein hübsches rundes Köpfchen mit ganz dunklen Haaren. Die waren übrigens das einzige, was sie mit ihrer dicken und etwas wüst aussehenden Mutter gemein hatte. Inge kam aus der Bauernschaft Grift und sie stand in den Unterrichtspausen oft mit andern Mädchen zusammen, die auch aus der Grift kamen: Sybille Lomme, Regina Germes und Rosalie Hahnen. Die gefielen mir auch ganz gut; aber Inge war die schönste. Ich stellte mich öfter dazu, was die Damen allerdings komisch fanden und kicherten. Schließlich fiel es sogar den Lehrern auf. Herr Hinse trat an mich heran und sagte, indem er mit dem Arm woanders hinwies: „Peter, da spielen die Jungs.“ In manchen Angelegenheiten haben mir peinliche Situationen immer wenig ausgemacht. So folgte ich nach diesem Verweis zwar äußerlich dem Druck, ließ mich innerlich aber nicht beirren. Vielmehr spitzte sich mein Idol in meinem Kopf noch weiter zu. Ich fing an, Gedichte auf „das kleine süsse Ingelein“ mit nur notdürftig passenden Reimworten zu verfassen, in denen ich mich bitter über die Missachtung beklagte:

*...Die Inge tretet mich so sehr  
es wird schon immer schlimmer mehr...*

Vielleicht hab ich nicht von ungefähr später fast nie mehr ein Liebesgedicht geschrieben. Reine Naturlyrik gelang mir besser. Ich legte mir ein schwarzes „Gedichtheft“ an und schrieb mit noch ungelenker Schrift ohne Versumbruch Gedichte hinein, zum Beispiel folgendes:

#### *Der Pilz*

*Die Heimat ist so groß und schön Ich kann es dir kaum sagen. Die Flüsse gehn, die Wälder stehn, die hohen Berge ragen. Und mitten hier in diese Welt ist uns ein kleiner Pilz gestellt. Mit rotem Käppchen, weißen Tupfen damit er griegt gar keinen Schnupfen.*

Abgesehen von den Gedichten machte ich es mir über viele Monate zur Gewohnheit, Sonntags morgens nach der Messe mit dem Rad zur Grift zu fahren und dort in der schönen Natur hinter dem Haus von Hermsen umherzustreifen, in der Hoffnung, vielleicht einen Blick auf Inge zu erhaschen. Ich wurde zwar fast regelmäßig enttäuscht, doch gefielen mir meine Ausflüge trotzdem so gut, dass ich sie nicht aufgab. Einmal habe ich sogar von Annegret eine schöne Puppe geklaut, mit der sie nicht mehr spielte, sie in einen Karton gepackt und hinter dem Haus von Hermsen neben den Karpfenteich gestellt. Was ich dazu geschrieben habe, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war wohl ohnehin klar, dass die Puppe von mir kam, und Inges Vater brachte sie ein paar Tage später meinen Eltern zurück. – Ja, man hat schon seine liebe Not mit den Frauen. Dabei sollte es wohl bleiben.

In der Realität spielte ich denn doch viel mehr mit den Jungen. Einige Schulkameraden wurden meine näheren Freunde. Da gab es Heinz Kaysers aus der Bauernschaft Schmalkuhl. Heinz kam aus sehr traditionellen Verhältnissen und war außerordentlich schüchtern, so dass er mich nie zu Hause besucht hat; aber wir mochten uns. Manchmal hab ich sogar mit Johannes Lommen gespielt, mit dem ich mich eine Zeit lang zu Hause traf, bevor wir Samstags Nachmittags einen Beichttermin hatten. Dabei rutsche er einmal in unserm Garten mit seinen guten Sachen durch den Modder, was wegen der bevorstehenden Beichte peinlich war. Ich habe aber meinerseits darauf verzichtet, mit dem Finger auf ihn zu zeigen.

Zu meinen wichtigsten Freunden, mit denen ich auch nachmittags spielte, gehörten Herbert Eyckmann aus unserer Nachbarschaft, Wilfried Sieben aus der Papphuk, Jüppi Polfers von der Hauptstraße und schließlich vor allem Ernst Diebels, der auf der Hochstraße neben Bouten und gegenüber dem Kindergarten wohnte. Wilfried und Ernst waren die besten Schüler in unserer Klasse und gingen schließlich auch zum Gymnasium, die andern beiden wie ich erst später.

Bei Herbert zu spielen, war, wie schon gesagt, wegen seiner pingeligen Mutter schwierig. Lieber gingen wir zu Wilfried, wo wir bei schlechtem Wetter oft Karten spielten oder das neue Monopoly-Spiel. Dabei gab es allerdings meist viel Verdruss, weil man sich immer weiter in die Enge getrieben fühlte, ohne dass das Spiel ein definitives Ende nahm. Ich spielte lieber andere Brettspiele, vor allem Mühle; da war die Welt ein ordentliches Labyrinth, und das gefiel mir. Manchmal spielten wir auch bei Wilfrieds kleinem Großvater Onkel Michel. Der hatte aus dem Ersten Weltkrieg ein verkrüppeltes Bein zurückbehalten; trotzdem fuhr er mit einem Bein Fahrrad und bearbeitete im Sand einen schmalen Streifen Land zwischen Onkel Franz und Preenze Jupp. Seine Spezialität war das Pfropfen von Obstbäumen. Zu Hause hatte er verschiedene Arten von Kaninchen, darunter einen Belgischen Riesen, der so groß war, dass er fast seinen ganzen Stall ausfüllte; man konnte geradezu ein bisschen Angst vor diesem Hasen haben.

Oft spielten wir auch bei Jüppi. Der hatte recht unterschiedliche Eltern, die freilich beide, wie Jüppi selbst, ordentlich dick waren; das passte ja auch zum Bäckerstand. Seine Mutter Dehli kam aus Straelen und war sehr von sich überzeugt. Wenn sie Platt sprach, benutzte sie immer an Stelle eines sonst üblichen „ü“ ein langes „u“, zum Beispiel sagte sie „Huus“ statt „Hüss“, was wir lustig fanden, außer Jüppi natürlich. Meistens sprach sie aber Deutsch und fragte im Geschäft immer: „Wer kann ich jetzt helfen?“ Jüppis Vater Heini war zwar der Sohn des schrecklichen Ortsgruppenleiters Mikes Jüpp, doch in vieler Hinsicht dessen Gegenteil.

Es störte Dehli, dass ihr Mann überall „Heini“ genannt wurde, weil das im deutschen Sprachgebrauch lächerlich klang, und sie versuchte immer darauf hin zu wirken, dass er mit „Hein“ angesprochen wurde. Der aber unterließ die Bemühungen seiner Frau, indem er hinter ihrem Rücken schmunzelnd zu den Walbeckern sagte: „Afentu mott gej ewer ok noch Heini tegge mech segge.“ Heini war überhaupt ein gesellig-lustiger Mensch, wirkte auch manchmal bei den Fastnachtsbällen als Büttenredner mit. Eine seiner Reden hatte den ständig wiederkehrenden Refrain „Walbeck – einzig Fleckchen Erde!“

Mit Jüppi selbst stand ich nicht immer auf bestem Fuß, da er als Kind etwas Hochnäsiges wie seine Mutter hatte; erst später ist die väterliche Gemütlichkeit mehr herausgekommen. Ich hielt mich aber trotzdem gerne bei Polfers auf, schon weil eine Bäckerei für mich so viel Anziehendes hatte, zumal im Vergleich zu unserer Metzgerei. Oftmals gab es auch was zu naschen, und manchmal halfen wir auch ein bisschen mit in der Bäckerei, etwa wenn die köstlich duftenden Berliner aus dem siedenden Fett gefischt und mit Aprikosenmarmelade geimpft werden mussten.

Auf dem Hof bei Polfers gab es noch einen anderen guten Geruch, den aus der benachbarten Heißmanglei von Kaufmanns Dina. Durch das geöffnete Fenster konnte man sie bei der Arbeit beobachten und wie sie dabei mit ihrer Gehilfin die Dorf-Neuigkeiten besprach. Die große Mangel nahm fast das ganze Zimmer ein. Da alle Leute ihre Tisch- und Bettwäsche hierher brachten, hatte sie unentwegt zu tun. Sie schob die großen gestärkten Wäscheteile auf der einen Seite unter die dampfende mit Stoff bezogene Walze, während sie auf der anderen Seite von der Gehilfin angenommen, sorgfältig gefaltet und zurück in die großen Körbe aus geschälter Weide gelegt wurden.

Im Garten spielten wir meistens auf dem Boden Knicker. Jeder von uns hatte sein Stoffsäckchen mit den einfachen glasierten Knickern aus Ton und solchen aus Glas in unterschiedlichen Größen. Die großen Glasknicker mit den sonderbar verdrehten Schlieren im Innern faszinierten mich besonders; später habe ich darin geradezu eine Art Weltmodell gesehen, indem ich die bunten Schlieren für die positive Wirklichkeit, das Sein, nahm, das umschließende durchsichtige und zur Kugel geründete Glas für das Nicht-Sein. Aus Goethes Perspektive könnte man auch sagen: Das Sein ist Taten und Leiden des Nicht-Seins.

Wenn man bei Polfers über den Zaun kletterte und sich über das Gelände von Tante Ricka schlich, konnte man in den Garten von Diebels gelangen. Ernst, der vier Monate älter war als ich, wurde schließlich mein wichtigster Freund, und oft spielte ich mit ihm allein. Er war ähnlich intelligent wie Wilfried, wusste aber noch mehr. Besonders beeindruckte mich, dass er „Atomphysiker“ werden wollte, worunter ich mir nicht einmal etwas vorstellen konnte.

Und dann seine astronomischen Kenntnisse. Einmal erklärte er mir, dass die Sterne auch Sonnen seien, was ich schon einigermaßen ungläubig anhörte. Dass es davon aber Millionen, ja Milliarden geben solle, hielt ich in meiner einfältigen Altklugheit für eine kindliche Übertreibung.

Später, als ich zur Gaesdonck ging, blieb ich in den Ferien natürlich in Kontakt mit Ernst; aber mit den Jahren entfremdeten wir uns. Wie ich ihn einmal besuchte, spielte er mir auf seinem kleinen Plattenspieler begeistert eine neue Musik vor, die er Rockmusik nannte. Ich war sehr traurig, da ich seine Begeisterung so gar nicht nachvollziehen konnte, die Musik vielmehr ausgesprochen scheußlich fand. – Erst am Ende meines Studiums in Münster traf ich Ernst wieder. Er hatte Psychologie studiert und gar kein Interesse mehr an Atomphysik und Astronomie. Seine Götter waren Freud und Marx. Obwohl ich vieles gelesen und in die Breite studiert hatte, wußte ich gerade mit diesen beiden Patronen nicht viel anzufangen.

Ernst hatte wie Jüppi – und recht besehen auch ich selbst – sehr unterschiedliche Eltern. Eigentlich hätte besser sein Vater als er Ernst geheißen und nicht Franz, denn er lachte nie, ganz im Gegensatz zu Ernsts Mutter, die immer wenigstens lächelte, meistens ausgesprochen munter war. Und dann war da noch ein alter schrulliger Großonkel, den Ernst zum Spaß Uri nannte. Er wohnte in der Bauernschaft Grift, kam aber fast täglich mit dem Fahrrad zu Besuch. Uri war ein lustiger Kerl. Er spielte gerne mit uns Karten, besonders das Europa-Quartett, ein schönes geographisches Spiel, bei dem man von einem europäischen Land in die angrenzenden Nachbarländer weiterreisen konnte. Auch war Uri für diverse Späße und Streiche zu gebrauchen. Ernst und ich experimentierten gern. So kochten wir einmal „Honig“ aus Löwenzahnblüten, ein anderes Mal aus frisch getriebenen Fichtenspitzen. Uri musste das Gebräu anschließend kosten; vor allem letzteres schmeckte wohl einigermaßen nach Haarschampon. Wieder ein anderes Mal bauten wir aus engmaschigem sogenannten Kibkesdraht mehrere Fischreusen, womit wir tatsächlich auch ein paar Rotfedern fingen und in der Pfanne brieren; Uri aß sie bereitwillig auf.

Wirtschaftlich gesehen wird Uri wohl nicht gut dagestanden haben, doch beschädigte das nicht seine gute Laune. Zum Geburtstag pflegte er Ernst immer etliche alte Geldscheine zu schenken. Auf denen war die Göttin Germania in Rüstung und mit der alten deutschen Kaiserkrone in würdiger Pracht dargestellt. Uri war, wie er uns erzählte, 1919 mit seinen Brüdern und der Tasche voller Geldscheine nach Kevelaer gegangen, um dort ein Haus zu kaufen. Dummerweise haben die Brüder dann doch in letzter Minute gezögert, und vier Jahre später, in der Flaztid, waren die Scheine nichts mehr wert. Uri lachte darüber und sagte zu mir, als er Ernst einen Packen der alten Scheine aushändigte: „Und im nächsten Jahr kriegt er

weitere hunderttausend.“ – Später ist Uri, als er mit dem Rad nach Hause fuhr und die neue Umgehungsstraße überquerte, von einem Auto zu Tode gefahren worden.

Am häufigsten spielten wir wohl bei uns in Schuppen und Garten, bauten aus alten Brettern Buden und machten allerhand dummes Zeug. Einmal stießen wir im Garten hinter dem Schuppen dicht unter der Erdoberfläche auf eine große steinerne Platte. Wir redeten uns gleich ein, dass darunter wohl ein Schatz verborgen sei. Vielleicht habe auch Kaiser Wilhelm 1918 bei seiner Flucht nach Holland hier etwas hinterlassen. Wir legten die runde Platte frei und hoben sie zu fünft mit Aufbietung aller Kräfte von ihrem Platz. Die Enttäuschung war freilich groß, als wir an Stelle eines Schatzes einen alten Jauchekeller geöffnet hatten, in den die Gülle von den Schweinen geflossen war, die mein Großvater früher im Schuppen gehalten hatte.

Ein anderes Mal entdeckte ich auf dem obersten Regal in der Wurstküche, den Schießapparat, den Papa immer zum Töten der Schweine und Kühe gebraucht hatte, und daneben in einer Schachtel noch zwei Patronen, eine grüne für Schweine und eine gelbe für Rinder. Wir beschlossen, den Apparat auszuprobieren. Aber wohin sollten wir schießen? Es erschien nicht sinnvoll, den Bolzen einfach ins Freie schießen zu lassen. Wir suchten nach einem Grund, um irgendwo hinein schießen zu können. Nun gab es in der Ecke unseres Gartens einen großen Forsythienstrauch, der, wie ich fand, sich immer wieder unnatürlicherweise herunterkrümmte, so dass die Äste in den Boden wuchsen. Wenn es nun wahr sein sollte, dass man sich vor Schmerz krümmt – auch vom Draak van Poont hieß es: „häen krömmte sech vör Pin“ –, könnte es da nicht sein, dass sich das bereits Krumme vor Schmerz geradestreckt? So argumentierte ich; und wir beschlossen, in den Forsythienstrauch zu schießen. Zuvor diskutierten wir aber gründlich die Frage, an welcher Seite des Schießapparates der Bolzen, der sonst die Stirnplatte des Tieres durchschlug, herausfahren werde. Wir kamen zu einem eindeutigen Ergebnis, und Wilfried und Jüppi schossen mit einer Patrone nahe am Boden in das Stämmchen der Forsythie. Der Rückschlag war so groß, dass sie dabei fast rückwärts umfielen. Alle waren wir nach getaner Arbeit ein wenig bleich, – Papa übrigens auch, als er es später herauskriegte. Nur die Forsythie schien von unserer Aktion wenig beeindruckt zu sein.

An bedenklichen Spielen gab es auch sonst keinen Mangel. Unser sogenanntes Schlachthaus, wo die Koksheizung stand und hauptsächlich Koks und Brennholz gelagert wurden, war unser Lieblingsspielplatz. In den glühenden Koks ist nicht nur mein Meister Kluster gestorben; wir haben darin auch manche Plastikteile in einem Eisentopf geschmolzen bis wir Kopfschmerzen bekamen. Einen alten hölzernen Liegestuhl bauten wir zu einer

Rüttelmaschine für getrocknete Buchenblätter um, die wir dann als Tabak in den kleinen Gipspfeifen rauchten, wie sie in die weckenen Kloeskerls zu Nikolaus eingebacken waren. Auch hiervon bekam man freilich Kopfschmerzen.

Am meisten inspirierten uns aber die beiden Balkenspeicher, die Papa und Opa auf beiden Seiten des sehr hohen Raumes in halber Höhe angelegt hatten. Wir bauten sie gewissermaßen zu zwei Festungen weiter aus. Auf dem einen Speicher lagen noch immer ein paar von den Bördes – Reisigbündel zum Feuermachen –, die Opa Schulsteg Mama als einzige „Mitgift“ in die Ehe gegeben hatte. Da er das Wort Bördes nicht kannte und falsch verstanden hatte, soll er damals zu Papa und Oma Markt gesagt haben: „Ihr bekommt 40 Bordells von mir.“ Die verbliebenen Bördes stellten wir zu einer Art Schanze zusammen. Auf dem gegenüberliegenden Speicher standen große aufgestapelte Holzkisten fast bis unter die Decke. Dort baute ich mir in der Ecke ein Schwalbennest aus und bestückte es mit einer Wasserpistole, dazu Sägemehl (das eigentlich für die Räucherkammer vorgesehen war) und reichlich Koks. Nun bildeten wir zwei Parteien und versuchten wechselseitig die andere Festung zu erobern. Dabei ging es wild her. Wir hatten beide Speicher durch eine Brücke, ein zwei Meter langes Brett, verbunden, über die man hinüber musste. Zuerst saßen wir aber in unseren Stellungen und wehrten die anfliegenden Koksgeschosse mit einem dicken Pappendeckel ab. (Meiner stammte übrigens von der Verpackung unserer ersten Waschmaschine, die Constructa hieß und von Oma Markt so sehr bewundert wurde, dass sie anfangs während des ganzen Waschprogramms davor sitzen blieb.) Ich und mein Mitstreiter bestürmten unsererseits die Bördesfestung mit Koks, Sägemehl und Wasser. Wer am Ende Sieger war, weiß ich nicht mehr. Es kam auch nicht darauf an.

Bevor wir die Idee mit der Brücke hatten, war ich einmal allein mit Jüppi im Schlachthaus. Wir spielten wieder Kämpfen, und zwar kämpften wir um die schwere Schlachtleiter, an der Papa früher die Schweine mit einem Hankholt aus Eiche aufgehängt und ausgeweidet hatte. Die Leiter stand an den Balkenspeicher gelehnt, auf dem ich mich befand. Jüppi war auf der anderen Seite und hatte einen langen schlanken Buchenast mit einem Asthaken in der Hand. Damit wollte er die Leiter an der obersten Sprosse auf seine Seite herüberziehen. Ich hielt sie aber mit den Händen fest. Nun war Jüppi natürlich schon aufgrund seines doppelten Körpergewichts in einer besseren Position und er zog die Leiter ein Stück zu sich herüber. Plötzlich merkte ich, dass ich nur noch mit den Beinen auf dem Speicher lag, aber mit dem Oberkörper über dem Abgrund hing. Ich konnte nicht zurück und rief Jüppi zu, er solle schnell nach unten klettern und mich auffangen. Aber bei dem behäbigen Jüppi ging nichts schnell. Bevor er unten war, bekam ich das Übergewicht, und ich stürzte gut zwei Meter tief

kopfüber auf den Betonfußboden. Mein lieber Schutzengel war wiederum zur Stelle und ließ mich nicht direkt auf dem Schädel auftreffen, sondern mich mehr auf der Schulter abrollen. So bekam ich nur Beulen und andere leichte Blessuren ab. Jüppi aber, als er meinen Sturz sah, fiel vor Schreck hintenüber in die Holzklötzkes.

Eine ganz andere Katastrophe mit glimpflichem Ausgang war meine Zaubervorstellung. Dazu kam es so: Seit meinem neunten Lebensjahr fuhr unsere Familie alle zwei Jahre in den Sommerferien auf die Nordseeinsel Wangerooge. Es war eine endlose Autofahrt. Anfangs waren wir noch munter; und wenn wir in Wesel über die Brücke fuhren, sangen wir alle enthusiastisch:

„O du wunderschöner deutscher Rhein,  
du sollst ewig Deutschlands Zierde sein!“

Irgendwann wurde uns Kindern aber, während wir durch's Münsterland, Emsland und Ostfriesland fuhren, immer schlecht; trotzdem lohnte sich die Geduld. Allein der Anblick des uferlosen Meeres, das ich hier zum ersten Mal sah, als ich mit Mama die Zedeliusstraße hoch und um das Café „Pudding“ herum gegangen war, machte mir einen solchen tiefen, fast erschütternden Eindruck wie wohl kein zweites Naturerlebnis mehr. Nun war links neben dem Pudding eine kleine Buchhandlung, an der wir täglich zum Strand vorüber gingen. Im Fenster lag ein schwarzes Buch mit dem Titel „Mein Zauberbuch“; es kostete 4,90 DM. Damals bekam ich noch kein regelmäßiges Taschengeld, hatte aber etwas Urlaubsgeld und nach ein paar Tagen entschloss ich mich zum Kauf. Die Lektüre faszinierte mich, und ich plante gleich, noch in diesen Sommerferien zu Hause selber eine Zaubervorstellung zu veranstalten. Dabei war ich dermaßen ungeduldig, dass ich von Wangerooge aus einen langen Brief an Ernst schrieb, was er alles zu diesem Zweck besorgen solle. Wie enttäuscht war ich, als ich zwei Wochen später nach Hause kam und noch gar nichts erledigt war. Ja, Ernst schien an dem Plan nicht einmal besonders interessiert zu sein. Ich war aber nicht bereit, so viel Desinteresse hinzunehmen und brachte ihn auch wirklich dazu, die Vorbereitungen mit mir in Angriff zu nehmen. Gleich am Anfang gab es frustrierende Probleme. Für einen Trick brauchte ich Salpetersäure. Die war in Walbeck nicht zu haben, wie wir von Mikes Män erfuhren. Wir setzten uns also in den Bus, um nach Geldern zu fahren – dergleichen fiel uns sonst nie ein – und suchten dort mehrere Apotheken auf, die uns aber alle keine Salpetersäure verkaufen wollten. So mussten wir auf diesen Trick verzichten. Es gab aber noch eine Menge anderer. Wir malten kleine Plakate, die wir an diversen Bäumen im Dorf aushängten, dazu Eintrittskarten für Kinder (30 Pfennige) und Erwachsene (50 Pfennige). Die Vorstellung fand

in unserer Wurstküche statt, die inzwischen nicht mehr gebraucht wurde, weil Papa sich ganz auf die Champignonzucht verlegt hatte. Ernst, der mein Assistent sein sollte, und ich zogen einen Vorhang durch die Wurstküche und stellten den schweren eichenen Schlachtertisch davor. Ein paar erwachsene Frauen kauften zwar Lose, erschienen aber nicht, sondern gingen lieber zu Mama hinein, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Stattdessen kamen, neben zwei Dutzend anderen Kindern, Herbert, Wilfried und Jüppi und setzten sich mit einem Grinsen in die erste Reihe. Es war schon zu spüren, dass sie nichts Gutes im Schilde führten; wahrscheinlich waren sie neidisch, weil ich nur Ernst mit einbezogen hatte.

Ich hatte gedacht, alle Kunststücke gut genug geübt zu haben, aber leider waren die drei dermaßen clever, dass sie so gut wie alle Tricks herauskriegten, indem sie z.B. hämisch sagten: „Und was liegt da drunter?“ oder „Dann lass mal sehn, was du da und da hast.“ Alle lachten, und ich kam gehörig ins Schwitzen, riss mich aber zusammen und führte mein Zauberprogramm bis zum Ende durch. Dann aber rief einer von den Jungen: „Das war ja gar keine Zauberei! Alles Betrug! Wir wollen unser Geld zurück!“ und alle stürmten nach vorn. Ich riss die Kasse in Form einer Zigarrenkiste, die immerhin über 14 Mark enthielt, an mich, rannte mit Ernst aus der Wurstküche. Weil einige die Tür zu unserer Wohnung versperrt hatten, liefen wir die Hauptstraße hoch Richtung Schulsteg. Kurz vorher holten uns etliche ein, umzingelten uns und griffen wild in die Zigarrenkiste. Als wir uns schließlich befreiten, waren noch sieben Mark übrig geblieben; die deckten kaum die Unkosten. – Damit war meine Zauberei ziemlich erledigt, und Ernst wollte schon gar nichts mehr damit zu tun haben.

Natürlich spielte ich mit meinen Freunden nicht nur zu Hause. Das ganze Dorf und die weitläufige Umgebung war unser Spielfeld. – Zwischen der Gastwirtschaft Peters und der Luzia-Kapelle führten etliche Stufen zur Kirche hinauf, deren Plateau zwei bis drei Meter höher lag als der Markt. Wegen der Enge der Gebäude entstand hier vor dem Kirchturm oft ein starker Luftstrom. Einmal, als stürmisches Wetter war, kam ich mit meinen Freunden auf die Idee, einen Fallschirm zu bauen und fliegen zu lassen. Mein Optimismus wurde durch meine Unwissenheit befördert; denn mir war nicht recht klar, dass Fallschirme an für sich nur von oben nach unten fallen, wie der Name eigentlich hinreichend sagt. Jedenfalls nahmen wir eine alte viereckige Plastikfolie – oder war es eine ausrangierte Tischdecke dieser Art? –, verbanden die Ecken mit Schnüren, gerade so wie ich es bei Witwe Bolte gelernt hatte – „diese binden sie an Fäden, übers Kreuz, ein Stück an jeden“ –, hingen noch etwas in die Mitte an das Fadenkreuz und gingen damit zur Kirche. Wir hatten Glück. Es gab so einen starken Aufwind, dass der Schirm gleich an der Kirchturmwand nach oben getrieben wurde,

vorbei an dem großen Kreuz und der kaum lesbaren gotischen Inschrift, die das Alter des Turmes auswies: „Ind Jaer ons Heren 1432 doe is die irst sten aengelacht van dese tore sinte Luciae“. Um ein Haar wären die Bänder an den Zeigern der Turmuhr hängen geblieben. Kurz davor bog der Schirm aber nach Osten ab, und mit lautem Hallotria jagten wir auf unsern kleinen Rädchen hinterher. In einigen hundert Metern Entfernung am Dorfrand fanden wir unsere zerzauste Fallschirmtrophäe vom Sturm an eine Weißdornhecke gepresst.

In Walbeck gab es zwei alte Mühlen, die am südöstlichen und nordöstlichen Rand des Dorfes auf dem Höhenrücken standen: die Hermanns-Mühle und die Steprather Mühle, auch Jungfer und Bär genannt. In der Hermanns-Mühle mahlte der Müller Hermanns noch Getreide, allerdings ohne Flügel und Mahlwerk, vielmehr mit einem Elektromotor. Die Mühle war 1823 aus dem benachbarten Holland nach Walbeck transportiert worden und hatte die seltene Form der Kokerwindmühle, bei der sich die obere Hälfte auf einem Eichenkegel drehen läßt. Ihr charakteristischer Umriss diente der Spargelbaugenossenschaft als Emblem. Die andere Mühle war eine außerordentlich große und dicke Turmwindmühle. Sie stand am Schmalkuhler Weg zwischen dem Schlachthaus von Schlächters Fränz und unserer Champignonzucht. An dieser Mühle war nur die Kappe mit den Flügeln zu drehen, und das auch nur theoretisch. Denn die Mühle war, spätestens seit der Mühlenwirt Basen Bart gestorben war, gar nicht mehr in Gebrauch. Nach dem Krieg hatte sie nur noch zwei Flügel gehabt, die aber aufgrund ihrer Größe noch zum Mahlen ausgereicht hatten. Dann waren auch die perdu, und es wurden gewissermaßen Attrappenflügel aus Fichte angebracht. Letztenendes haben sie dem Sturm nicht Stand gehalten, obwohl oben am Drehpunkt ein großes Schild zu sehen war mit der Aufschrift:

„In Wind und Wetter  
Ist Gott dein Retter.“

Übrigens war auch die gepechte Kappe kurz nach dem Krieg renoviert worden. Bei der Gelegenheit hatte Papa, wie er uns erzählte, einen Handstand auf der Spitze gemacht. Das sei viel gefährlicher gewesen als der Handstand auf dem Geländer der Müngstener Brücke hundert Meter über der Wupper. Da habe er sich immer noch festhalten können. (Trotzdem konnten wir Oma Markt verstehen, die den Ausflug mitgemacht hatte und dabei stand und die Hände rang.)

Wir spielten oft auf dem Mühlenhügel und erzählten uns von den Geheimnissen um diese Mühle. Es sollte angeblich einen unterirdischen Gang von der Mühle bis nach Haus Steprath oder bis Schloss Walbeck geben, die über zwei bis drei Kilometer entfernt im Wald lagen. Man hat nie etwas davon gefunden; aber die Vorstellung gefiel uns. Und dann sollte die

Mühle angeblich auf römischen Fundamenten stehen. Tatsächlich war die Steprather Mühle nicht nur eine der größten, sondern auch eine der ältesten erhaltenen Mühlen Deutschlands, auch wenn sie erst um 1500 dokumentiert ist. Es mag wohl sein, dass die Römer hier einen Aussichtsturm gebaut hatten, von dem man sowohl die Maas- wie die Niersniederung kontrollieren konnte. Zwischen Geldern und Straelen lag ja an der Niers das zur Gemeinde Walbeck gehörige Dorf Pont, wo der Geldersche Drache herkam und das in römischer Zeit „Mediolanum“ oder auch „Ad pontem“ hieß. Auch als 1703 die Stadt Geldern belagert wurde, war Walbeck das Hauptquartier des preussischen Befehlshabers, des Grafen von Lottum; wir stellen uns vor, wie er auf dem Mühlenberg gestanden und nach Geldern hinunter geschaut hatte. Auf jeden Fall stand hier allnächtlich der von der Freiherrlichkeit eingesetzte Nachtwächter, blies in sein Horn und sang:

“Gey Heeren on Frauwen lot ow sagen,  
de Klock hät twelv Üren geschlagen,  
on alle, die noch wacker sin,  
sollen beijen en Paternoster vör de erme Siele ind Fagevür.“

Mit solchen Gedanken nährten wir unsern romantischen Lokalpatriotismus und gleichzeitig eine gewisse Geschichtsmelancholie. Wir wünschten uns zwar sehr, dass die alte Mühle eines Tages wieder ihre Flügel drehe und sogar Korn mahle, hielten das jedoch selber für einen unrealistischen kindlichen Wunschtraum. Aber manchmal gehen gerade die unwahrscheinlichsten Träume in Erfüllung: Gut dreißig Jahre später tat sich ein Mühlenbauverein zusammen, in dem auch Papa und Claesses Hein, ein Sohn von Claesses Mutter, mitarbeiteten, und die Mühle wurde außen und innen auf allen fünf Etagen mit dem ganzen doppelten Malwerk vollständig restauriert. Wenn ich sie bei einem Besuch in Walbeck manchmal leise ihre riesigen, mit Leinentüchern bespannten Flügel drehen sehe, glaube ich, ich träume.

Die Grundbesitzer der Mühle waren früher die Herren von Steprath (als Erben der Schenken von Nydeggen), die im Besitz der halben Freiherrlichkeit Walbeck und auf Haus Blyenbeck jenseits der späteren Grenze der Freiherrlichkeit Afferden waren. In den Buchenwäldern um Haus Steprath hielt ich mich immer besonders gern auf. Manchmal schweifte ich viele Stunden allein durch den Wald, der für mich in besonderem Maß ein Gefühl von Zuhause ausstrahlte, meistens aber mit meinen Freunden, wobei wir natürlich mit Vorliebe auf hohe Bäume kletterten, von denen es gerade bei Haus Steprath schöne Exemplare gab.

Gelegentlich fuhren wir mit den Rädern auch noch weiter durch die sandigen Kiefernwälder bis an die Knüppelbrücke, die nahe an der Grenze zu Holland und zum Dorf Twisteden nach Nordwesten über den Niers-Maas-Kanal führte. Hier war auch die Grenze unseres kindlichen Aktionsradius, der praktisch auf die Gemeindegrenzen von Walbeck beschränkt blieb, das heißt auf die Wälder oder nur Waldstreifen die rings um das Dorf verteilt waren. Nur die Gedanken gingen manchmal noch weiter, gerade wenn wir im Kanal an der Staustufe unter der Brücke spielten. Da konnten wir uns vorstellen, einen Einbaum zu bauen und mit dem in die Maas und von dort in die weite Welt zu fahren.

Der leicht verfallene Adelssitz Steprath mit seinem doppelten Grabensystem und dem wuchernden Grün umher hatte selbst etwas Geheimnisvolles, auch wenn in der Hauptburg nur der Förster wohnte und in der ein wenig später entstandenen Vorburg der Bauer Bielen mit seiner Frau, von denen es hieß, dass sie zusammen mehr als fünf Zentner auf die Waage brächten. Über dem Tor der Vorburg, vor der die alte Linde im Wald stand, bei der wir schon zu Kindergartenzeiten gespielt hatten, gab es eine in grauen Stein gehauene Wappentafel. Auf der war in einer Mischung aus Deutsch, Niederländisch und Latein zu lesen:

YOHANN CARSELIS  
 VAN DOORNIK VNDT  
 YOHANNA MARIA  
 VAN STEPRAEDT  
 HERR VNDT VROUW  
 DER VRYHEERLICKHEIT  
 WALBEECK VNDT TWISTEDE  
 ANNO MDCXXV

Später auf Gaesdonck schrieb ich über die Erbstreitigkeiten der Freiherren eine historische Tragödie „Nydeggen“ in fünf Akten und zwei- bis dreitausend Blankversen. Im letzten Akt gab es Tote am laufenden Band.

Schloss Walbeck, in dem die Schenken von Nydeggen schon seit dem Mittelalter über die Freiherrlichkeit Walbeck herrschten, lag etwas näher zum Dorf am Waldrand. Aus dem Schlafzimmerfenster von Annegret und Susanne konnte man die kupfernen Helme der vier Ecktürme in der Ferne aus den umgebenden Bäumen schimmern sehen. Das Schloss war noch älter als Haus Steprath. Das massive quadratische Backsteinkastell mit einem kleinen Innenhof war ganz von dichtem altem Efeu umwachsen, das mich an das Märchen von Dornröschen erinnerte. Über dem Eingang gab es wieder eine Wappentafel, davor eine Vorburg und um das Ganze einen Graben, an dem vorne zwei uralte hohle Linden standen. Neben dem Schloss war die alte Kastanienallee und der Dollgarten, ein verwilderter Park, der in den Wald übergang. Im Dollgarten stand ein Baum, der unsere ganze Bewunderung erregte:

eine riesige Tanne oder Fichte, die wohl einen Durchmesser von einem Meter hatte. So kerzengerade sie oben war, war sie doch auf den unteren drei Metern völlig verwachsen mit gewaltigen Ausbuchtungen, so dass sie hier mindestens zwei Meter dick war. Der Schlossgraben wurde gespeist von der Bek, einem Kleinen Bach, der vom Nesenhof herüberfloss, wo Klein-Walbeck wohnte. Auf diesen Bach und einen ehemaligen Wall um das Schloss sollte der Name Walbeck zurückgehen. Wenn der Graben voll genug war, floss das Wasser in den Pul vor dem Schloss. Es gab da noch ein anderes Rinnsal, das unter der Straße her durch ein Rohr in den Teich floss. Einer von uns kam auf die Idee, hier Stichlinge zu fangen. Wir hatten unser Sandkastensieb mitgebracht und mussten es nur geduldig vor den Ausfluss des Rohres halten. Die gefangenen Stichlinge taten wir in eine Blechdose, die wir mit Wasser gefüllt hatten. Allerdings war die Dose nicht ganz dicht, so dass nicht sicher war, ob die Fische die zwei Kilometer lange Radfahrt bis zu Hause überleben würden. Wir fuhren so schnell wir konnten, und es ging gut. Zu Hause taten wir die Fische in einen großen blechernen Sauerkrauteimer aus der Metzgerei, stellten ihn in den Schuppen und kauften bei Mikes Män ein Tütchen Fischfutter. Es war eigentlich für Goldfische, aber die Stichlinge fraßen es auch. Wie entsetzt waren wir aber, als wir am nächsten Morgen in den Schuppen kamen und die Fische tot auf dem Betonboden liegen sahen. Opa war in den halbdunklen Schuppen gekommen und hatte einfach den Sauerkrauteimer ausgegossen, ohne zu merken, dass unsere Fische darin waren.

Dies war leider nicht die einzige Gelegenheit, in der es Fischen bei uns schlecht erging. Ein anderes Mal fingen wir Katzenwelse in der Grift. Dazu stellten sich zwei im Abstand von ein bis zwei Metern mit je einem Eimer ganz still in den Bach. Wenn dann aus den Wasserpflanzen einer der vielen Welse hervorkam, schöpften die beiden plötzlich mit einem Schwung die Eimer gegeneinander. Manche Fische waren schneller, andere nicht. Diesmal hatten wir Flaschen für den Transport der Fische mitgenommen; außer den Katzenwelsen war auch ein Silberling dabei. Wir wollten nun ein anständiges Aquarium anlegen. Aus dem Keller holte ich ein besonders großes Einmachglas. Wir taten Sand und die mitgebrachten Wasserpflanzen hinein. Jeden Morgen fütterte ich die Fische. War es die Dunkelheit im Schuppen oder hatten wir etwas anderes falsch gemacht? Nach einigen Tagen wurden die Fische krank und fingen an, mit den Bäuchen nach oben zu schwimmen. Es war ein ekeliger Anblick, zumal bei den ohnehin schon etwas unheimlich aussehenden Welsen. Auf einmal erfasste mich eine Art Panik, ich wollte die sterbenden Fische los werden, sofort, sah mich aber weder in der Lage, sie in die drei Kilometer entfernte Grift zurückzubringen, noch sie

anständig zu töten. Stattdessen kippte ich das ganze Glas auf unserem Müllhaufen hinter dem Haus aus. Ich hatte mir wohl vorgestellt, dass die Fische gleich tot sein würden, aber das waren sie nicht. Ich rannte weg, aber der Anblick der erstickenden Fische ist mir doch bis heute hängen geblieben. Wenigstens hat er dazu geführt, das ich für den Fischfang, ungeachtet der idyllischen Umstände, keine rechte Sympathie mehr aufbringen konnte.

An der Mortelt hab ich es freilich doch noch zwei Mal versucht. Dass ich mit Ernst Rotfedern in Reusen aus Kibkesdraht fing, habe ich schon erzählt. Auch dieses Unternehmen war sehr zwiespältig. Einerseits freuten wir uns über die gefangenen Fische. Andererseits waren sie manchmal an dem Draht wund gescheuert und hatten sich viel Stunden gequält. Außerdem mochten wir sie nicht essen. Was helfen da die schönsten Erfolge? – Ein anderes Mal hatte ich in einem Geschäft in Bernkastel an der Mosel, wohin wir mit den Eltern einen Ausflug gemacht hatten, einen Angelhaken mit Schwimmer gekauft. Aus dem Blumen-geschäft von Claesses Mutter besorgte ich mir eine lange Bambusstange und brachte daran eine kleine Kurbel an; die baute ich aus einem Garnröllchen von Tante Mia. Tatsächlich fingen wir mit dieser Angel einen Fisch, sogar einen ziemlich großen Blei, den wir zunächst in eine Pfütze taten. Schließlich wollte ihn aber niemand töten und essen. Wir fingen ihn mit einem Netz wieder ein und warfen ihn zurück in die Mortelt. Damit waren meine Fischfangunternehmungen endgültig beendet; mein verehrter Namenspatron mag darüber denken wie er will.

Es gab aber noch andere, eigentlich schönere Erlebnisse an der Mortelt. Anfangs war mir gar nicht klar, in welchem Gewässer ich da spielte. Der lang gezogene kleine See im Süden von Walbeck war wie die Grift, bei der wir einmal vergebens nach einer Quelle gesucht hatten, kein natürliches Gewässer, sondern ein Relikt eines alten Kanals aus dem 17. Jahrhundert. Der Bau dieses Kanals zwischen Rhein und Maas war damals ein technisches wie politisches Spektakel gewesen. Er war Teil eines umfangreichen Plans der Spanischen Niederlande, die abgefallenen Provinzen durch die Umleitung des lebensnotwendigen Rhein- und Maashandels in die Kniee zu zwingen. Gescheitert ist er hauptsächlich an der notorischen Geldnot der spanischen Regierung, die zielsicher von einem Staatsbankrott auf den nächsten zusteuerte, obwohl das Land aufgrund des Silbers und Goldes aus den amerikanischen Kolonien objektiv gesehen der reichste Staat Europas war. Offenbar führt übermäßiger Reichtum auch auf staatlicher Ebene nicht unbedingt zur Konsolidierung der Finanzen, vielleicht ist er sogar schädlich? Zunächst allerdings wurde das Projekt mit Energie betrieben. Die Gouverneurin der Spanischen Niederlande, die Infantin Isabella Clara Eugenia, Tochter

Philipps II., verabredete sich mit dem Erzbischof von Köln, und 1626 fing man an, einen Kanal von Rheinberg nach Venlo zu bauen. Offiziell sollte er den Namen Fossa Sanctae Mariae haben, doch bürgerte sich schnell der Name Fossa Eugeniana ein. In den ersten Monaten gingen die Arbeiten zügig voran, so dass die Infantin aus Brüssel anreiste und bereits eine Probefahrt von Venlo nach Geldern unternehmen konnte.

Da die Spanier realistischere Weise damit rechneten, dass die Holländer das Kanalbauprojekt immer wieder angreifen würden, plante man gleich, auf der Südseite hinter dem Kanal eine dichte Reihe von Schanzen zu errichten. Tatsächlich gab es direkt an der Mortelt so eine Erdschanze, auf die wir öfter kletterten, weiter östlich an der Grift bei Hermsen eine andere. Am eindrucksvollsten aber war die große Doppelschanze, durch die der Kanal hindurch ging und die unmittelbar hinter der Grenze am Zollübergang Lingsfort lag. Der Ort hieß bis heute so, weil hier der Kanal scharf nach links fort geführt wurde, obwohl es geradeaus nur noch zwei Kilometer bis zur Maas waren. Die mehr als zehn Kilometer entfernte Stadt Venlo hatte damals protestiert und gefordert, dass der Kanal auf ihrem Gebiet in die Maas münden solle und nicht in der unbedeutenden Freiherrlichkeit Arcen.

Schon eine der beiden Schanzen an der Lingsfort, wo mit den schlimmsten holländischen Angriffen gerechnet wurde, war viel größer als die sonst üblichen. Ein gewundener Weg führte hinauf. Oben war der Grundriss der Wälle noch gut zu erkennen, in denen ein kleines Heerlager Platz hatte. Hier ging ich mit meinen Freunden hoch und wir erzählten uns die Sage von Granvaler on Hasepuet. Diese sollen die beiden spanischen Oberaufseher des Kanalbaus gewesen sein, die die armen Arbeiter entsetzlich geknechtet haben und statt sie zu bezahlen mit der Kasse durchgebrannt sind. Daraufhin wurden sie verflucht und müssen nun in bestimmten Nächten als Verdammte über die Grift fahren. Ich glaube, der Straelener Heimatdichter Leo Ophey hat darüber ein Gedicht geschrieben, von dem ich nur den Fluch und die Schlussstrophe behalten habe:

„Met gleuende Gewage  
wie in de Höll sue heit  
sollt gej de Greef befahre  
alltid vermaledeit.’

...

Vandag noch an de Lengsfort  
Goen all de Spuren her;  
Doer spukt noch Hasepüetje  
On ok noch Granvaler.“

Als ich später auf Gaesdonck einen Aufsatz schreiben sollte über das Thema „Mein Heimatdorf von einer schönen Seite aus betrachtet“ dachte ich mich in eine Baumkrone auf dieser Doppelschanze und schaute von hier aus auf Walbeck. Ich beschrieb nicht nur die Schönheiten des Dorfes, wie die beiden Mühlen, sondern ebenso die mich störenden zwei Fabriken, die Seidenweberei und die Konservenfabrik. Auch dieser Aufsatz gelang mir, wie der über Wolters Änne, ungewöhnlich gut.

Aber ich wollte noch weiter von der Mortelt schreiben. Neben dem größten Gewässer, in dem wir geangelt hatten, gab es hier noch zwei kleine Pule, einen algengrünen und einen lehmig-trüben. In diesem Pul lernte ich mit meinen Freunden Schwimmen. An der tiefsten Stelle konnten wir so gerade stehen. Unsere autodidaktischen Übungen bestanden darin, dass man einfach unter Wasser weiter ruderte und strampelte, so lange man Luft hatte. Mit der Zeit blieb ich dann immer länger oben.

Da ich in den Tagen des Schwimmenlernens ganz versessen auf diese Dinge war, freute ich mich, als Mama und Papa an einem heißen Sommertag beschlossen, mit uns nach Kevelaer ins Schwimmbad zu fahren. Gerade als wir uns umgezogen hatten, kam der Befehl, die Becken zu räumen, weil ein Gewitter im Anzug sei. Wir ärgerten uns sehr, zumal das Gewitter ganz fern vorüber zog. Papa kannte aber einen Baggersee in der Nähe und wir fuhren hin. Mama und den Mädchen war komischerweise die Lust vergangen und sie blieben bei dem leisen Regen im Auto. Papa schwamm gleich mitten in den See und ich blieb am Ufer, wo noch ein paar junge Leute auf einem dicken schwarzen Treckerschlauch saßen. Nun haben Baggerseen ja oft unvermittelte Abbrüche. Und tatsächlich trat ich nach ein paar Metern ins Leere. Ich konnte noch nicht richtig schwimmen und sank bald unter Wasser, merkte aber, dass die Stelle glücklicherweise nicht allzu tief war, so dass ich mich auf dem Boden abstoßen konnte. Ich trieb nach oben und schrie, doch schlug mir dabei das Wasser in den Hals. Zehn Meter vor mir sah ich für einen Moment die jungen Kerle sitzen, die nur blöd herüber glotzten. Dann ging ich wieder unter. Das selbe wiederholte sich zwei weitere Male. Beim dritten Mal dachte ich, es werde wohl das letzte Auftauchen sein, als mich plötzlich von hinten ein starker Arm hochriss. Es war Papa, der die Situation erfasst hatte und so schnell er konnte von der anderen Seeseite herüber geschwommen war.

Als ich einmal mit Ernst an die Mortelt kam, sahen wir, dass das ganze Gelände zwischen den drei Pulen hoch überschwemmt war und ein einziges lang gestrecktes Wasser bildete, wie zu Zeiten des Kanalbaus. Wir kamen auf den Gedanken, ein Floß zu bauen. Freilich hatten wir

keine großen Stämme zur Verfügung, aber ein paar alte Bretter und Stangen aus unserm Schlachthaus taten es auch. Wir nagelten eine Fläche von etwa vier Quadratmetern zusammen und banden dann vier große Gasolinkanister darunter, die wir von dem Heizungsbauer Cromm Hein an der Kevelaerer Straße bekamen. Dann hoben wir das Konstrukt auf unsere Fitzekarr und zogen damit zur Mortelt. Sogar an eine Kette mit Schloss hatten wir gedacht, damit uns niemand das Floß wegnähme. Anfangs gab es ein paar Schwierigkeiten, nachdem das Floß zu Wasser gelassen war: Wenn man zu nah an den Rand trat, kippte es und die Kanister konnten herausrutschen. Aber bald ging alles wunderbar. Ernst und ich saßen inmitten der wilden Natur auf unserm Floß, hielten eine lange Stange zum Staken in den Händen und fuhren über die Fossa – fast wie einst die Infantin Isabella Clara Eugenia. Es war ein glücklicher Traum – und doch Wirklichkeit.

## Abschied

Obwohl mein Lehrer Hinse, was meine Eignung für's Gymnasium betraf, anderer Meinung war als Mama, hielt die doch an ihrem Plan fest und setzte ihn mit Verspätung auch durch. Die Vorstellung, dass ich täglich mit dem Bus nach Geldern fahren sollte, gefiel ihr aber nicht, schon weil ich mich zu sehr mit der Schultasche abquälen müsse. Anfangs hatten wir in der Volksschule natürlich einen ledernen Tornister auf dem Rücken. Im fünften Schuljahr bekam ich eine richtige Aktentasche geschenkt, die ich aber der Bequemlichkeit und der Kuriosität halber immer auf dem Kopf trug und dabei mit der rechten Hand festhielt. Ich galt von daher als schwächlich.

Tatsächlich kann es mit meiner Schwächlichkeit schon damals nicht so arg gewesen sein. Wenig später half ich unserm alten Heimatdichter Schopmans Jakob bei der Weinlese und drehte die ganze Ernte seiner großen Weinterrasse durch einen kleinen Wolf mit Handkurbel, was etliche Stunden dauerte, auch wenn alle Trauben seit Jahrzehnten aus einem einzigen Stock gewachsen waren. Seine Tochter Agnes, die vorbei kam und mir in meiner anstrengenden Arbeit zusah, sagte lapidar: „Tenhaefs Sort“. Ihre Bewunderung galt dabei aber wohl mehr Papa als mir. – Schopmans Jakob oder „Vater“, wie er auch einfach genannt wurde, ging ich übrigens sehr gerne zur Hand. Er hatte etwas durchaus Unkonventionelles, schon mit dem weiß gelockten Haarkranz um die Glatze, und schien in einem Niemandsland zwischen Erdverbundenheit und Idealismus zu wandern, weshalb die andern Dörfler, zum Beispiel Tante Mia, die genau so alt war wie er, des öfteren über ihn schmunzelten oder mit

einem gewissen Neid sagten: „Jakob hat es immer verstanden, sich ein schönes Leben zu machen.“ Vater hatte nicht nur das Walbecker Heimatlied geschrieben: „Kennst du mein friedliches Walbeck nicht...?“, sondern etliche weitere Gedichte auf Deutsch und auf Platt, dazu Erzählungen wie *De schwarte Giel* sowie die Romane *Grenzvolk* und *Fluch über Gelderland*. Als er uns später einmal besuchte, interviewte ihn Annegret mit meinem neuen Tonbandgerät. Er schenkte uns seinen Band mit Erzählungen *Das Paradies in der Heide* und schrieb mit seiner schönen Schrift hinein: „Heimat ist heilig wie Brot.“ Manchmal war Vater ziemlich pathetisch, etwa wenn er nach der Weinlese ein Glas seines vorjährigen Rotweins hob und ihn mit einem bekannten Südtiroler Wein verglich; dabei rezitierte er ein Trinklied und bemerkte hinterher zu mir: „Das hab ich 1916 im Schützengraben gedichtet.“

Besonders gefiel mir die Behausung, in der er mit seiner freundlichen Frau, Deckers Stina, lebte, eine zum Gartenhaus umgebaute kleine Scheune, sehr gemütlich. Hierhin hatte er sich aus dem Gasthaus vorne an der Hauptstraße zurückgezogen, obwohl auch dies mit seinem Erker, der bläulichen Glyzinienumrankung und der großen verglasten Weinterrasse, wo die Spargelgäste speisten, schon etwas Romantisches hatte. In der Spargelzeit vom 1. Mai bis 24. Juni, in der überhaupt alle Straßen des Dorfes mit kleinen bunten Fähnchen überspannt waren, hing aus Schopmans Haus die große Fahne mit dem Spargelgrenadier über die Straße, die Karikatur eines kurzbeinigen Soldaten mit Säbel und großem Majorshut, der einen riesigen Spargel vor sich hält. Über der Eingangstür war ein handschriftlich gemalter Spruch von Vater zu lesen:

*Alle, die hier Einkehr halten,  
Alle die noch wandern müssen,  
Soll am Ende ihrer Straße  
Einst die liebe Heimat grüßen.*

Wie ich erst viel später hörte, soll es hier 1943 noch ein anderes Spruchgedicht von Vater gegeben haben. Damals mussten alle Lokale in Walbeck, bis auf eines, schließen. Jakob stellte daraufhin ein Schild ins Fenster:

*Ihr lieben Gäste von nah und fern!*

*Ich mußte schließen. Totaler Krieg!  
Das ist so der Zeiten Lauf!  
Doch wartet ein Weilchen! Nach dem Sieg  
Dann mach' ich die Tür wieder auf.*

*Doch kommst Du auf Urlaub aus Feindesland,  
Komm' hinten herum und reich' mir die Hand.*

*Wir dürfen uns nicht vergessen.  
Und dann geh' weiter, wenn's Dir gefällt  
Und trink' beim Kollegen, der offen hält,  
Was einst ich selber besessen.*

Der „Kollege“ aber, der nur wenige Meter die Hauptstraße abwärts sein Lokal offen hielt und bald dafür sorgte, dass das viel gelesene Schild verschwand, war der Ortsgruppenleiter Mikes Jüpp.

Auch in anderer Hinsicht soll Vater manchmal Differenzen mit den Nachbarn gehabt haben, freilich harmlosere. Besonders Brönken Nella, eine ältere Jungfrau, störte es sehr, dass er ein Freund der Freikörperkultur war und gelegentlich nackt im Garten herum lief und sich sonnte. „Jakob, dat es Sönd!“ warf sie ihm an den Kopf. Aber er erwiderte: „Dat es gen Sönd, – maar dat do kikst, dat es Sönd.“

Der Schuppen an Vaters Gartenhaus, in dem ich ein paar Male für ihn Briketts aufgestapelt habe, hatte ein Scheunentor, das mit einem schönen großen Schattenriß von der Gelderschen Drachensage bemalt war, gerade die Szene, in der der eine Grafensohn dem Drachen Salz auf den Schwanz streut und der andere ihm die Mistgabel ins Herz sticht:

“Sey laje Sald op sinne Start  
On bohrden dan de Griep  
van aachter in sin Draakenhart,  
dat häen de Uege kniep.  
Häen krömmte sech vör Pin  
on speit dn Flammeschin.“

Bevor Vater Soldat, Bäcker, Gastwirt, Dichter und vor allem Lebenskünstler wurde, hatte er das ungefähr 25 Kilometer nord-nordwestlich gelegene Internat Gaesdonck besucht. Aber das hatte nichts damit zu tun, dass auch ich bald dorthin gehen sollte. Vielmehr gingen die beiden Söhne von Schmed Matthis und seiner Frau Paula, die an der Hochstraße eine Schmiede und eine Tankstelle hatten und mit denen meine Eltern gut bekannt waren, seit mehreren Jahren auf Gaesdonck zum Gymnasium und fühlten sich ganz wohl. Mama fragte mich, ob ich nicht auch dorthin gehen wolle. Ich konnte mir nichts Rechtes darunter vorstellen, zögerte, aber vertraute schließlich einfach Mama, die – bis auf die Verbrennung von Meister Kluster – so gut wie immer die richtigen Entscheidungen getroffen hatte.

Eines Tages fuhr ich denn mit Mama und Papa zur Gaesdonck, um alles kennenzulernen und mich vorzustellen. Das Collegium Augustinianum Gaesdonck war ein im späten Mittelalter gegründetes Augustiner-Chorherren-Kloster gewesen, zu Beginn des 19.

Jahrhunderts von Napoleon aufgehoben und 1849 als Internat, hauptsächlich für den äußerst zahlreichen Priesternachwuchs eingerichtet. Als ideologisches Bollwerk des Katholizismus wurde es im Kulturkampf vorübergehend wieder geschlossen. Die alte Klosteranlage, die direkt an der holländischen Grenze inmitten sumpfiger Wiesen lag, war mit der sehr schmalen und sehr hohen Kirche, dem Kreuzgang und den angrenzenden Wohnflügeln noch gut zu erkennen.

Wir überschritten den alten Graben, der das Kloster in einem großen Rechteck umgab, und gingen durch den kühlen Kreuzgang. Erst später lernte ich die uralte Klosterbibliothek kennen, die sich über dem Gewölbe des Kreuzgangs befand. An ihrem Ende gab es eine niedrige schwarze Tür, dahinter eine kleine Kammer, in der das Archiv des Herzogtums Geldern seit Jahrhunderten in einem jammervollen Zustand durcheinander lag und vor sich hin moderte. Bis zum späten 15. Jahrhundert war es wohl im einige Kilometer nördlich gelegenen Kloster Gräfenenthal an der Niers verwahrt worden, wo auch die ersten Herzöge von Geldern ihre Grablege hatten, darunter Reinald II., der seine Gemahlin, die englische Königstochter Eleonore, verstoßen hatte und die daraufhin das geldrische Herzogshaus und Land verfluchte – mit Erfolg. (Übrigens ist in Gräfenenthal auch eine Freifrau von Walbeck aus dem Geschlecht der Schencken von Nydeggen begraben.) Dann aber musste Geldern im Krieg mit Kleve, das sich perfiderweise mit dem ohnehin übermächtigen burgundischen Herzog Karl dem Kühnen zusammengetan hatte, etliche Besitzungen an den feindlichen Nachbarn abtreten und das Archiv wurde nach Gaesdonck verlagert und offenbar gründlich vergessen, nicht nur von den habsburgischen und hohenzollerischen Erben, auch vom ganzen niederländischen Gelderland.

Vom Kreuzgang gingen wir ein paar Stufen hinauf in das Vorzimmer des Präses. Hier hatte früher der Prior residiert. Wir klopfen an, der Präses kam heraus und bat uns, noch eine Weile zu warten. Ich glaube, wir waren alle drei ein wenig beklommen in dem mehr hohen als breiten Zimmer mit dem großen barocken Kamin. Endlich wurden wir herein gelassen. Hauptsächlich unterhielt sich Mama mit dem Präses, der natürlich die gleiche schwarze Kleidung mit weißem Priesterkragen trug wie Pastor Hamanns, wohl ähnlich verklemmt war, aber ansonsten viel entschlossener, schärfer und asketischer aussah. Er war aber gleichwohl recht freundlich und ermunterte mich immer wieder, aus der schönen großen Blechdose die köstlichen Plätzchen zu geniessen. War es mehr Verlegenheit, Langeweile oder nicht zu bremsende Lust? – jedenfalls aß ich nach und nach fast die ganze Dose leer, und verhielt mich im übrigen still. Endlich war das Reden zu Ende, und wir machten zu viert einen Rundgang über die Gaesdonck, zuerst durch den großen Stucksaal, einen Speisesaal, in dem Ölgemälde

von den Vorgängern des Herrn Präses aus dem 19. und 20. Jahrhundert hingen. In der weitläufigen modernen Küche dahinter trafen wir Schwester Rheinburga, die die Küche leitete und mir ein Hörnchen mit Eis gab.

Wir warfen auch einen Blick in das alte Refektorium, in dem der Präses mit den Primanern speiste, er selber oben an einem kleinen Tisch mit vier wechselnden Schülern, dahinter die Schirmwand mit der goldenen Jahreszahl 1653, die andern Schüler an langen Tischen zu beiden Seiten des Saales, der ringsum vertäfelt war. Die Eichenvertäfelung wirkte ziemlich düster, erst recht darüber die lange Reihe der Porträts der Augustiner-Prioren im weißen Rock mit schwarzem Umhang. Einige falteten die Hände, andere hielten ein Buch oder legten gar die Hand auf den beigefügten Totenschädel; alle sahen aber sehr angespannt aus, selbst der mit der Aufschrift „Resignavit 1639“.

Es sollte viele Jahre dauern, bis ich selbst in diesem Saale speisen würde, bald aber schon in dem hellen modernen, freilich ziemlich langweiligen Saal, den der Präses uns danach zeigte. Mich kam aber hier eine andere Art von Beklommenheit an, nämlich die Sorge, die nicht nur ich selbst hatte, dass ich vielleicht fast nichts von dem, was hier aufgetischt würde, essen mochte. Tatsächlich war das später ein gewisses Problem, doch mit der Zeit gewöhnte ich mich an manches – nicht an alles. (Unsere Erzieherin Frau Peters hatte die Devise, dass man wenigstens von allem ein bisschen probieren müsse, „um die Schwestern nicht zu beleidigen“. Das führte dazu, dass ich beispielsweise von den kleinen Schmierkäseecken, die ich nie gemocht habe, regelmäßig die Hälfte abschnitt, sie mir hinten auf die Zunge legte, dabei die Nase zuhielt und alles mit Todesverachtung hinunterschluckte. Später, als die Regeln nicht mehr so streng waren, sammelte ich die Käseecken und brachte sie an den Heimfahrtswochenenden Onkel Franz mit, der sie gerne aß.)

Der Präses führte uns noch über den Graben in das nach seinen Vorstellungen gebaute „Juvenat“, wo ich die ersten beiden Jahre zubringen sollte. Dort übernahm die liebe Schwester Helgart die Führung, zeigte uns ihre Käfige mit den vielen Vögeln, unter denen sie besonders die Zebrafinken mochte, die Schulräume und Schlafzimmer. Die sahen so ähnlich aus, wie ich es mir bei den sieben Zwergen vorgestellt hatte: an jeder Seite vier ordentliche Betten mit jeweils einem Holzhocker daneben. In einem dieser Betten sollte ich bald selber schlafen, übrigens neben dem späteren Olympiaschwimmer und Sportvorsitzenden Klaus Steinbach, der auf seinem Hocker ein kleines tönernes Tintenfass stehen hatte, das ihm seine Schwester getöpfert hatte und das er mir, weil ich es so schön fand, großzügig schenkte; – ich habe es noch immer, ja es steht eben jetzt eine Armlänge vor mir auf dem Schreibtisch.

An Gaesdonck war alles neu und interessant für mich, aber es war schon gut, dass wir erst einmal wieder nach Hause fahren und ich die Gaesdonck fast vergaß.

Wohl um die Zeit meines Fortgangs von Walbeck hatten Papa und ich die Idee, einmal den 60 Meter hohen Walbecker Kirchturm zu besteigen. Papa hatte nach dem Krieg geholfen, die neuen Glocken dort hinaufzuziehen – die alten waren bis auf eine zu Kanonen eingeschmolzen worden – und war seitdem nicht mehr oben gewesen. Wir holten uns bei Herrn Pastor aus der Pastorat den Schlüssel und gingen hinauf, zunächst bis an die riesige Uhr mit ihren labyrinthischen Zahnrädern und die Glocken, die einmal gewaltig die Stunde anschlugen, dann über sehr lange Holzleitern bis in die Spitze des verschieferten gotischen Turmhelms, der innen ganz offen war, so dass man zuletzt 25 Meter hinunter auf die Glocken schaute. Ich ging direkt vor Papa und er fasste mit den Armen um mich herum, aber die Leitern waren schon sehr luftig. Unheimlicher waren mir allerdings noch die nie zuvor gesehenen Fledermäuse, die in der Spitze wohnten. Ich hatte gehört, sie könnten sich in meinen Haaren festkrallen; aber sie blieben recht still. Im Helm gab es vier Fenster, aus denen man weit über's Land sehen konnte, zumal Walbeck ohnehin relativ hoch liegt. Besonders auffällig waren in der weiten Landschaft die Kirchtürme: von Geldern, Kevelaer, Straelen, dazu etliche Dorfkirchen, auch weit nach Holland hinein. Und dazwischen die schönsten Felder und Wälder, auf die die gute Sonne schien.

Nur eine Dissonanz fiel in mein Auge: Am fernen Horizont sah ich im Südosten die Fördertürme der Zechen von Kamp-Lintfort und Rheinhausen, den Rand des sogenannten Ruhrgebiets. Ich war schon öfter da gewesen, bei Tante Anna und Onkel Anton in Hamm. Wenn wir die besuchten, mussten wir durch das ganze lange Ruhrgebiet von Westen bis Osten fahren – und das hatte mir gereicht. Spätestens als wir in Duisburg über den Rhein kamen, nahm alles und jedes eine derart rußige Farbe an, dass man glauben konnte, es ginge geradewegs auf die Hölle zu; und überhaupt war alles so häßlich und dreckig und dabei überfüllt mit Menschen, als wenn es sich um ein Massenprodukt handelte. Als ich nun vom Kirchturm die Kohlefördertürme und die rauchenden Schlotte am Horizont sah, befiel mich die Angst, das Ruhrgebiet könne eines Tages auch bis zu uns vordringen und auch hier alles so häßlich machen wie dort.

Spätestens seit diesem Erlebnis war ich von einer tiefen Abneigung gegen die Industrie und was sie hervorbringt geprägt; und die Menschen, die darin leben mussten, taten mir leid. Da hatte die Aussicht auf die entgegengesetzte Gaesdoncker Zurückgezogenheit denn doch manches Anziehende, selbst wenn ich Walbeck verlassen musste.

Solche Ansichten hatte mir niemand eingeredet, meine Eltern schon gar nicht. Als wir später einmal auf der Rückfahrt von einem Urlaub durch Industrieanlagen des Ruhrgebiets fahren, sagte Mama anerkennend: „Hier pulsiert das Leben!“ Ich konnte mir wohl denken, was sie meinte, musste aber doch über die Diskrepanz zu meiner eigenen Sicht der Dinge lachen; ich habe mir unter „Leben“ damals wie heute etwas anderes vorgestellt, etwas ganz anderes.

## Nachwort an die immer noch geneigte Leserin

Nun habe ich so viele Seiten mit meinen Erinnerungen an frugger voll geschrieben. Immer noch will mir etwas einfallen, das ich einfügen könnte, und es ist kein Ende abzusehen. Wie sollte es auch? Ist die Wirklichkeit nicht unendlich? Und sind Bücher nicht begrenzt? Sehr begrenzt. Bücher sind nur Fußspuren, wie ein alter Chinese gesagt hat, das Eigentliche bleibt dahinter verborgen. Um ihn genauer zu zitieren: „Die Männer des Altertums nahmen das, was sie nicht mitteilen konnten, mit sich in's Grab. So ist also das, was Eure Hoheit lesen, wirklich nur Abfall und Hefe der Männer der alten Zeit.“ – In meinem Fall, Hoheit: eines Kindes der alten Zeit.

Darum will ich hier selber ein Ende machen und Dir, geneigte Leserin, die Du schon überaus viel Geduld mit meinem Geschreibe hattest, weder weiter von meiner Kindheit berichten, noch von den andern Leben, die danach kamen: das klösterliche Internatsleben auf Gaesdonck, das Hinausgeworfensein in die städtische Welt während des Studiums in Münster, die Verbannung in die Ferne, ins bayerische Regensburg, ins hessische Bergland, die vielen Wege und Irrwege.

Wenn ich heute nach Walbeck zurückkomme, finde ich das Zuhause meiner Kindheit nicht wieder. Schon seit den sechziger Jahren hat sich die alte Welt gewaltig verändert. Alles ist aus der charakteristischen Eigenart ausgebrochen und weltläufig, uncharakteristisch geworden – fast hätte ich „charakterlos“ gesagt –; die Dörfler leben und denken und reden endlich auch wie Städter; viele sind reich geworden, meist zu ihrem Schaden. Der „Heimat- und Verkehrsverein“ rackert sich ab, um das Dorf „attraktiver“ zu machen. Was herauskommt, ist tatsächlich attraktiv, das heißt: es entspricht dem allgemeinen, gewöhnlichen Geschmack. Aus dem Ruhrgebiet sind nach und nach etliche hundert Menschen zugezogen, in „die grüne Lunge“, wie es anfangs hieß; die Einheimischen sind nicht mehr unter sich. Die Kirche hat ihre zentrale Bindungsmacht verloren, die Gebräuche sind allmählich nivelliert. Soviel ich weiß, wird immer noch die Kirmespuppe verbrannt, aber als eine Art Touristenattraktion, und zur besseren Verständlichkeit wird die Gerichtsrede auf Hochdeutsch gehalten. In der Spargelzeit wird mitunter in einem großen Zelt ein „Heimatabend“ veranstaltet mit Volkstänzen und plattdeutschen Reden. Papa und ich sind einmal hingegangen; es war unerquicklich. Beim Hinausgehen sagte er zu mir: „Solche Dinge müssen sich ergeben, sonst ist das nichts.“ Damit war alles gesagt.

Wahrscheinlich hast Du, liebe Leserin, den Eindruck gewonnen, dass ich mich geradezu neurotisch an das Vergangene klammere und es am liebsten wiederbeleben möchte. Aber ich

kann Dir versichern – ob Du es glaubst oder nicht –, dass ich kein Freund von Wiederbelebungsversuchen bin. Ja, fast möchte ich mich der Meinung des Mephistopheles anschließen: „Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht“; nur den Nachsatz: „Drum besser wär’s, daß nichts entstünde“, würde ich nicht unterschreiben wollen. Was aber vorbei ist, soll man nicht künstlich verlängern. Es behält seinen Wert nicht in der krampfhaften Aktualisierung, sondern in der Erinnerung, in der es bewahrt wird. Da kehrt es in ein Ganzes zurück, aus dem es gekommen ist, und hat seinen Frieden.

Und irgendwie habe auch ich, wie es scheint, nun meinen Frieden. Zuletzt bin ich unvermutet im fernen Pommern nach Hause gekommen. Schon im Erdkundeunterricht regte die „vorpommersche Boddenlandschaft“ meine Fantasie an. Aber ich hätte es damals nie für möglich gehalten, dass ich hier, in den Gefilden des sagenumwobenen Walter Ulbricht, einmal tatsächlich mit einem Bötchen durch die Gewässer segle, schon gar nicht, dass ich im Blick auf’s Meer mein Zuhause finden würde. Bin ich hier auf dem Wege in Mamas westpreussische Heimat? Oder kommt mir hier eine Vertrautheit der Landschaft entgegen, die mir niederrheinischer erscheint als der heutige von Straßen und Industrie zerfurchte Niederrhein selbst? Als meine Eltern mich letztens besuchten und ich mit Papa auf meiner Terrasse stand, sagte er: „Wenn ich da unten die Pappeln sehe, ist mir immer, als gucke ich auf die Wiesen Richtung Geldern.“ – Ja.